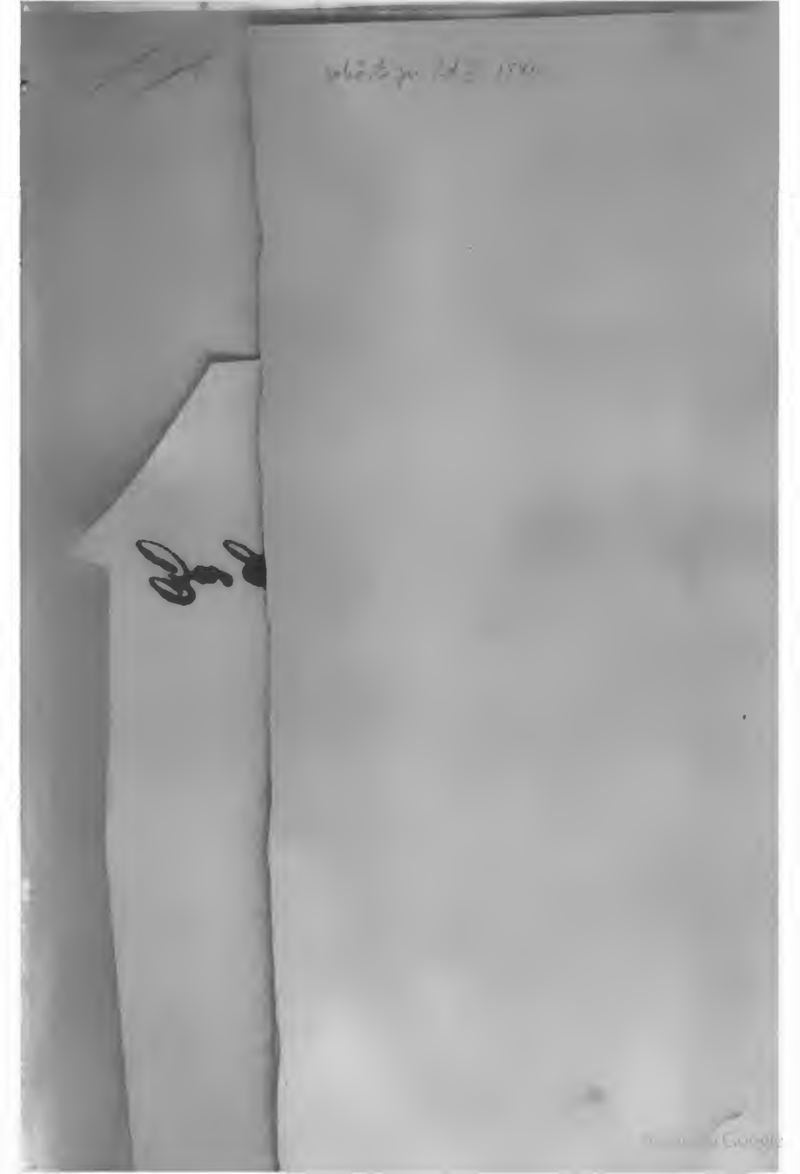


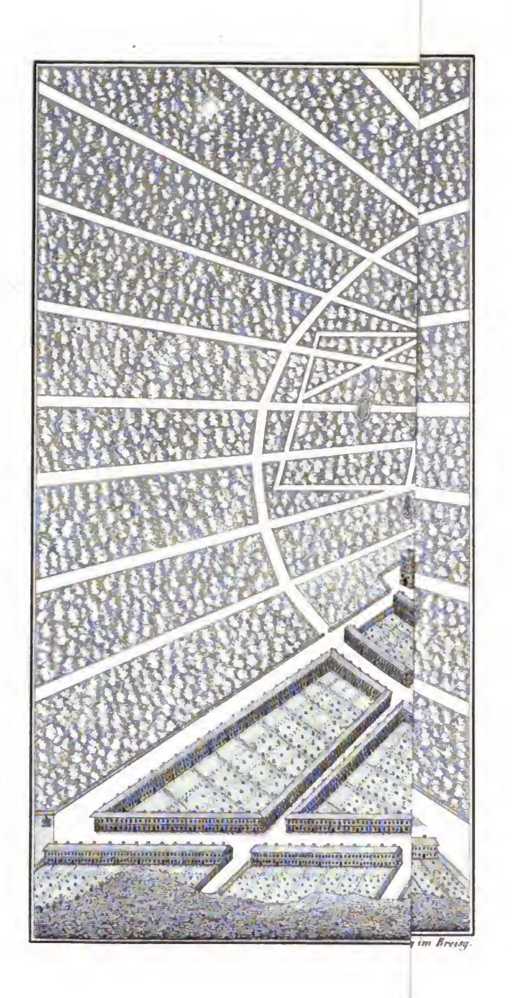

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.



<36631725160018







...g im Breisg.

Badenia

oder

das badische Land und Volk,

eine Zeitschrift

für

vaterländische Geschichte und Landeskunde

mit

Karten, Lithographien und colorirten Abbildungen
von Landestrachten.

In Verbindung mit mehreren Freunden des Vaterlandes

herausgegeben

von

Dr. Josef Bader,
am Großherzoglich Badischen General-Landes-Archiv.

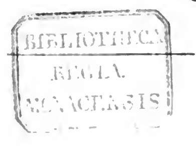
Erster Jahrgang.

Karlsruhe und Freiburg,
in der Herder'schen Kunst- und Buchhandlung.

1839.

„Ich glaube, daß das Heil der vaterländischen Geschichte in der größten Verbreitung des Sinnes dafür liegt, wenn die verschiedenen Corporationen, Familien, die einzelnen Städte, größern Märkte, die verschiedenen Provinzialstände ihre Geschichte bearbeiten lassen, und nach und nach veröffentlichen; dann entstehen nicht blos Bücher, sondern es wird auch der Sinn für das Gute, was unsere Vorzeit hatte, die Anhänglichkeit an Grund und Boden, an das Vaterland geweckt und genährt.“

Chmel.



Vorwort.

Das freudige Aufblühen der historischen Literatur in Deutschland ist unter den mancherlei Erscheinungen unserer Zeit sicherlich eine der beachtenswerthesten, da sie den Fortgang der Nationalbildung auf eine Weise bezeichnet, welche uns zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Ich will nicht auseinandersetzen, was die Geschichte eines Volkes für dasselbe werden kann; ich mache blos aufmerksam auf das Interesse, welches die einzelnen deutschen Staaten an ihren Spezialgeschichten täglich in steigendem Maaße gewinnen, und auf den edlen Wetteifer, womit sie sich in Kultivirung derselben gegenseitig ermuntern und unterstüzen. Was ist nur seit zwei Jahrzehnten von Einzelnen, was von Vereinen und Regierungen für die Sammlung, Herausgabe und Bearbeitung der Quellen gethan worden! Mehr und mehr erhalten unsere Städte und Länder, unsere großen und merkwürdigen Menschen, unsere Anstalten und Verhältnisse ihre Urkundenbücher, Chroniken, Biographien und Schilderungen.

Aber auch nur hiedurch kann das Bedürfniß eines allgemeinen National-Geschichtswerkes, welches das deutsche Volk täglich lebhafter fühlt und äußert, endlich befriedigt werden. Hundert

fleißige Hände müssen das Erz aus den Schachten der Archive und Bibliotheken zu Tage fördern, hundert andere es reinigen und schmelzen, bis die Hand des Künstlers das geläuterte Metall zu einem Denkmale gestalten kann, welches der Vor- und Nachwelt würdig sey.

Die Nothwendigkeit dieser ganz speziellen Vorarbeiten ist also klar; schwerlich indessen würde das mühsame, trockene und kostspielige Sammeln, Herausgeben und Durchforschen der historischen Quellen einen ersprießlichen Fortgang nehmen, wenn nicht zugleich noch andere Schriften bemüht wären, Liebe und Interesse für vaterländisch-historische Lektüre im Volke zu verbreiten. Denn wer wollte ausdauern in irgend einer Arbeit, welche Niemand beförderte, Niemand schäzte und verstünde? Es ist anders nicht, wo der wissenschaftliche Forscher mit Enthusiasmus, und nur diesem kann etwas Tüchtiges gelingen, seinem schweren Berufe ausdauernd obliegen soll, da muß er Achtung finden und theilnehmendes Entgegenkommen.

Obgleich unser Großherzogthum ein sehr junger Staat ist, so erfreut es sich dennoch einer schon ansehnlichen vaterländischen Literatur. Durch die Sanktblasianer, durch Schöpflin und die kurpfälzische Akademie fand man einen soliden Grund gelegt, und baute nun freudig darauf fort. In jedem Zweige der vaterländischen Geschichtsforschung und Bearbeitung ist ein guter Anfang gewonnen, und die fortgesezten Bestrebungen einer nicht geringen Anzahl ebenso gelehrter als thätiger Männer, wie die ganz besondere Liebe, womit der Landesfürst selbst die einheimische Geschichte und Landeskunde befördert, lassen uns einen befriedigenden Erfolg erwarten.

Nur aber hatte bisher neben der Reihe gelehrter Erzeugnisse die populäre Verarbeitung derselben gemangelt. Dieses veranlaßte mich zuerst zur Abfassung der badischen Landesgeschichte, worin ich dem Volke das Ergebniß jener Leistungen in geordnetem Zusammenhange vorlegen wollte. Wenn das Buch eine Theilnahme fand, die über meine Erwartung gieng, so freut mich solches als ehrende Belohnung meiner redlichen Mühe, noch mehr jedoch als Beweis eines empfänglichen Sinnes der Badener für die Geschichte und Kunde ihres Landes. In der That muß es eine höchst erfreuliche und wohlthuende Erscheinung seyn, nicht nur in den Palästen und Bürgerwohnungen der Städte, sondern selbst in den Hütten entlegener Waldorte die Landesgeschichte als ein vertrautes Lesebuch zu finden.

Diese Empfänglichkeit des badischen Volkes für einheimische Geschichte und Landeskunde, in Verbindung mit dem oben ausgesprochenen Grundsaze, rechtfertigt nun auch das gegenwärtige Unternehmen, welches uns bisher gemangelt hat, während in den meisten der übrigen Staaten Deutschlands ähnliche bestehen und sich eines ausgebreiteten Lesekreises erfreuen.

Ich hatte früher vorgehabt, die historische Beschreibung unserer merkwürdigen Städte, Klöster und Burgen herauszugeben; dann aber schien mir eine Lebensbeschreibung unserer berühmten und verdienten Männer, also ein badischer Plutarch, nüzlicher und anziehender; ferner schien es mir interessant, die Sagen unseres Landes zu sammeln und zu bearbeiten, und endlich beschäftigte mich auch der Gedanke einer badischen Landes-Chronik, worin von Jahr zu Jahr alles Wichtige und Merkwürdige, was im Einzelnen oder Allgemeinen im Großherzogthume vorgefallen,

genau verzeichnet würde. Zwischen diesen Planen und Arbeiten war ich schwankend, bis meine Verlagshandlung mich zu dem Entschluß vermochte, Alles in Einem zu vereinigen und unter dem Namen „Badenia" als eine vaterländische Zeitschrift, mit Karten und Bildwerken an das Licht treten zu lassen.

Ich eröffnete diesen Plan und Entschluß mehreren Freunden der vaterländischen Sache, und hatte das Vergnügen mich mit besonderer Theilnahme zur Ausführung desselben ermuntert zu sehen. Im Einverständnisse mit der Verlagshandlung wurde nun festgesezt: Die Badenia soll in einer möglichst angemessenen Ordnung enthalten: 1tens die Beschreibung und Geschichte der verschiedenen jezt badischen Landschaften, der merkwürdigen Städte und Dörfer, der ehemaligen Klöster, der alten Burgen und Bergschlösser; 2tens die Beschreibung aller Naturmerkwürdigkeiten des Landes; 3tens alle alten und noch im Munde des Volkes lebenden Sagen desselben; 4tens die Lebensbeschreibung aller verdienten oder merkwürdigen Männer und Frauen der jezt badischen Landestheile; 5tens eine Landes-Chronik oder kurzgefaßte chronologische Beschreibung aller im Großherzogthum von 1839 an vorgefallenen merkwürdigen Ereignisse, Handlungen und Veränderungen; 6tens endlich ein vollständiges Verzeichniß aller über und in Baden erschienenen interessanten Schriften, Bildwerke und Landkarten.

Die Landesgeschichte gab von der Gestalt und von dem Schicksal unserer Länder und Corporationen einen allgemeinen Entwurf, gleichsam ein skizzirtes Hauptgemälde: die Badenia nunmehr soll in einer Reihe größerer und kleinerer Tableau's die einzelnen Parthieen desselben in möglichster Ausführlichkeit dar-

stellen; sie soll die Resultate besonders derjenigen Werke, welche wegen ihrer gelehrten Form, oder Weitläufigkeit, oder Theure, dem Volke fremd bleiben müssen, in bündiger, faßlicher und angenehmer Schreibart mittheilen; sie soll in der Reihe ihrer Aufsäze Alles schildern, was in allen Theilen des Großherzogthums von Wichtigkeit und Interesse war und ist, alle merkwürdigen religiösen, politischen, bürgerlichen, ökonomischen und geographischen Veränderungen, Beschaffenheiten und Zustände; ihr Gesez soll Wahrheit und Popularität, ihr Zweck die Liebe der Badener für ihr Land und dessen Geschichte seyn.

Es ist mir vollkommen bewußt, was ich unternehme, und dieses Bewußtseyn macht mich bescheiden; aber jener Enthusiasmus für die Geschichte und die aufrichtige Liebe zu meinem Vaterland, welche mich von Jugend auf begleiteten, und selbst in den trostlosesten Verhältnissen keinen Augenblick verließen; alsdann meine gegenwärtige Stellung, wo mir die reichhaltigsten Mittel aus erster Quelle an die Hand gegeben sind; endlich die Freundschaft, Unterweisung und Ermunterung ausgezeichneter Männer der Wissenschaft, müssen ja wohl die Bürgschaft eines würdigen Gelingens meiner Arbeit seyn.

Um dieselbe jedoch vor Einseitigkeiten zu bewahren, um sie möglichst umfassend und gründlich zu machen, wende ich mich hiemit ersuchend an jeden Freund unserer Geschichte und Landeskunde, mich im Interesse der vaterländischen Sache durch Mittheilungen in historisch-, statistisch- und topographischer Beziehung gütigst unterstüzen, oder mich durch Bemerkungen und Fingerzeige auf dasjenige aufmerksam machen zu wollen, was ich etwa irrthümlich oder oberflächlich behandelt, oder völlig übergangen hätte.

Es wird alsdann diesen Verbesserungen und Ergänzungen am Schlusse jeden Jahrganges ein besonderer Raum gewidmet, und darin über die eingegangenen Mittheilungen und ihre Benüzung Rechenschaft abgelegt werden.

Schließlich muß ich in Betreff der Schreibung unserer Ortsnamen noch anmerken, daß ich mich dabei an die alten Urkunden gehalten habe, und von der üblichen Schreibart abgegangen bin, wo dieselbe offenbar als verkehrt erscheint. So schrieb ich z. B. nicht „Höhenschwand“, sondern „Hächenschwand“, weil der Ort ursprünglich „Hachin-Swand“ (der Neubruch des Hacho) heißt. So sollte man auch nicht „Röggenschweil“ sagen, sondern „Rötgers“ oder wenigstens „Röggersweil“, da es von dem ersten Besizer, Namens Rotger, herkommt.

Karlsruhe, im Februar 1839.

Der Herausgeber.

Inhalt

des

ersten Jahrgangs oder Bandes.

Seite

Seite

Vorwort zum fünften Hefte.

Die Badenia hat bei ihrem Erscheinen in beinahe allen Theilen des Großherzogthums eine sehr günstige Aufnahme gefunden, worin der Herausgeber mit Vergnügen sowohl ein Zeugniß von dem vaterländischen Sinne seiner Mitbürger, als eine Bestätigung des zeitgemäßen Werthes der Unternehmung sieht. Wie sehr ihn diese günstige Aufnahme aber erfreuen und ermuntern muß, eben so sehr beschämt und drückt sie ihn auch, da sie zugleich ein Vertrauen und Erwartungen ausdrückt, welchen er in den bisherigen Heften nicht entsprochen hat. Sie waren an Raum etwas zu beschränkt und an Inhalt zu einseitig, um so viel allgemeines Interesse zu erregen, und das Publikum in dem Maße zu befriedigen, wie er wünschte.

Herausgeber und Verlagshandlung werden daher ihre Leistungen verdoppeln, damit die Badenia dem umfassenden Plane, womit sie angekündigt worden, möglichst nachkommen, und sich zu einem geachteten und beliebten Organ für vaterländische Geschichte und Landeskunde heranbilden möge.

Es ist nun schon das jüngst erschienene vierte Heft bedeutend erweitert worden, und von dem gegenwärtigen an soll neben den historischen, naturhistorischen und topographischen Aufsäzen, über die badische Volks- und Staatskunde der Gegenwart eine besondere statistische Abtheilung, und über einschlagende Tagserscheinungen ein Intelligenz-Blatt erscheinen, wie am Schlusse jeden Jahrganges über die merkwürdigsten Zustände und Ereignisse desselben die in der Ankündigung versprochene Landeschronik nach gleichfalls erweitertem Plane.

Die zahlreiche Subscription des Publikums und die Beihilfe einiger für das Unternehmen besonders interessirten sachkundigen Männer sezen den Herausgeber und Verleger in den Stand, diese äussere und innere Erweiterung auf eine Weise zu bewerkstelligen, welche der Badenia wohl die Zufriedenheit billiger Leser gewinnen und sichern wird.

Um jedoch der Forderung einer möglichsten Vielseitigkeit noch besser entsprechen zu können, wendet sich der Herausber hier an alle Freunde der vaterländischen Geschichte und Landeskunde, und fordert sie im Interesse der Sache auf, ihn durch Mittheilungen, von welcher Art sie der Badenia angemessen seyn mögen, zu unterstüzen. Wie viele Dokumente der Vorzeit, wie viele Ausarbeitungen über vaterländische Gegenstände ruhen unbekannt noch im Privatbesize, welche hier das beste Organ fänden, in den öffentlichen zu gelangen! Für das Intelligenzblatt aber namentlich wünschte der Herausgeber aus den verschiedenen Theilen des Großherzogthums über vaterländische Arbeiten, Alterthümer und Merkwürdigkeiten ausführliche Nachrichten oder wenigstens Notizen und Fingerzeige zu erhalten.

Wenn der Herausgeber alle Zeit, welche ihn sein Amtsberuf erübrigen läßt, im reinen Interesse des Vaterlandes diesem Unternehmen opfert, und die wahrlich nicht geringe Verpflichtung und Mühe auf sich nimmt, ein so zahlreiches und gemischtes Publikum in fortlaufenden Lieferungen zu befriedigen, während die Verlagshandlung keine Kosten einer würdigen Ausstattung scheuet, so dürfen beide sich gewiß auch zu der Hoffnung berechtigt glauben, daß die Freunde der vaterländischen Geschichte und Landeskunde einen thätigen Antheil an der Badenia nehmen, und ihr dadurch mehr und mehr den Charakter eines patriotischen Gemeinwerkes verleihen werden. Da unser Staat nicht groß ist, liegt uns die Pflicht um so näher, durch vereinigte Kräfte jeder vaterländischen Unternehmung die nöthigen Mittel zu verschaffen, damit sie mit Ehren gedeihen möge, nach jenem goldenen Spruche: Concordi industria res parvae crescunt.

So viel über die neue Einrichtung und Erweiterung der Badenia. Es seye dem Herausgeber nun erlaubt, einige Bemerkungen und Bitten beizufügen, welche den Standpunkt und die Verhältnisse desselben dem Publikum gegenüber betreffen. Sie sind um so nöthiger, als der Leser vor der Vollendung einiger Jahrgänge keinen vollständigen Begriff von dem Unternehmen haben kann, und die Kürze der Ankündigung schon mehrere Misverständnisse veranlaßt hat.

Vor Allem macht der Herausgeber noch einmal darauf aufmerksam, daß die Badenia keine gelehrte, sondern eine populäre Zeitschrift seyn soll, daß sie es dabei aber gleichwohl vermeiden wird, in eine Darstellungs- und Schreibart zu verfallen, welche den wissenschaftlichen Mann abschrecken müßte. Natürlich ist hier der ächt wissenschaftliche gemeint, dessen Urtheil vom Standpunkt der Dinge selbst ausgeht, nicht der Pedant und Halbwisser, welche Alles verdammen, was nicht in den Rahmen ihrer Weisheit paßt.

So wird sich der Herausgeber auch nie herbeilassen, einem verdorbenen Zeitgeschmacke zu huldigen. Wem die einfache Speise einer rein vaterländischen Lektüre nicht behagt; wem es nicht lieber ist, über die ehemaligen und gegenwärtigen Zustände unseres Heimathlandes und seiner verschiedenen Theile auf eine prunklose Weise belehrt zu werden, als „interessante Historien“ und „pikante Raisonnements“ zu lesen, oder wer ohne Rücksicht auf die Sache selbst und auf das übrige Publikum, egoistisch nur an seine Befriedigung denkt und darnach den Werth dieser Zeitschrift beurtheilt — der lege sie bei Seite!

Die Hefte der Badenia werden künftig in richtigerer Folge geliefert werden; aber der Herausgeber bittet dabei, das Einhalten der bestimmten Erscheinungstermine gleichwohl nicht mit allzu strenger Genauigkeit von ihm zu verlangen. Wenn innerhalb Jahresfrist die sechs versprochenen Hefte vollständig erscheinen, was kann es importiren, ob jedes einzelne etwas früher oder später versendet werde? Die Ausarbeitung und Vollendung eines Heftes ist sowohl wegen des Textes als besonders auch wegen der bildlichen

Zugaben mit einer Reihe von Schwierigkeiten verknüpft, welche der Leser kaum ermessen kann, abgesehen davon, daß historische und statistische Arbeiten schon überhaupt zu den allermühsamsten und zeitraubendsten gehören. Wie manches alte Pergament, wie mancher Aktenfaszikel, wie manches Buch muß gelesen, wie mancher Auszug, wie manche Zusammenstellung und Berechnung muß gemacht werden, bis man zu einem Resultate, zu einer Anschauung und Gewißheit gelangt!

Auch bittet der Herausgeber, die einzelnen Aufsäze für das zu nehmen, was sie ihrem Zwecke nach seyn sollen. Denn der eine ist ganz für die Lokalität, ein andrer für das größere Publikum berechnet; der eine ist eine spezielle Ausführung, der andere nur gleichsam eine Vorrede oder Einleitung zu einer nachfolgenden Reihe solcher Ausführungen, wie z. B. die Aufsäze über Konstanz, Pfalz, Breisgau und Fürstenberg, an welche sich die detailirten Darstellungen des Merkwürdigsten aus der konstanzischen, pfälzischen, breisgauischen 2c. Geschichte von Zeit zu Zeit anschließen werden.

Eine systematischere Ordnung, als eben diese, daß die allgemeineren Schilderungen den spezielleren wo möglich vorausgeschickt werden, ist bei einer Zeitschrift von solchem Umfange nicht einzuhalten. Was dadurch der gehörigen Folge der Aufsäze aber abgehen mag, wird ein vollständiges und ausführliches chronologisches und Sachregister am Schlusse des Werkes zu ersezen suchen.

Karlsruhe im Mai 1840.

Der Herausgeber.

Inhalt des fünften Heftes.

Historische Abtheilung:

Statistische Abtheilung:

Bemerkung.

Da die **historische** Abtheilung der Badenia hauptsächlich auch für die vaterländische **Jugend** bestimmt ist, die **statistische** aber mancherlei für dieselbe nicht Geeignetes zur Sprache bringen muß, so hat man diese Abtheilungen besonders paginirt, um dem Leser ihre Trennung möglich zu machen. Beide Abtheilungen laufen also selbstständig neben einander fort, und können beliebig gebraucht und gebunden werden.

Ferner ist zu bemerken, daß die colorirte Darstellung der **Hanauer Tracht**, welche für das gegenwärtige Heft bestimmt war, wegen erschwerter Arbeit erst im nächsten gegeben werden kann, dafür aber die Ansicht von **Altbreisach** folgt, welche als Nebenstück des alten Festungsplanes zum 6ten Hefte gehört.

Freiburg im Mai 1840.

Herder'sche Kunst- und Buchhandlung.

Die Gründung und Aufnahme

von

Karlsruhe.

Der Boden unserer heitern Residenz bildete vor weniger als anderthalb hundert Jahren noch einen Theil des düstern Hardwaldes, welcher sich einst unter dem Namen Lußhard von der Pfinz bis über die Alb herauf erstreckte und vor dem Anbaue dieser Gegenden mit dem großen Rheinthalwalde verbunden war. Einzelne sonnige Stellen, meist an den Vorhügeln des Gebirges, lockten zur Niederlassung an, und so entstund schon in der keltischen Zeit das benachbarte Durlach, wo hernach die Römer auf dem Berge den Wartthurm errichteten, dessen Mauern wir noch kühn sich erheben sehen. Sie benüzten ihn zum Schuz einer Straße welche von der blühenden Bäderstadt Aurelia über Ettlingen am Gebirge herab nach dem Neckar führte, wo das alte Lupodunum eine Hauptveste der Eroberer war. Ueberreste römischer Gebäude und Denkmäler in der Nähe von Ettlingen bezeugen die uralte Entstehung auch dieses Ortes, wovon der gute Irenicus freilich eine zu hohe Meinung hatte, wenn er sie den geflüchteten Trojanern zuschreibt! (1)

(1) Auf den Trümmern der alten *civitas Aurelia aquensis* ruhet das heutige Baden, dessen Ruhm als Bäderstadt ein würdiges Seitenstück zu dem frühern Glanze bildet. In *Lupodunum* erkennt man sogleich unser uraltes Ladenburg, nach welchem die Deutschen bei ihrer Ansiedelung in der Umgegend, dieselbe mit dem Namen des Lobdengaues bezeichneten. Irenicus oder Friedlieb, von Geburt ein Ettlinger, Professor zu Heidelberg, Freund und Beförderer der Reformation, schrieb unter anderm ein Buch,

Man weiß, wie lange und heftig sich die Römer mit den Alemannen um das schöne Rheinthal gestritten; als die leztern aber gesiegt und das Land in Besiz genommen, geriethen sie mit ihren eigenen Volksgenossen, mit den Franken, in erbitterten Krieg, und nach jenem verhängnißvollen Tage bei Zülpich wurden die Grenzmarken der Alemannen von den Ufern des Mains hinaufgerückt bis an die Ortenau. Jenseits des Neckars und Mains war die Bevölkerung rein fränkisch, jenseits der Murg und Kinzig rein alemannisch; in den dazwischen liegenden Landschaften vom Rhein bis an das Gebirge saßen meist alemannische Bauern als Hörige und Zinsleute fränkischer Herren, von welcher Vermischung Sprache und Charakter der gegenwärtigen Anwohner der Murg, Alb und Pfinz noch unverkennbare Zeugen sind.

Als im sechsten Jahrhundert nach dem Sturze des altrömischen Reiches die fränkische Monarchie sich gebildet, gehörte die Landschaft dieser drei Flüsse zum Herzogthum Deutsch-Franken, welches gegen den Rhein zu durch den kleinen Osbach bei Baden vom Herzogthum Alemannien oder Schwaben getrennt war. Von dieser Grenze an bis gegen die Alb erstreckte sich der Os- oder Ufgau, dann folgte der Pfinzgau bis gegen Linkenheim, wo der große Kraichgau begann. Das alte Durlach mit seiner Schwester Ettlingen lag also mitten im Pfinzgau, von welchem der Albgau eine Unterabtheilung bildete. Bewohnt waren diese Landschaften damals nur stellenweise; dort am Gebirge ruhten als einzelne Höfe und kleine Weiler das heutige Wolfhardsweiler, Au, Grezingen und Berghausen; dort am Rheinstrom die Orte Darlanden, Knielingen und Eckenstein, und hier in der Ebene das benachbarte Beiertheim und Rindheim mit noch andern Niederlassungen, welche im Verlaufe der Zeit wieder verschwunden sind. Einige dieser Höfe faßten nicht unbeträchtliche Güter in sich, und hin- und wieder, wie zu Berghausen und Singen, wurden schon sehr frühe Obst und Wein gebaut. Alle näheren Verhältnisse aber, wie der Grad damaliger Kultur überhaupt, sind völlig unbekannt. Heller und belebter ward es in unserer Landschaft erst mit der Stiftung des Klosters Gottsau, dessen Urkunden und Schriften ein willkommenes Licht über die Umgebungen des Hardes verbreiten.

über Deutschland, welches lang als ein Hauptwerk gegolten hat. Bezeichnend für den damaligen Zeitgeist mag es seyn, wenn Männer von sonst so klarem und kritischem Verstande, wie Friedlieb und sein Freund Reuchlin, in allem Ernste glauben und niederschreiben konnten, die aus Troja vertriebenen Fürstensöhne hätten im Abendlande zwei Städte gegründet, Rom und — Pforzheim, von welchem hernach Ettlingen als eine Tochterkolonie ausgegangen sey!

Wo nun Gottsau liegt, war damals ein einschichtiger Hof bei einem neu ausgereuteten Feld, an einem Altwasser, von Eichen- und Buchwald dicht umgeben, man nannte den Plaz die Au, und er gehörte zu den Eigengütern des Grafen Berthold von Hohenburg bei Durlach ([2]). Dieser Herr, als er alt und gebrechlich geworden, wollte die Sünden seiner Jugend dadurch versühnen, daß er die Au im Lußhard dem Herrn weihte und in eine Pflanzschule heiligen Lebens verwandelte. Aus dem berühmten Kloster Hirschau erbat er sich eine Anzahl frommer Brüder unter der Leitung des ehrwürdigen Walpot, baute ihnen ein Klösterlein, versorgte sie mit hinreichendem Unterkommen, und befestigte ihre Verfassung durch einen Freiheitsbrief. Die Geschichte von Gottsau, wie das neue Gotteshaus genannt wurde, macht keine Ausnahme von dem gewöhnlichen Gange solcher Mönchsanstalten. Die ersten Zeiten des Fleißes, der Armuth und Frömmigkeit waren wohlthätig genug, um die spätern der Ueppigkeit und Trägheit auszugleichen. Denn das einsame Kloster im Hardwalde blieb für eine nicht geringe Umgebung lange Zeit der einzige Lichtpunkt geistiger und materieller Kultur; es versorgte eine Reihe benachbarter Kirchen mit Pfarrern und Vikaren; es stockte Wälder aus, trocknete Moräste, zog fleißige Kolonisten herbei, und gründete namentlich das Dorf Neureut.

Während aber Gottsau still heranwuchs, ruhig seinen geistigen und zeitlichen Reichthum vermehrte, und in der Abgeschiedenheit seiner einsamen Waldgegend wenig Neues erlebte, hatte sich in näherer und fernerer Umgebung Manches verändert und viel Wichtiges zugetragen. Aus der Verbindung zwischen einem Sohne des Herzogs von Zäringen und einer Tochter des Grafen von Eberstein war das Haus Baden hervorgegangen, welches sich im Breisgau, wie im Os- und Pfinzgau so glücklich vergrößerte, daß es nach dem Zwischenreich neben den Grafen von Wirtemberg und den Pfalzgrafen bei Rhein als der angesehenste Reichsstand dieser Lande erscheint. Die alten Orte Durlach und Ettlingen waren zu Städten emporgeblüht, und bald folgte ihnen auch Mühlburg; viele der umliegenden Höfe und Weiler hatten sich zu Dörfern erweitert; hin und wieder erhoben sich Burgen und Seßhäuser des badischen Vasallenadels; neue Straßen und Wege durchzogen die Gegend;

(2) Welchen Stammes derselbe war, ist nicht mehr genau zu ermitteln. Man hält ihn gemeinweg für einen Grafen von Henneberg; gehörte er aber nicht wahrscheinlicher der alteinheimischen Familie von Eberstein an, welche über den Osgau das gräfliche Amt verwaltete, und deren Glieder sich beim Abgange der Gauverfassung in diese Grafschaft erblich getheilt haben?

der Hardwald hatte an vielen Stellen der Art und dem Pfluge weichen müssen, Kraut- und Obstgärten waren nichts Seltenes mehr, und am Gebirge hin pflanzte man jezt auch die Rebe häufiger; Handel und Wandel, Wohlstand und Bildung hatten sich zusehens erweitert und vermehrt, und die Misverhältnisse, die Uebel, welche sich nach dem Verfalle der alten Verfassung durch das Feudalwesen ergaben, suchte eine neue Landesordnung und Einrichtung möglichst auszugleichen und zu heilen.

Das Verdienst dieser Fortschritte in Bevölkerung und Kultur unseres Landstrichs gebührt aber großentheils dem badischen Hause, dessen Fürsten sich durch Liebe des Friedens, der Gerechtigkeit und Ordnung, durch Beförderung alles Schönen und Guten, was im fortschreitenden Geiste der Zeit lag, einen ausgezeichneten Ruf erwarben. Gewiß wäre Baden noch schneller emporgeblüht, gewiß hätte es an äußerer Macht, wie an moralischem Gewichte, mit Wirtemberg und Pfalz wetteifern können, wenn nicht so häufige Theilungen des Landes und endlich eine längere auch des markgräflichen Stammes stattgefunden.

Wir wissen, daß diese Theilung durch die Söhne Markgraf Christoph des Ersten geschah, wovon Bernhard der Dritte Stammherr der Linie von Baden-Baden, und Ernst der Stifter von Baden-Durlach wurde. Zum Glücke für Land und Fürstenhaus fielen durch den Abgang der ersteren im Jahre siebzehnhundert sieben und siebzig beide Markgrafschaften wieder zusammen, und seither ist Baden durch vereinte Kraft und Thätigkeit im Innern, wie durch günstige Ereignisse von Außen, zu dem Ruhme eines der besten, gesegnetsten Staaten Deutschlands gelangt.

Seit jener Trennung waren zuerst Pforzheim, alsdann Durlach die Residenz der Ernestinischen Linie, bis Markgraf Karl der Dritte sich in Karlsruhe eine neue erschuf, welche hernach sein Enkel Karl Friedrich zur bleibenden Haupt- und Residenzstadt des vereinigten badischen Fürstenthumes erhob. Der Einfluß dieser Gründung auf den umgebenden Landstrich konnte natürlich nur wohlthätig seyn, und wenn die Erbauung der Residenz in einer sandigen und wasserarmen Fläche vielfach getadelt worden, so kann man erwidern, daß die Kunst endlich doch einen Garten in diese anfängliche Wüste gezaubert habe.

Markgraf Karl, der Sohn des edlen Friedrich Magnus und Augusta's von Holstein, hatte eine sehr sorgfältige, seinen ausgezeichneten Naturgaben entsprechende Erziehung erhalten; er war auf Reisen und unter wissenschaftlichen Studien zum Jünglinge, auf Feldzügen in vielfacher militärischer Thätigkeit zum Manne herangereift, und trat im kräftigsten Alter, ausgerüstet mit Allem, was einen Fürsten zieren kann, die Regierung der baden-durlachischen Lande an. Es war im Jahre siebzehn-

hundert neun, nach dem Tode seines Vaters, welcher ihm zwar ein durch langen Krieg verwüstetes Land und eine erschöpfte Kasse, aber auch das Beispiel eines standhaften und vaterländisch gesinnten Fürsten hinterließ. Markgraf Karl ahmte dasselbe getreulich nach und übertraf es in mehr als einer Beziehung. Mit den Lorbeeren, die er auf dem Schlachtfelde erworben, paarte er den edlern Ruhm eines Vaters seines Volks. Wir wollen die Fehler nicht aufzählen, wozu ihn sein feuriger Geist und die verführerische Gabe einer bevorzugten Männerschönheit verleiteten; als Regent gebühret Karl dem Dritten sicherlich eine der ersten Stellen in der Reihe der badischen Fürsten. Ihn leitete der Grundsaz, Alles wo möglich selbst zu sehen, und überall selbst zu handeln. Daher widmete er dem Regierungsgeschäfte den besten Theil des Tages, verschaffte sich eine genaue Kenntniß von dem Zustande seines Landes, war jedem seiner Unterthanen zugänglich, und ließ sich alle Bittschriften derselben vorlegen. Er schrieb dann seine Bemerkungen in lakonischem Latein oder Deutsch an den Rand, wornach sich die Regierungskollegien zu benehmen hatten. Seine Beamten und Diener hielt Karl unter strenger Aufsicht, wußte aber auch ihre Fähigkeiten, ihre Treue und Thätigkeit zu schäzen. Besonders angelegen war ihm die Justizpflege; er hielt Visitationen im Lande und verschaffte sich bei schwierigen Rechtsfällen auf eigene Kosten die Gutachten unpartheiischer Universitätskollegien. Ordnung, Betriebsamkeit und Wohlstand sollten im Staate herrschen, dahin vereinigten sich seine besten Wünsche und Bestrebungen, und man muß wirklich bewundern, was ihm während seiner kaum dreißigjährigen Regierung in einem Lande gelungen ist, dessen sämmtliche Städte der Krieg in Schutthaufen und blühende Gefilde in Wüsten verwandelt hatte.

In seinem Privatleben war Markgraf Karl ein interessanter Sonderling. Bei Tische ließ er sich von Mädchen bedienen; acht Kammerfrauen hatten die Wache und begleiteten ihn beim Ausritte in Husarenuniform. Leidenschaftlich war seine Neigung für Tanz, Musik und Blumen. Jene Mädchen und Kammerfrauen mußten Gärtnerinnen seyn, mußten Opern und Ballete aufführen. Als Blumenfreund kaufte er sich ein eigenes Haus zu Harlem und reiste während seiner Regierung mehrmals dahin, um die Gärten zu besuchen und die Blumenkenner um sich zu versammeln. Hiedurch wurde freilich das Wichtigere oft vernachläßigt, wurde die sonst sparsam verwaltete Kasse erschöpft, und dem durlachischen Hofe ein Ruf zugezogen, welcher übelwollenden Zeugen eine erwünschte Gelegenheit zu verläumderischen Uebertreibungen bot.

So weit das Bild des Gründers von Karlsruhe. Die Ursachen dieser Gründung hat man in verschiedenen Umständen und Zufällen

gesucht, die hauptsächlichste aber beruhte wohl in dem geschilderten Charakter des Fürsten. Sein lebhafter, mit Kenntnissen und Erfahrungen reicherfüllter Geist, strebte immer nach Wegen neuer Thätigkeit. Hiezu kam eine Baulust, deren Befriedigung in den Verhältnissen zu Durlach mancherlei Hindernisse fand, kamen Neigungen des Herzens, die er um so eigensinniger verfolgen mochte, je empfindlicher man ihn ihretwegen gekränkt hatte ([3]).

---

(3) Der gelehrte Malschius, welcher damals zu Durlach lebte, hat in seinen »noctes vacivae« der Gründung von Karlsruhe eine eigene Abhandlung gewidmet, worin Folgendes die bedeutendste Stelle ist: »Markgraf Karl erbaute sich den Ort zu einem Ruheplaz, daher dessen Benennung. Nach den Arbeiten und Drangsalen des spanisch-französischen Krieges nämlich, post complurium expeditionum gloriosa exempla, bellicosae dextrae egregia facinora, parta jam pace, wollte er sich in stiller Zurückgezogenheit wieder erholen und sammeln. Zwei Gründe zunächst aber veranlaßten den Bau. Der eine war die sumpfige Lage von Durlach, wo die starken Frühlings- und Herbstnebel das Klima ungesund machen. Schon Markgraf Friedrich Magnus hatte deswegen mehrere Ableitungskanäle stechen, einen großen Theil des sumpfigen Stadtgrabens in Gärten umwandeln und endlich auch das Residenzschloß höher aufführen lassen, um es einem freieren Luftzuge auszusezen. Der neue Bau erhob sich schnell, wurde aber durch den Tod des Markgrafen plözlich unterbrochen. Sein Nachfolger hätte ihn wohl gerne vollendet, anfangs indessen verhinderte ihn der Krieg, und nach Herstellung des Friedens trat ein anderes Hemmniß der Vollendung entgegen. In diesem lag zugleich der zweite jener beiden Gründe. Die Anlage des Schlosses war grandios, und kaum erst stand ein Drittel unter Dach. Das Uebrige in gleichem Style auszuführen, dazu reichten die Mittel nicht hin, und etwas Geringeres konnte man auch nicht daran fügen. Illud vetabat respectus civium, quibus diuturnitate belli parcendum erat; impar substructio foedabat operis instituti splendorem. Es schien daher am Besten, ein ganz neues Residenzschloß zu gründen, welches gesünder liege, die Kasse nicht zu sehr in Anspruch nehme, und doch auch die Würde eines fürstlichen Sizes darstelle. Uebrigens soll im Anfange des neuen Baues die Absicht des Markgrafen noch gar nicht gewesen seyn, die alte Residenz zu verlegen; er wollte vielmehr nur einen Aufenthalt haben, wo er die schöne Jahreszeit ungestört genießen könne. Erst später habe die Wohlgelegenheit des Ortes und die wachsende Anzahl nachbarlicher Ansiedler die Veranlassung zur Translation der Residenz von Durlach nach Karlsruhe gegeben.«

Hiemit stimmt auch die Inschrift überein, welche früher am Eingange des alten Schlosses lateinisch und in folgender Uebersezung gelesen wurde:

»Anno 1715 war ich ein Wald, der wilden Thiere Aufenthalt. Ein Liebhaber der Ruhe wollte hier in der Stille die Zeit vertreiben, in Betrachtung der Kreatur, die Eitelkeit verachtend, den Schöpfer recht verehren. Allein das Volk kam auch herbei, und baute, was du hier siehest. Also keine Ruh,

Markgraf Karl liebte das Vergnügen der Jagd. Eines Tages, wie die Sage erzählt, nachdem er lange Zeit mit Anstrengung durch das Dickicht des Hardwaldes ein Wild verfolgt und sich von seiner Begleitschaft verloren hatte, sezte sich der Ermüdete auf einen Baumstrunk, im Schatten einer Eiche, und versank in einen erquickenden Schlummer. Als er gestärkt erwachte, traten schon früher gehegte Gedanken und Plane über einen abgeschiedenen, stillen Ruheplaz jezt um so lebhafter vor seine Seele, und es entwickelte sich bei ihm während der Heimkehr der Entschluß zur Gründung einer kleinen Sommer-Residenz. Die Ausführung dieses Entschlusses wurde sogleich mit all' dem feurigen Eifer betrieben, der seinem Geiste eigen war. Freilich zog er auch seine Umgebung darüber zu Rathe; aber wer ist nicht beflissen, die Lieblingsgedanken eines Fürsten vortrefflich zu finden? Dir Lage für das neue Schloß wählte Karl mitten im Hardwalde, eine Stunde von Durlach, ohnweit Gottsau, nach der Sage genau auf der Stelle, wo er damals so sanft geruht. Am siebzehnten Juni siebzehnhundert und fünfzehn legte der Markgraf, in Gegenwart des ganzen Hofstaates, mit eigener Hand feierlich den Grundstein, und zur steten Erinnerung dieses Tages stiftete er zugleich den Hausorden der Treue, dessen Verleihung der ehrende Lohn für die anhänglichsten und verdientesten seiner adeligen Diener seyn sollte.

Der neue Bau nahm einen schnellen Fortgang (4), da er nur leicht und größtentheils von Holz aufgeführt, und von den badischen Landschaften durch ansehnliche Beisteuern befördert wurde. Karl sah' mit Freude seinen Lieblingsplan in's Leben treten und beschäftigte sich so angelegentlich damit, daß er während der Ausführung des ersten bescheidenen Entwurfs schon an den dessen Erweiterung dachte. Und so endlich, bei der Fortdauer jener Durlacher Zerwürfnisse, erweiterte sich der Plan des blosen Residenzschlosses in den wichtigern einer neuen Residenz s t a d t.

Kaum drei Monate nach der Grundsteinlegung des Schlosses Karlsruhe erschien öffentlich schon ein gedruckter Aufruf zur haushablichen Niederlassung bei demselben, mit einem Entwurf von Freiheiten und Vergünstigungen, deren sich die künftige Gemeine zu erfreuen habe. Es wurde darin vor Allem eine vollkommene Duldung jeder im römischen Reich anerkannten Confession versprochen; jeder Ansiedler sollte nach Erforderniß

---

so lange die Sonne glänzet, als allein in Gott zu finden, welche du, wann du nur willt, auch mitten in der Welt genießen kannst. Anno 1728."

(4) »Quae nuper late fuit horrida sylva, repente
Facta fuit, *Carolo* principe, digna domus.«

Malschius.

seiner Profession und Familie einen Wohnplaz, Sand und Bauholz unentgeltlich, Kalk und Steine aus der Nähe von Durlach, um geringen Brech- und Fuhrlohn erhalten; alle Leibeigenschaft wurde für aufgehoben erklärt; zur Sicherung und Pflege des Rechts werde die Stadt ein eigenes Gericht mit Appellation an das Oberamt Durlach erhalten, und damit das neue Gemeinwesen sich um so schneller und freudiger heben möge, wurde ihm eine zwanzigjährige Befreiung von allen Steuern, Einquartierungen, von allen ordentlichen und außerordentlichen Lasten zugesagt. Einzig war dabei zur Bedingung gemacht, daß jeder Ansiedler ein geeignetes Vermögen aufweise und sich im Bau seiner Wohnung nach dem vorgezeichneten Stadtplan und Häusermodell zu richten habe.

Dieses Modell hatte der Markgraf selbst entworfen nach dem Vorbilde holländischer Gartenhäuser; es sollten kleine, einstöckige Wohnungen von Holz mit Mansarden-Dächern seyn. Auch den Plan der Stadt hatte er entworfen, freilich unter Beiziehung eines französischen Architekten; sie sollte in einem großen Halbzirkel das Schloß umgeben, und von Straßen durchschnitten seyn, welche als Radien vom Schloßthurme ausliefen, so daß sich das Ganze in Gestalt eines Fächers darstellte. Der Markgraf dachte sich bei diesem Plan eine Residenz für sein kleines Land; er konnte nicht ahnen, welche Schwierigkeiten sich bei ihrer Vergrößerung zur Hauptstadt eines Großherzogthums daraus ergeben würden.

Jener Aufruf und Freiheitsbrief war in zahlreichen Exemplarien an die baden-durlachischen Aemter zur Publikation und an die benachbarten Beamten zu möglichster Verbreitung geschickt worden, erschien auch bald in öffentlichen Blättern abgedruckt. Es konnte nicht fehlen, daß vom Inn- und Auslande viele Ansiedler herbeikamen und die Karlsruher Gemeine in kurzer Zeit sichtbar vergrößerten. Der Markgraf freute sich dessen und that alles Mögliche, was die Bürgerschaft in ihrem Fortkommen erleichtern und fördern konnte. Zur mehrern Hebung des Kommerzes erließ er die Verordnung, daß jeder Einheimische oder Fremde, welcher in Karlsruhe mit Etwas handle, vom Pfundzoll oder Accis völlig befreit und nur zum gewöhnlichen Landzoll verpflichtet seyn soll. Da die Stadt kein Vermögen, und nur ein geringes Einkommen hatte, verwilligte er ihr ein Drittel des Umgeldes, einen Theil der fallenden Strafgelder und ein Schuzgeld von den Juden und Hintersaßen; er ertheilte ihr Land zu Aeckern und Wiesen, und verschaffte ihr noch mancherlei Anders, dessen sie bedürftig war.

Aber, wie bitter mußte Karl die Folgen seiner väterlichen Liberalität empfinden! Es entwickelte sich aus seiner Lieblingsschöpfung eine Reihe von Verdrießlichkeiten und Kränkungen, die ihn desto schmerzlicher ver-

lezten, je mehr sie in Eigennuz und Undank ihre Quelle hatten. Die ertheilten Privilegien wurden von den Bewohnern der neuen Stadt bald auf's Frechste misbraucht zu Anmaßungen, zu Unterschleifen aller Art. Hierin bewies man einen gemeinsamen Sinn, nicht aber in der Darbringung von Opfern, welche jedes Gemeinwesen von seinen Gliedern zu fordern hat. Als eine Feuersprize anzuschaffen und eine Umlage von drei Gulden für aufgelaufene Gemeindekosten zu entrichten war, verweigerte die Bürgerschaft Beides so hartnäckig, daß der Markgraf auf's Empfindlichste beleidigt, die Verordnung erließ, sofort keinen Bürger mehr einzuschreiben als nach dessen feierlicher Gelöbniß, alle bürgerlichen Präſtanda getreulich zu leisten. Am meisten wurde die Accisfreiheit misbraucht, ja sogar beim Verkaufe liegender Güter prätendirt. Die Gewerbsleute waren stets auf schmuzigen und betrügerischen Gewinn bedacht. So die Wirthe, welche den schlechtesten Wein in die Stadt führten und denselben durch Mischungen bis zur Ungenießbarkeit verdarben; so die Mezger, von welchen nicht selten faules Fleisch verschnitten wurde, und so die Bäcker, deren Brod weit und breit das schlechteste war. Diese Misbräuche stiegen zu einem solchen Grade, daß nicht nur die Beamten und Hofbedienten sich auf's Bitterste darüber beklagten, sondern selbst von den Behörden daraus entstehende Krankheiten besorgt wurden.

Der Markgraf erließ zwar einen strengen Befehl über Aufsicht und Schäzung der Viktualien; aber in kurzer Zeit wiederholten sich die alten Klagen und riefen neue Befehle und Verbote hervor. Ferner verkauften die Händler fremdes Eisen und Salz, da sie beides doch besser und wohlfeiler im Innlande beziehen konnten. Als es ihnen untersagt und ein fürstliches Salzmagazin errichtet wurde, reichte die Bürgerschaft höchsten Orts eine Supplique ein, worin sie sich auf ihre Privilegien beruft, den geringen Stand des Gemeinde-Einkommens beklagt und gegen jenes Interdikt „wehmüthigst remonstrirt“. Karl aber erwiderte ihr, er habe die ertheilten Privilegien nicht auf den Wucher oder Privatvortheil von ein Paar Krämern und Juden, sondern auf das Beste der ganzen Stadt und Einwohnerschaft abgesehen.

Diese vielen Uebelstände, die schwankende Auslegung und anmaßliche Deutung des ersten Privilegien-Entwurfs machten eine Reihe näherer Bestimmungen nöthig, und der Markgraf sahe sich sofort zur Ertheilung eines ausführlichen Freiheits- und Verfassungsbriefes veranlaßt, an dessen Wortlaut streng zu halten wäre. Die Bürgerschaft hatte auch schon im Jahre siebzehnhundert achtzehn darum gebeten, und der geheime Rath Maler war damals mit Abfassung eines „Projekts“ beauftragt worden. Aber das Geschäft both mancherlei Schwierigkeiten dar und verzögerte

sich. Nach mehrern, der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessenen Berathungen in den Regierungskollegien, erfolgten zwei, drei Umarbeitungen des malerischen Projekts, bis endlich, im Februar siebzehnhundert zwei und zwanzig, die Reinschrift publizirt werden konnte.

Zuvörderst waren in diesem Verfassungsbriefe die Privilegien vom Jahre fünfzehn und die später ertheilten Gnaden und Vergünstigungen nach ihrem Hauptinhalte bestätigt; alsdann folgten die nähern Bestimmungen über die einzelnen Freiheiten, je nachdem sie beschränkt oder erweitert worden. So durfte sich für die Zukunft Niemand mehr in Karlsruhe anbauen, ohne wenigstens zweihundert Gulden Kapital zu besizen; für die Juden war eine höhere Summe angesezt. So hatte auch jeder neue Ansiedler einen Schein seiner ehrlichen Geburt und gesezlichen Herkunft vorzulegen. Den Wirthen wurde erlaubt, Wein und Bier beliebig aller Orten ohne Beschwerung zu erkaufen; das Umgeld von jenem auf vierzig und von diesem auf zwanzig Kreuzer gesezt. Würden von den markgräflichen Bedienten einige etwa Handel oder Gewerbe treiben, so sollen sie wie andere Bürger gehalten seyn, zu den Gemeindslasten beizutragen. Den evangelisch-reformirten Einwohnern wurde gestattet, ihrer Konvenienz nach, besondere Kirchen, Schul- und Pfarrhäuser zu erbauen und ihren Gottesdienst öffentlich abzuhalten; wegen der Katholiken dagegen sollte es vorerst noch bei Tolerirung einer stillen Uebung ihres Glaubens verbleiben. Alsdann erhielt die Bürgerschaft das Recht, die bei ihrem Stadtwesen nöthige Polizei, Bürger- und Baumeister, Rath und Gericht nebst allen übrigen Aemtern, unter landesfürstlicher Bestätigung, frei aus ihrer Mitte zu erwählen. Es wurde feierlich versprochen, die Stadt Karlsruhe nie und auf keinerlei Weise von dem Fürstenthume zu veräußern, und endlich sollte die Freizeit auf fernere dreißig Jahre erweitert seyn.

Manches jedoch in diesem Freiheits- und Verfassungsbriefe war noch zweideutig und mangelhaft geblieben; es kam zu neuen Misverständnissen, zu neuen Irrungen. Die Bürgerschaft bath endlich um eine Interpretation, und nach Verlauf zweier Jahre erschien ein „Anhang zu den Privilegien“. Es wurde darin auch Jeder, der sich in Karlsruhe haushäblich niedergelassen hatte, ohne bürgerliches Gewerbe zu treiben, und jedes auf Manufakturen verwendete Kapital von aller Auflage erledigt, dagegen aber bestimmt, daß kein Haus oder Grundstück mehr von dem gewöhnlichen Beitrag an die Gemeindskasse befreit seyn solle. Diesen Anhang erhielt der Stadtrath mit der Ermahnung, möglichst dahin zu arbeiten, daß während der Freijahre von der Bürgerschaft nach und nach Alles angeschafft und hergestellt werde, was für gemeine Stadt zunächst

erforderlich sey, und ohne welches sie den städtischen Rang und Namen nicht verdiene, als ein Rathhaus, Feuerlöschgeschirr, Stadtuhren und Straßenpflaster.

Langsam aber und unter steten Klagen der Bürgerschaft über ihre Vermögenslosigkeit und über Beschränkung ihrer Privilegien, schritt die städtische Einrichtung voran; langsam erhoben sich die öffentlichen Gebäude; langsam überhaupt entwickelte sich Alles, was den gemeinen Nuzen und wahren Flor der Stadt und ihrer Bewohner betraf, während Privatinteressen schnell sich förderten und dadurch in Handel und Wandel der alte Zustand wieder herbeigeführt wurde. Arbeiten und Waaren fand man überall wohlfeiler und besser, als in der Residenz, und über die Nahrungsmittel war damals des Jammers kein Ende. Man hegte gegen die Mezger den Verdacht, daß sie nächtlicher Weile verdächtiges Vieh einbrächten; man fand das Brod abscheulich klein und schwarz, und das Getränke oft nicht zum Genießen. Es gab Karlsruher Bürger, welche ihre Häuser ausmietheten, um die darauf ruhenden Privilegien auswärts zu genießen, und andere, welche für auswärts verfertigte Waaren die Zollfreiheit misbrauchten. Dies veranlaßte die Verordnung, daß die Viktualien neuerdings unter die strengste Aufsicht genommen würden; ferner, daß der gegebenen Freiheiten nur theilhaftig seyn könne, wer in der Residenz auch wohne, Demjenigen aber, der hinweggezogen und sein Haus innerhalb Jahresfrist nicht verkauft habe, selbiges öffentlich versteigert werde; und endlich, daß von allen Waaren, welche außer der Stadt verfertigt seyen, bei der Einfuhr der Zoll müsse entrichtet werden, da sich die Zollfreiheit nur auf das unverarbeitete Material erstrecken könne.

Mit dem Murren des verblendetsten Eigennuzes und nicht selten unter beleidigenden Ausdrücken wurden solche Verordnungen von den Bürgern aufgenommen, und der Magistrat hatte stets zu "supplizircn" und zu "remonstriren", indem er sich zum Werkzeuge eines Handels- und Gewerbstandes hergab, welcher nie aufhörte, die städtischen Privilegien anmaßlich zu extendiren. In diesem Sinne bezeigte sich die Karlsruher Bürgerschaft gegen ihren Fürsten und Gründer! Und dennoch hörte Karl bis an seinen Tod nicht auf, sie mit neuen Wohlthaten zu beschenken, und mit väterlicher Sorge an dem Aufblühen der Stadt zu arbeiten; nur erst nach seinem Hingange lernte sie fühlen, was er für sie gethan habe. Markgraf Karl verstarb im dreiundzwanzigsten Jahr nach der Grundsteinlegung des Schlosses Karlsruhe, am zwölften Mai Tausend siebenhundert acht und dreißig. Er hinterließ ein aus den Verwüstungen des Krieges wieder hergestelltes, wohlgeordnetes Land, eine gutbe-

stellte Kasse und das Beispiel eines trefflichen Regenten, dessen Verdienste noch glänzender erscheinen würden, wäre nicht ein Karl Friedrich auf ihn gefolgt.

Damals zählte die Stadt Karlsruhe etliche über dreihundert Bürger und Bürgersöhne nebst etlichen über hundert Schuzbürger und Juden. Die Stadt aber umfaßte einen verhältnißmäßig weit größern Raum, weil nur erst die Seiten der Quadrate, und selbst diese nicht überall, bebaut waren; das Innere füllten Gärten und Hofpläze. Von den Straßen aber bestunden noch keine anderen, als die der ältesten Anlage, der innere und äußere Zirkel und die lange von der Waldhorn- bis zur Waldstraße mit den dazwischen liegenden. In der langen Straße, wo jezt der Marktplaz ist, erhob sich die evangelisch-lutherische oder Concordia-Kirche, zwischen den Pfarr- und Schulhäusern; dann folgte links die reformirte Kirche, und rechts der Wasserthurm in Gestalt eines kirchlichen Gebäudes. Im Südosten der Stadt lag das Dörflein, ein Haufe von Baraquen, worin seit dem Beginne von Karlsruhe die Taglöhner wohnten, welche damals noch eine eigene Gemeine bildeten. Das alte Schloß hatte im Allgemeinen die Gestalt des jezigen, war aber von Holz, beiderseits mit drei Nebengebäuden bis an den äussern Zirkel, welche den Marstall, das Reithaus, die Kanzlei und die Orangerie enthielten. Hiezwischen lag der Schloß- oder Lustgarten, dessen Anlage als besonders schön gerühmt wurde (5). Hinter dem Schlosse reihten sich vier und zwanzig Cabineter der Menagerie zu einem engern Halbzirkel an, worauf unmittelbar der Hardwald folgte. Bei weitem die meisten Bürgerwohnungen waren noch einstöckig, nur die Häuser des äussern Zirkels bestunden aus zwei Stöcken, und das Schloß allein hatte drei. Die Straßen blieben noch immer ungepflastert bis auf die Trottoirs. Besondere Reinlichkeit konnte daher nicht herrschen, und es ist nur seiner ganz eigenthümlichen Anlage und den zahlreichen schönen Gärten zuzuschreiben, wenn damalige Reisende Karlsruhe in ihren Berichten eine

---

(5) „Die schöne Anlage des fürstlichen Lustgartens, die große Menge ausländischer Bäume (es waren 6000 Stück in 150 Arten) und Gewächse, die Pracht seiner zahlreichen Blumen (z. B. von Tulipanen enthielt er 5000 Sorten, von Hyacinthen 800, von Anemonen 200, von Ranunkeln 400, von Narcissen 100, von Aurikeln 500, von Nelken 600) die Lieblichkeit der im Garten angelegten Menagerie und Volier wurde von Jedermann bewundert. Diese seltenen Schönheiten zogen alle Sommer eine Menge von Fremden herbei, welche dieselben voll Verwunderung betrachteten und mit vergnügter Seele verließen.“

Sachs.

„schöne Stadt“ nannten. Als der bekannte Baron von Pöllniz bei seinem Aufenthalte daselbst den Markgrafen Karl verwundernd gefragt, warum er nur so schlecht von Holz baue, hatte derselbe ihm erwidert: „Ich habe meine Unterthanen mit keiner drückenden Steuer belegen wollen. Ohnehin ist mein Land immer der Schauplaz des Kriegs gewesen, und ich würde nicht im Stande seyn, es bei neuer Gefahr vor dem Einbruche eines Heeres zu schüzen. Daher wäre es wohl nicht vernünftig, vieles Geld auf einen unbefestigten Ort zu verwenden, welcher dem Feinde allezeit offen steht. Ueberhaupt aber will ich lieber, daß man sage, ich wohne schlecht, und habe keine Schulden, als umgekehrt“ (6).

Bis dahin das alte Karlsruhe, das neue beginnt mit der Regierung Karl Friedrichs. Als dieser Fürst, nach der vormundschaftlichen Landesverwaltung seiner Großmutter und seines Oheims Karl August, im Jahre siebzehnhundert acht und vierzig die Regierung antrat, war er wegen der Wahl seiner Residenz noch unschlüssig. An Durlach knüpften sich eine Reihe theurer Erinnerungen aus der Zeit seiner Väter und aus seiner eigenen Jugend; es hätte sich auch zu einem angenehmern Ort umgestalten lassen. Aber durfte das aufblühende Karlsruhe seinem Ruine preisgegeben werden? Diese Stadt war ohne den Hof ein Nichts; Durlach hatte den erlittenen Verlust bereits verschmerzt; die Bürgerschaft konnte fortbestehen, denn sie besaß einen Bann, ein Grund-

---

(6) Die Stelle in den Mémoires des Barons heißt wörtlich: »Je pris la liberté de temoigner au Margrave, que j'étais surpris qu'il n'eut pas au moins employé de la brique, pour la construction de son palais et des maisons qui forment la demi-lune à l'entour de ses jardins. »J'ai voulu, m'a repondu ce prince, me faire une retraite, et bâtir, sans surcharger mes sujets. J'ai de plus, voulu jouir de ce que je faisais. En bâtissant de brique il m'en aurait coûté infinement davantage, et je n'aurais pu terminer mes bâtimens sans mettre un impôt extraordinaire sur mon pays. J'aurais employé bien de tems, et je n'aurais peut-être jamais eu la satisfaction de voir finir mes travaux; une autre raison est que mon pays est situé d'une manière à être la théâtre de la guerre. Je ne suis point en état de faire de ceci une place forte; je ne saurais même l'environner de murailles. Vous parait-il, d'après cela, bien raisonable que j'eusse dépensé bien de l'argent dans un lieu que je puis voir brûler, comme j'ai vu brûler ma maison de Dourlach et mes autres maisons que les français ont réduites en cendres? Je suis un petit souverain; j'ai bâti une maison selon mon état, et j'aime mieux qu'on dise de moi que je suis mal logé et que je n'ai point de dettes, que si l'on disait que j'ai un palais superbe, mais que je dois beaucoup.«

vermögen. Billig also entschied sich der neue Landesherr für Karlsruhe; er erhob es zur bleibenden Haupt- und Residenzstadt, und ward so der zweite Gründer und Wohlthäter desselben. Denn wie nach Außen und Innen erweitert, verschönert und bereichert ließ er es zurück! Anfangs freilich konnte weniger geschehen, als aber der Länderzuwachs größere Mittel darboth, begann für Karlsruhe eine Zeit schnellen Aufblühens, und eines Flors, welcher unter den Nachfolgern Karl Friedrichs so treulich gepflegt und gehoben wurde, daß die junge Stadt an Eleganz und Großartigkeit schon jezt manche alte Residenz benachbarter Staaten übertrifft.

Das erste, was Karl Friedrich für Karlsruhe unternahm, war die Erneuerung des Schlosses, welches er zwar auf den alten Fundamenten, doch völlig von Stein aufführen ließ. Wichtiger aber für die Stadt war sein zweiter Schritt, der neue Verfassungsbrief. Die veränderten Verhältnisse, und der Ausgang der Freizeit hatten ihn erfordert, auch war die Bürgerschaft schon im Dezember ein und fünfzig mit einer Supplique bei dem Markgrafen eingekommen, welche den damaligen Zustand ihres Gemeinwesens ausführlich schilderte, und woraus die Nothwendigkeit einer durchgängigen Erneuerung der städtischen Verfassung deutlich hervorging. Im Eingange entschuldigt sich dieselbe, daß sie es ohngeachtet so trefflicher Privilegien und einer so langen Freizeit, noch zu keinem bessern Wohlstande gebracht. Sie wäre im Genuß ihrer Rechtsamen zu sehr beschränkt und gestört worden; sie hätte manchen frühern Besiz wieder eingebüßt; sie sey mit Hintersaßen und Juden überladen, welche den Bürgern allen Verdienst verdürben; dazu wären alle Handwerke und Gewerbe übersezt, während der Hof sich meist von Fremden besorgen lasse, wodurch der Stadt ihr Haupterwerb entzogen würde, indem sie ja von der Landwirthschaft nicht leben könne. Sie bitte daher den Markgrafen inständig um eine andere Polizeiverfassung, welche sie in den Stand sezen möge, "ihre Hütten vor dem Einfalle sicher zu bewohnen"; sie bitte flehentlich um Verlängerung der Freijahre, um Ertheilung eines jährlichen Gabholzes und um einen Theil des Salzconsensgeldes.

Nachdem ein vom Karlsruher Oberamt entworfenes Projekt des neuen Verfassungsbriefs nach genauen Verhandlungen in dem Rentkammer- und geheimen Hofrathskollegium zur Reife gedieben, ward er im Juni zwei und fünfzig publicirt (7). Er enthält in drei und zwanzig Para-

---

(7) Der Privilegien-Entwurf vom Jahre 1715, alsdann der Freiheitsbrief vom Jahr 1722 mit dem Nachtrag von 1724, wie die neue

graphen die äußere und innere Verfassung der Residenz. Durch das Erlöschen der Freizeit erlosch auch die Umgeldsquart und die Pfundzollfreiheit. Das Umgeld selbst, wie die zur Bürgeraufnahme erforderliche Vermögenssumme wurden erhöht; das Privilegium der freien Religionsübung und der Leibesfreiheit neu bestätigt; es blieb der Stadt auch die freie Wahl ihrer Behörden und Aemter, der Waidgang, die Quart des Straf- und Salzgeldes, das Markt- und Standgeld. Dagegen wurde der Bürgerschaft ein Kopfgeld auferlegt, die Zunftordnung eingeführt, das Tafernwesen beschränkt und die Verordnung über den streng modellmäßigen Bau der Häuser erneuert.

Kaum war der neue Verfassungsbrief erschienen, als schon wieder eine Supplique „um Erläuterung und Remedur“ desselben von dem Magistrat an den Markgrafen einging. Die Bürgerschaft konnte es nicht verschmerzen, daß ihr das Gabholz verweigert und die Umlagsquart entzogen worden, deren Verlust „das Eingeweide ihres Stadtwesens angreife und verzehre“. Karl Friedrich aber nahm die Supplique sehr

---

Verfassungs-Urkunde, sind abgedruckt im Anhange zu Hartlebens „statistischem Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe“. Diesen Aktenstücken füge ich hier die ebenerwähnte Supplique vom 2. Dezember 1751 bei, da sie uns einen genauen Blick in das Innere des damaligen Stadtwesens thun läßt. Sie lautet in ihren Hauptstellen:

„Zwar möchte es scheinen, daß diejenige, welche zu hausen sich angelegen sein lassen, binnen denen Freijahren hinlängliche Mittel hätten vor sich bringen können, die übrige aber auch bei Verlängerung der Privilegien nichts erwerben würden, mithin eine weitere gnädigste Nachsicht nur gemißbrauchet würde. Allein gleichwie wir versichert sind, daß Euer Hochfürstliche Durchlaucht die ruhmsvolle Gewohnheit haben, von Niemand ohne hinlängliche Ueberzeugung das Schlimmste zu vermuthen, sondern vielmehr die gnädigsten Gesinnungen zuvor zu hegen: so schmeichlen wir uns, das Höchsterleucht Dieselben nicht in Ungnade bemerken werden, wenn wir kürzlich beweisen, daß so wenig die Bürgerschaft an thätlichen Proben ihrer unterthänigsten Devotion bisher das Geringste erwinden lassen, so wenig die bisherige Umstände es zugelassen haben, daß dieselben ihr Vermögen sonderlich vermehren können, und folglich der nachsuchenden Gnade nicht unwürdig seye.“

„Ersteres ist aus den Privilegien klar. Nach denselben sollten die Bürger von allen Einquartierungen, Kollekten, auch all' andern ordinären und extraordinären, Real- und Personal-Beschwerden befreit seyn. Gleichwohl aber haben dieselben bisher aus Unterthänigkeit den Soldaten Quartier gegeben, oder sich mit denselben durch Geld abgefunden, wogegen der von gnädigster Herrschaft bezahlte Schlafkreuzer nicht den Bürgern zu gut gekommen, sondern zu öffentlichen Polizeiausgaben angewendet worden. Auch sind von dem gemeiner Stadt einmal gnädigst angewiesenen Waidgang ex post wiederum

ungnädig auf, indem er seine Verwunderung darüber ausdrückte, daß sich die Stadt durch so viele Freiheiten und Vergünstigungen noch immer nicht habe befriedigen lassen, und als der glückliche Mittelpunkt, wohin aus dem Lande Alles zusammenfließe, nicht solle gedeihen können.

Ohngeachtet indessen solcher Auftritte blieb der edle Fürst, wie Karl Wilhelm, in Beförderung und Hebung von Karlsruhe unermüdlich, und

---

12 Morgen (und zwar vom besten Waldstrich) zum fürstlichen Fasanengarten gezogen worden, welches sich die Bürger, ohne einen andern Plaz zu suchen, devotest gefallen lassen.«

»Und obwohl in dem Privilegio die Hoflieferung uns versprochen worden, so ist doch dieselbe ehedessen durch andre Leute meistens besorgt worden. Nichts desto weniger waren wir bisher mit Allem unterthänigst zufrieden, und begnügten uns in möglichsten Devotionsbezeugungen gegen unsern gnädigsten Fürsten einander beeifern zu können. Ohnerachtet auch das nach Proportion der Häuser, in Privilegio auf beständig versprochene jährliche Gabholz seit vielen Jahren uns nicht mehr gegeben worden, so suchen wir dennoch nicht den Rückstand und erkennen es mit unterthänigstem Dank, wenn Euer Hochfürstliche Durchlaucht nach dem Privilegio solches in Zukunft alljährlich uns gnädigst anzuweisen geruhen.«

»Wohingegen das andere, nämlich der Vermögenszustand der Bürgerschaft, Euer Hochfürstlichen Durchlaucht vorhin bewußt ist, daß die hiesigen Bürger weder von einer Viehzucht, noch von dem kleinen Güterbau leben können, und daß diejenigen Bürger, deren Aeltern eigne Häuser gebaut haben, oder wirklich besizen, und auf welche die von Juden und Schuzbürgern nichts befolgende Privilegia sich beziehen, nicht viel über die Hälfte der Einwohnerschaft ausmachen. Diese haben, wie vorberührt, von Lieferung nach Hof sich keinen sonderlichen Nuzen verschaffen können, mithin nur ihre Nahrung in der Stadt suchen müssen. Die Handwerker aber sind alle übersezt, und ist den wirklichen Bürgern durch die nicht privilegienfähigen Schuzbürger, welche alle von Professionen leben, großer Abbruch in der Nahrung geschehen. Sodann ist notorisch, daß der größte Theil der Bürgerschaft aus Wirthen, Mezgern und Krämern besteht. Dermalen sind 57 Wirthe dahier, gewiß eine große Anzahl für diese nicht allzuzahlreiche Stadt.«

»Es wird wohl Niemand glauben, daß das in den Privilegien auf ewig festgesezte Umgeld der Herrschaft und Stadt weniger ertragen dürfte, wenn die Strauswirthschaften in Zukunft eingestellt würden. Dann dieserhalb würde nicht weniger Wein getrunken werden; hingegen mußte bei vielen Wirthschaften viel Abgang und Hausbrauch passirt werden, daß also der Ertrag des Umgelds geringer geworden. Fast gleiche Hindernisse in der Nahrung hatten bisher die Mezger, jedoch nicht durch sich selbst, sondern durch die Juden. Sie hatten früher nur die hintern Viertel zu verkaufen, jezt aber schlachten sie wöchentlich einen Ochsen und vier Stück Kühe, und so viele Kälber als sie wollen. Sie geben es zwar ein halben Kreuzer wohlfeiler, schlachten aber sehr schlechtes Vieh. Die Krämer haben bisher noch weniger Glück gemacht;

seiner Ausdauer gelang es auch endlich, einen bessern Geist in der Bürgerschaft empor zu bringen. Der Aufschwung der Residenz war nicht zu verkennen. Namentlich gewann sie bei dem Anfalle der baden-badischen Lande; ihre Einwohnerzahl vermehrte sich durch die übernommenen Hof- und Staatsdiener sehr ansehnlich, und die nöthige Erweiterung nahm durch die Gründung einer eigenen Baukasse so lebhafte Fortschritte, daß in dem Jahrzehnt vor dem Ausbruche des französischen Revolutions-Krieges noch fünf neue Straßen entstunden. Und während dieses äußern Wachsthums der Stadt geschah auch für das innere Gemeinwesen damals in doppelter Beziehung sehr Wichtiges, in der Ortspolizei und im Armenwesen. Denn da bei der steigenden Bevölkerung das bisherige Oberamt nicht mehr ausreichte, ward eine Deputation gebildet, welche unmittelbar unter dem Fürsten stund und militärisches Vertheidigungsrecht besaß. Durch diese Einrichtung konnte Ordnung in das Stadtleben gebracht, und besonders auch die Verwaltung der Armenanstalten so gehandhabt werden, daß man ihrer Trefflichkeit allgemeine Anerkennung zollte. Der Bettel verschwand allmählig und die Gaben für Hausarme mehrten sich auf's Erfreulichste; von der Regierung aber ward ein neues Hospital er-

---

ihre Anzahl ist groß, und ausser ihnen sind noch so Judenfamilien, welche ebenfalls vom Handel leben.«

„Bitten wir also Euer Hochfürstliche Gnaden, daß wir durch eine andere Polizei etwas zu erwerben, und in unsern Hütten vor dem Einfall sicher wohnen zu können, in den Stand gesezt würden. Denn anfänglich bei Erbauung der Stadt mußten die Häuser in größter Geschwindigkeit nach dem vorgeschriebenen Modell erbaut werden. Und gleich wie es schwer ist, ohne ein Kapital in Händen zu haben, etwas zu erwerben, so haben die Eigenthümer solcher Häuser nunmehr die weitern Kösten, daß sie ihre, ohne hinlängliches Fundament auf dem Sand sizende, und bei der besondern Struktur ihrer Dächer vom Wetter sehr beschädigte Häuser, repariren lassen, auch wenn sie selbige zu bequemen Wohnungen einrichten wollen, den obern Stock anders bauen müssen, welches ihnen aber bei ihrer Armuth sauer fällt, nicht zu gedenken, daß Viele noch Schulden auf ihren Häusern haben. Die gemeine Stadt selbst hat sehr wenig Einkünften und doch viele Kösten mit Erbauung und Erhaltung öffentlicher Gebäude und dergleichen. Wir wissen daher dieselben nicht zu bestreiten, nachdem die Stadt das Salzconsensgeld nunmehr verliert, wenn nicht Euer Hochfürstliche Durchlaucht ihr den Theil des Salzregals, wie solches Pforzheim genießt, gnädigst verleiht.« Folgt die Schlußbitte, die der Bürgerschaft bis 12. Februar 1752 verliehene Freiheiten auf weitere 15 Jahr auszudehnen und ihr das Brennholz, wie andern Harddörfern, auf immer angedeihen zu lassen, den vierten Theil des Consensgeldes zu belassen, und für ihre übersezten Handwerke eine fügliche Polizei- oder Zunftordnung zu verfassen.

richtet, und von der Karlsruher Bevölkerung eine Pflegeanstalt für erkrankte Dienstboten. Endlich hatte Karl Friedrich auch in wissenschaftlicher Beziehung für die Stadt gesorgt; es waren die Hofbibliothek, die Naturaliensammlung, das physikalische Kabinet und der botanische Garten vermehrt und erweitert worden, welches zunächst der Karlsruher Fürstenschule zu Nuzen kam, deren Hebung dem Markgrafen besonders am Herzen lag ([8]).

Dieser Aufschwung der Residenz in ihren Anstalten und Verhältnissen sezte sich nach den Kriegsstürmen mit neuer Lebhaftigkeit fort. Der Lüneviller Friede machte Baden zum Kurfürstenthum, und das verhängnißvolle Jahr achtzehnhundert und sechs zum Großherzogthum. Damals gewann Karlsruhe an äußerer Erweiterung, wie an innerer Solidität und Schönheit ungemein. Es wurden neue Thore gesezt, neue Straßen angelegt, neue Kirchen und andere öffentliche Gebäude errichtet. Karl Friedrich widmete diesen Verschönerungen fortwährend seine Aufmerksamkeit, und sezte eine beträchtliche Summe dafür aus. Mit Recht kann man von ihm sagen: „Klein und von Holz hat er die Stadt angetroffen, groß und herrlich hat er sie verlassen“.

---

(8) Die bisherige Schilderung der Gründung und Aufnahme von Karlsruhe ist größtentheils aus den Original-Akten geschöpft, und übrigens, wie es dem Geschichtschreiber geziemt, sine ira et studio abgefaßt worden. Leider sind die frühern Akten sehr unvollständig und die Nachrichten in den Reisebeschreibungen, welche die Entstehung und ersten Zustände unserer Residenz betreffen, meist sehr unrichtig und oberflächlich. Die über das alte Karlsruhe im Stich erschienenen Pläne sind bei Hartleben verzeichnet.





HAUENSTEINER VOLKSTRACHT.

Freiburg bei Herder.

Die ehemalige Grafschaft Hauenstein und ihre Bewohner.

Wenn ich von den Hauensteinern rede, so tauchet manche liebe Erinnerung, manche interessante Betrachtung in mir auf. Ich bin als ihr Nachbar geboren, und habe ein Jahr meiner schönsten Jugendzeit unter ihnen verlebt. Ich lernte ihre Mundart sprechen und ihre Sitten kennen; ich freute mich an ihren Festen bei Wein und Musik; ich aß in ihren Hütten an einem Tische, aus einer Schlüssel mit ihnen; ich sang mit ihnen ihre Lieder und ergözte mich an ihren Wizspielen, an ihren Märchen und Sagen. Wer wird es mir verargen, wenn meine Feder jener glücklichen Zeit in diesen Blättern ein kleines Denkmal stiftet!

Bekannt genug zwar ist das hauensteinische Bergvolk schon geworden. Man hat viel Schlimmes von ihm gesagt und geschrieben. Man hat es als roh, als verschmizt und heimtückisch dargestellt; man findet es an Betriebsamkeit und Aufklärung weit hinter seinen Mitbewohnern des Schwarzwaldes; man nennt es eigensinnig, verstockt, und tadelt seine Prozeßsucht und seinen widerspännigen Geist gegen die Obrigkeit. Ich läugne diese Fehler im Einzelnen keineswegs; um aber im Allgemeinen gerecht und billig gegen die Hauensteiner zu seyn, muß man ihr Land sehen und ihre Geschichte hören.

Die hauensteinische Landschaft liegt zwischen zwei Armen des Feldberges, welche mit dem Rheinstrom ein spizes Dreieck bilden. Der östliche endigt bei Waldshut, der westliche bei Säckingen; dieser hat die Werrach zur Seite, und jener die Schwarzach, deren Wasser sich oberhalb Gurtweil mit der Schlücht vereinigen und so der Wutach und dem Rheine zufließen. Von der Höhe des Feldberges bis an den Rhein rechnet man acht, von der Schlücht bis zur Werrach sechs gewöhnliche Wegstunden. Das ganze Ländchen hat also einen Flächeninhalt von kaum sieben Geviertmeilen.

Sehr verschieden aber sind die Lage und Beschaffenheit der einzelnen

Gegenden. Auf der Höhe des Gebirges wechseln öde Haiden und Steinfelder mit düstern Tannwaldungen, im Rheinthale dagegen das schönste Matt- und Ackerland mit Obst- und Weingärten. Der mittlere Theil, welcher ein ziemlich mildes Hochland bildet, ist von vielen Thalschluchten durchschnitten, deren Wasser bald schäumend über Felstrümmer stürzen, bald in friedlicherm Laufe üppige Wiesengründe befeuchten. Die Alb ist der Hauptfluß des Landes, woher es auch ursprünglich der Namen des Albgaues erhielt. Sie entspringt in zwei Quellen am Feldberg, rinnt durch das Bernauer und Menzenschwander Thal, vereinigt oberhalb Sankt Blasien diese Arme, wird später durch den Ibach verstärkt, und fällt bei Albbruck in den Rhein. Südwestlich vom Ibach, am Abhange des Oedlandes, entspringt die Murg, der zweite Hauptfluß, außer der Schwarzach und Schlücht, welche das Land gegen Aufgang begrenzen. Von den Thälern dieser Flüsse und ihrer Nebenwasser bieten einige einen überaus lieblichen, andere einen schauerlichen Anblick dar. Man glaubt sich oft mitten in die romantische Natur der Schweiz versezt und überläßt sein Auge gern dem Reize der wechselnden Scenen. So wird die Schwarzhalde am Berauerberg, so der Tiefenstein im Albthal den Wanderer mit schauernder Verwunderung erfüllen, während viele Stellen des Hochlandes durch eine großartige Fernsicht die Seele erheben, und manches einsame Thal mit seinen Hainen und Auen die Gefühle der seligsten Heimlichkeit erweckt.

Die Nahrungszweige der Hauensteiner sind Ackerbau, Viehzucht und Industrie. Denn am Rhein und auf der Hochebene werden die bessern Getraidearten häufig gepflanzt und die Thäler prangen voll grüner Matten; das Hochgebirge dagegen, wo kaum noch der Hafer gedeiht, hat die wachsende Bevölkerung zu mancherlei industriellen Erwerbsmitteln genöthigt. Diese Industrie, welche von der Höhe allmählig auch in die tiefern Gegenden gedrungen ist, beschäftigt eine Menge Kübler, Besenbinder und Nagelschmiede, besonders aber besteht sie in der Wollspinn- und Weberei; die Hauensteiner Zeuge werden im ganzen Lande gesucht, und haben einige Orte zu nicht geringer Wohlhabenheit erhoben. Wer das Ländchen bereist, wird übrigens nicht sogleich auf dessen allgemeinen Wohlstand richtig schließen können. Einige Gemeinden tragen das Gepräge des Reichthums, während andere durch ihre Lage oder durch den schlechten Geist ihrer Bewohner so arm sind, daß sie die ganze Umgegend mit Bettlern versehen. Selten wird irgendwo ein so auffallender Wechsel von wohlhabend und arm seyn, wie im Hauensteinischen.

Die Grafschaft Hauenstein bildete mit der Landgrafschaft Stühlingen ursprünglich den Albgau, welcher alles zwischen dem Rhein, der

Wutach und jenem gegen Säckingen herablaufenden Arme des Feldbergs gelegene Land in sich begriff. Bis in das eilfte Jahrhundert erscheint die Landschaft ungetheilt unter ihren Gaugrafen. Welchem Geschlechte dieselben aber angehörten und unter welchen Verhältnissen sie sich später in die Grafschaft getheilt haben, ist nicht mehr zu erforschen. Schon aus sehr früher Zeit erkennt man erbliche Grafen von Stühlingen im obern Albgau, während über das Schicksal des untern, oder über die Grafschaft Hauenstein, bis auf Rudolf von Habsburg ein völliges Dunkel herrscht. Es bleibt uns nur die Vermuthung übrig, diese Hälfte des alten Albgaues sey durch Erbschaft an das habsburgische Haus gediehen. Gewiß wenigstens ist es, daß Rudolf die grafschaftlichen Rechte mit vielem Grundeigenthume in diesen Gegenden besaß, und sich während des großen Zwischenreiches die völlige Landeshoheit darüber anzumaßen suchte, was hernach sein Sohn, jener gewaltthätige Kaiser Albrecht wirklich ausgeführt hat.

Von ihrer Trennung an hatten beide Theile ein ganz verschiedenes Schicksal, und der Charakter der beiderseitigen Bewohner entwickelte sich eben so verschieden. Die Hauensteiner erkannten die Hoheit des Erzhauses Oestreich, die Stühlinger wurden Unterthanen des gräflichen Hauses von Lupfen. Jene erhielten ihr alemannisches Gepräge rein, während diese ein mehr schwäbisches annahmen; noch heute nennt der Hauensteiner das Land jenseits der Schlücht „im Schwaben“.

Den hauptsächlichsten Unterschied aber erzeugte die Verfassung. Die Stühlinger behielten zwar das uralte freie Landgericht, ihre Freiheits- und Rechtsverhältnisse aber verloren sich immer mehr in den Machtbesitz ihrer Herrschaft, deren tyrannischer Druck endlich gerade hier den Ausbruch des Bauernkrieges hervorrief! Im Hauensteinischen dagegen bildete sich eine Bundesverfassung oder Einung der verschiedenen Thal- und Berggemeinden, welche dieses kleine Volk zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen in Süddeutschland gemacht hat, wie im Norden eine ähnliche Verfassung den kleinen Stamm der Ditmarsen.

Das hauensteinische Waldvolk lebte in verschiedenen Verhältnissen der Freiheit und Hörigkeit. Der eine Theil zinsete an den einheimischen Adel oder an die Stifter Sankt Blasien und Säckingen. Daneben mochten sich noch manche Freihöfe aus der alten Zeit erhalten haben, während eine Menge leibeigener Leute durch das Land zerstreut waren. Die Hauptmasse indeß blieben immer jene Zinsbauern, von deren ursprünglicher Freiheit, neben dem langbehaupteten Fischer- und Jagdrecht, eben ihre Bundesverfassung der sprechendste Zeuge ist. Sie hatte, wie die schweizerische, ihren Ursprung in den gefahrvollen Zeiten des Thronstreites zwischen

Herzog Albrecht von Oestreich und Graf Adolf von Nassau, und wurde befestigt durch den folgenden zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig von Baiern. Denn damals, wo Schwaben ohne Herzog und das Reich ohne Kaiser war, thaten sich die Städte und Länder zur Aufrechthaltung äußerer und innerer Sicherheit allenthalben in Bündnisse zusammen, auf deren Grundlage sich später mancherlei Verfassungs- und Freiheitsverhältnisse fortgebildet haben.

So blieb und entwickelte sich auch die Einung der Hauensteiner. Ihre vorübergehende Trennung während der Acht Herzog Friedrichs (1) gab nur die Veranlassung zu einer kräftigern Erneuerung und Wiederbelebung. Denn als der Sturm vorübergegangen, als die Gemüther sich gelegt und die ruhige Betrachtung des Gemeinwohles persönliche Zerwürfnisse vergessen ließ, traten die Waldgemeinden auf's Neue zusammen und beschworen folgenden Bundbrief (2):

„Wir, die Einungsmeister und das ganze Land vor und hinter Hag mitsammt den Thälern Todtnau und Schönau, thun kund und zu wissen: Da jeweils eine Gewohnheit und altes Herkommen bei uns gewesen, in allen Dingen einig zusammen zu halten, und wir uns aber seit Kurzem her in etlichen Stücken und Handlungen von einander gesondert, woraus viele Unfälle und Gebrechen für uns und das Land entstanden sind, so haben wir uns neuerdings vereint, verpflichtet und verbunden, daß Alle auf dem Wald hinfür in allen Sachen mit Thun und mit Lassen, sonderlich in Kriegen und in Feindschaften, eins zusammen seyn und gehören wollen, wie vorher. Keiner soll sich vom Andern ziehen, sondern Alle sollen einander helfen in Frieden und Unfrieden gegen männiglich, so sich wider uns sezet oder uns angreift. Die auf dem Walde sollen Volkes gegen den Feind stellen drei Theile, Todtnau und Schönau den vierten Theil; alles jedoch ohne Abbruch der Rechte des Hauses Oestreich und der Abtei Sankt Blasien".

Diesem Geiste des hauensteinischen Volksbundes entsprach auch dessen innere Gestaltung und Einrichtung. Die ganze Einung zerfiel in a c h t

---

(1) Im Jahre 1415. Wahrscheinlich war diese Auflösung eine Folge der Standhaftigkeit, womit sich das Volk der Einung weigerte, von dem geächteten Herzoge abzufallen. Damals konnte der Fürst seine wahren Freunde erkennen; sie waren nicht an den H ö f e n, sondern in den H ü t t e n von Tyrol und auf dem Schwarzwald!

(2) Diese interessante U r k u n d e, gegeben Samstag vor Mattheus 1433 und von dem Waldvogt besiegelt, ist aus einer Abschrift des E i n u n g s - C o d e x - b u c h e s vom Jahr 1726 entnommen.

kleinere ([3]), deren jegliche unter ihrem besondern Einungsmeister stund, welcher alljährlich im Frühlinge von den Gemeinden nach unbeschränktem Stimmrecht erwählt wurde. Die sämmtlichen Einungsmeister aber, oder die Achtmannen, wie man sie nannte, erwählten aus ihrer Mitte den

(3) Das alte Hauenstein bestund aus der eigentlichen Einung, aus dem sanktblasischen Zwing und Bann und aus den drei zugewandten Vogteien. Die Einung selbst wurde doppelt abgetheilt, in das Land ob und unter der Alb, oder vor und hinter dem Hag. Dort machte zuerst der Ibach und alsdann die Alb die Grenze, hier aber war es der kaiserliche Landhag oder Hagwald, welcher sich von Leineck an der Schwarzach quer durch das Land zog; er diente als Verhau und Landeswehre, deren Hauptpunkt die Leze bei Remetsweil bildete.

Die vier oberalbischen Einungen waren: Dogern mit Bürgeln, Eschbach, Gais, Haselbach, Hausbronnen, Ober- und Untereispel, Ober- und Unterbirbronnen. Rohr, Schmizingen, Waldkirch, Dietlingen, Fohrenbach, Heubach, Leinek, Röggersweil, Schnöringen, Weilheim und Indlikofen; Birdorf mit Albbruck, Bannholz, Birkingen, Bolland, Kuchelbach, Ober- und Unteralpfen, Remetsweil, Ufferhag, Innerau, Kiesenbach, Ezweil, Haide, Hecheln, Inner- und Ausserbuch, Schadenbirdorf und Steinbach; Wolpadingen mit Happingen, Ballenberg, Bildstein, Eggenschwand, Finsterlingen, Frönd, Hierbach, Hierholz, Lindau, Löchle, Unteribach, Niedermühle, Schlageten, Schildbach, Vogelbach und Wilfingen; Hächenschwand mit Brunadern, Aisberg, Kutterau, Amrigschwand, Attisberg, Elmenek, Fronschwand, Heppenschwand, Lehenwies, Oberweschnek, Strittberg, Harzhäusle, Segalen, Tiefenhäusern, Ober- und Unterimmenaich.

Das Land unter der Alb bestund aus den vier Einungen: Gerweil mit Burg, Engelschwand, Girsbach, Hartschwend, Herrenschwand, Hochschür, Lochmatt, Herisried, Rozingen, Reute, Segeten, Wehrhalden, Tiefenstein, Ober- und Niederweil, Schellenberg und Riesweil; Rikenbach mit Altdorf, Abeck, Altenschwand, Bergalingen, Glashütte, Hornberg, Heumatt, Hütte, Jungholz, Ober- und Niedergebisbach, Reutehof, Schweighof, Wikhardsmühle, Hottingen, Willaringen und Willadingen; Hochsal mit Alb, Grünholz, Luttingen, Rozel, Schachen, Stadenhausen, Albert und Hauenstein; Murg mit Binzgen, Häner, Digeringermühle, Oberhof, Harpolingen, Niederhof, Rhinen, Rimishof und Zechweil.

Die drei zugewandten Vogteien waren: Todtmoos mit den Hoforten Zumweg, Zurlehen, im Strick, in der Reute, Schaffnersau und Auer Glashütte; Schönau mit Schönenberg, Eitern, Rollsbach, Multen, Wieden, Uzenfeld, Gschwend, Präg, Herrenschwand, Thunau, Wembach und Bölla; Todtnau mit Aftersteg, Muckenbrunn, Reute, Brandenburg, Schlechtnau, Fall und Todtnauberg.

Der Zwing und Bann endlich, welcher als eine Wildniß von Kaiser Otto I an das Stift geschenkt, und durch dessen leibeigene Leute allmählig angebaut worden, begriff die Thäler Bernau und Menzenschwand, die Vogtei Blasiwald, Urberg und Hächenschwand in sich.

Redmann, welchem die oberste Leitung aller Geschäfte der Einung oblag. Die landesfürstlichen Rechte dagegen wahrte der Waldvogt, wie die Rechte der Abtei Sankt Blasien der Waldprobst. Unter dem Vorsize des Erstern hielten die Einungsmeister zu Hauenstein oder Gurtweil das Landgericht, unter dem Leztern die Gotteshausleute, in Beiseyn des Waldvogts und der Achtmannen, zu Remetsweil ihr Dinggericht. Von dem Landgerichte ging die erste Appellation an das Wochengericht zu Gerweil, welches aus den alten und neuen Einungsmeistern bestund, und von diesem die zweite in lezter Instanz an die landesfürstliche Regierung oder die Person des Fürsten selbst.

Zur Deckung der öffentlichen Kosten ward von jedem Einungsmeister in billiger Vertheilung eine Steuer erhoben, worüber er am Schlusse seiner Amtsführung Rechnung abzulegen hatte. Eingezogen wurde dieselbe aber durch einen besonderen „Steuerer“, welcher zur Vermeidung heimlichen Unterschlaufs, weit entfernt vom Einungsmeister wohnen mußte.

Bei einem Kriegsaufgebote erschienen gewöhnlich nur die ledigen Leute, im Nothfall aber auch die Hausväter bis auf den dritten Kopf. Man versammelte sich zuerst um die Einungsmeister, und sodann rottenweise um den Redmann und Feldpriester, welche als Anführer unter dem Flattern der Landfahne, das Heer befehligten. Die Bewaffnung bestund in einem Panzer, einer Bickelhaube und einer Hellbarde; Schwerdter führten nur die Hauptleute. Zur Wahrung der Landesgrenzen waren an den Hauptpässen große Schanzen aufgeworfen, welche man, wie bei den Schweizern, Lezen hieß, und auf deren Vertheidigung sich die Landwehre gewöhnlich zu beschränken pflegte.

Die Wirkungen dieser Verfassung waren sichtbar wohlthätig. Sie brachte Ordnung, Wohlstand, geistige Gewandtheit und Selbstgefühl unter das kleine Bergvolk, welches sich sonst arm und namenlos in die Masse fürstlicher Unterthanen verloren hätte. So aber sahe es neben dem Waldvogt und Waldprobst stolz seinen Redmann, und hoch über jedem andern fürstlichen oder geistlichen Beamten seine Einungsmeister; es wußte sich im geringsten seiner Rechte wachsam und kräftig geschüzt, und genoß einer persönlichen Freiheit, welche selbst den schwersten Verbrecher vor Kerker und Fesseln sicherte!

Das Glück indessen eines ruhigen Besizes ihrer Verfassung sollte den Hauensteinern nicht gegönnt seyn. Die Einung hatte ein Element in sich aufgenommen, welches ihren Frieden für immer vergiftete. Denn das reiche Sankt Blasien mit seinen Leibeigenen und Zinsleuten in allen Theilen des Ländchens erzeugte das Gift des Zerwürfnisses. Es mehrten sich die Irrungen und Streitfälle über den beiderseitigen Rechtskreis

und Rechtsbesiz, über Ehre, Hab und Gut. Das Waldvolk war zu eifersüchtig auf seine Rechte, um nicht den vermeinten oder wirklichen Anmaßungen der sanktblasischen Mönche entgegenzutreten, und diese zu stolz, um den kleinen Bauernstaat gebührend anzuerkennen. Die Erbitterung der Gemüther wuchs mit jedem Geschlechte. Die Einung fing an, das Stift als ihren Todfeind zu betrachten, und die Blindheit des gereizten Volksunwillens gegenüber der hartnäckigen List einer hochmüthigen Pfaffheit mußte zu den traurigsten Ausbrüchen des gegenseitigen Hasses führen.

In vielen Orten Süddeutschlands, wo sich ähnliche Bündnisse gebildet hatten, siegte die Kraft des Volks; bei den Hauensteinern mußte sie unterliegen. Ruhte ja ihre Feindin unter dem gefürchteten Schirme des habsburgischen Löwen! Gleichwohl waren ebendieselben Hauensteiner allezeit die ergebensten Unterthanen des Erzhauses gewesen, und namentlich während der Acht Herzog Friedrichs hatten sie das glänzendste Beispiel einer treuen Anhänglichkeit gegeben. Was aber konnte die Tugend eines armen, kleinen Volkes vermögen, wo ein reicher Prälat, von feilen Höflingen unterstüzt, das Auge des Fürsten verblendete! Bald gelang es den Künsten der sanktblasischen Sachwalter zu Wien, den gerechten Racheruf gegen die Anmaßungen des Stifts als Empörung gegen die Landeshoheit darzustellen, und von dem an nahmen die Schicksale der hauensteinischen Einung jene traurige Wendung, die wir im Bauern-, im Rappen- und Salpetererkriege (4) mit so getheilter Empfindung verfolgen.

Schon die neue Waldordnung, womit Kaiser Maximilian der Erste die hauensteinische Verfassung zu regeln, das heißt zu beschränken suchte, war eine Folge jener sanktblasischen Einflüsse, und als vollends der Geist der Reformation in die Hütten des Waldvolkes drang, mochte es den geistlichen Herren kein geringes Verdienst scheinen, die ganze Strenge des weltlichen Armes gegen die Einung aufzureizen. Dies haben sie redlich gethan und nichts verschont, was ihre Verfolgung erreichen konnte.

Nur um so tiefer aber drang das Mistrauen, drang der Haß in die Herzen der Waldleute. Die gewaltsame Unterdrückung erzeugte das schleichende Gift geheimer Verbindungen; es entstund die religiös-politische Sekte der Salpeterer, welche durch ihre fanatische Verblendung die übrige Bevölkerung gegen sich empört, und so über das arme Ländchen nun auch die Ruthe des Bürgerkrieges gebracht hat.

Welches Bild der Wuth und des Jammers bietet die damalige Einung dar! Jede Gemeinde, jede Familie war durch Partheiungen zerrissen. So-

---

(4) Die Darstellung dieser Kriege müssen wir uns für einen besondern Aufsaz vorbehalten.

genannte Alt- und Treugesinnte, Abgefallene oder Sanktblasische, Friedfertige, Zweideutige und Verräther fürchteten, bewachten und verfolgten sich gegenseitig. Selbst die Kinder auf der Straße geriethen in blutigen Streit über diese Namen. Es wurde gekämpft mit allen Waffen der Faust und der List. Manche fanden im offenen Streit, Manche meuchelmörderisch ihren Tod; Manche sahen ihre Hütten mit Hab und Gut in den Flammen aufgehen, und Manche büßten in den Zuchthäusern des Landes oder in den Bergwerken von Ungarn ihre Theilnahme an dem unseligen Krieg.

Inzwischen ist das deutsche Reich zu Grabe gegangen, die Abtei Sankt Blasien wurde aufgehoben, das Haus Oestreich verlor seine Vorlande und die hauensteinische Einung verschwand; aber bis zu dieser Stunde hat die Sekte der Salpeterer nicht aufgehört, bis zu dieser Stunde gibt es noch Einzelne und ganze Familien im Hauenstein, welche in sonderbarer Verblendung all' jene großen Veränderungen ignoriren; welche keine Oberkeit anerkennen, als Kaiser und Pabst; welche sich als Märtyrer fremder Gewalt betrachten, und mit fester Zuversicht die Wiederkehr der alten Freiheit erwarten! „Nicht ferne mehr, träumen sie, ist die Zeit, da wir wieder alle Rechte erlangen werden, die uns als Menschen und Christen ursprünglich gebühren. Die Tyrannen werden fallen, und mit ihnen alle Last der Abgaben, aller Zwang der Geseze. Alsdann wird ein Jeglicher sein angeerbtes Eigenthum als freier Mann besizen und bebauen. Jeder Hausvater wird im Schatten der Gartenbäume die Angelegenheiten seiner Familie schlichten. Fröhlich werden Kinder und Enkel um ihn spielen; glücklich und sorglos, im Genusse eines ewigen Friedens, werden sich Alle der Gaben des Himmels dankbar erfreuen. Bis aber die Tage der Erlösung erscheinen, bis das Maas unserer Verfolger voll ist, muß noch mancher unserer Brüder in Ketten schmachten, muß noch mancher für die gute Sache leiden und in den Tod gehen.“

Soweit ein Ueberblick der Schicksale des hauensteinischen Waldvolks. In den ältesten Zeiten sprach und handelte es einfach und unverholen, wie es dachte. Nachmals aber, als der Druck der Herrschaft immer härter, immer gewaltthätiger wurde, lehrten Furcht und Noth oft anders reden und handeln, als man dachte. Der gemeine Mann fieng an, Allem zu mistrauen, was von Oben kam, Alles zu hassen, was ihm befohlen ward. Haß und Mistrauen erbten vom Vater auf den Sohn; das Volk wurde schlau und heimlich, es erlernte eine Untugend, ohne der alten Tugend zu entsagen, und so finden wir jezt denselben Mann heute treuherzig, offen und gefällig, morgen aber barsch oder versteckt und hemisch. Der lange Kampf um ihre wahren und eingebildeten

Rechte hat jene verderbliche Prozeß- und Raufsucht erzeugt, und durch ihr Mistrauen, durch ihre Abneigung gegen alle obrigkeitlichen Anordnungen und Neuerungen der fortschreitenden Zeit, blieb ihre geistige und materielle Kultur ungemein zurück. Welchen Lärm hat es erregt, als der canisische Katechismus auch andern Schulschriften Plaz gewähren sollte, und wie hartnäckig haben sich ganze Gemeinden der Einführung des Kartoffel- und Kleebaues widersezt!

Wenden wir uns aber von dieser Schattenseite zu einer heitern. Durch ihre alterthümliche Verfassung hat sich bei den Hauensteinern auch die alte Tracht und Sitte erhalten. Jene stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert und ist ein getreuer Abdruck der soliden Männlichkeit, welche die damaligen Menschen vor dem spätern Geschlechte so vortheilhaft auszeichnet ([5]). Unter den hauensteinischen Sitten, deren Heimath freilich nur noch das Hochland ist, trägt noch manche ganz das

---

(5) Die Mannskleidung besteht in einem weitärmligen Krös- oder Mutschenhemd, einem rothen bis über die Hüften reichenden Leible, welches man auf der Seite öffnet und schließt, aus kurzen, gefältelten schwarzen Pumphosen oder Hozen ohne Träger, einer ebenfalls schwarzen, weiten und langen Jake mit Seitentaschen, weißen Strümpfen, Schuhen mit rothen Laschen, und einem niedern, breitranfigen Filzhut, der aber in neuerer Zeit erst an die Stelle eines hochgupfigen zugespizten getreten ist. Ehemals trugen die Männer auch sämmtlich Bärte, welches ihre Tracht ungemein erhob. Die jungen Bursche gehen meist ohne Leible im blosen Hemd unter der Jake. Ihr Hauptstaat aber macht eine grüne mit Goldborten und Pelzwerk verbrämte Sammtkappe und ein blendend weißes, gefälteltes Kräglein, oder Halskrös, das über den Nacken umgelegt wird.

Die weibliche Tracht ist nach den Gegenden etwas verschieden. Im Allgemeinen tragen die Frauen Alles schwarz bis auf die rothen Strümpfe, die Mädchen dagegen Alles äußerst bunt, meistentheils blaue gefältelte Jüppen mit schwarzen Unterstöcken, rothe Leibchen mit schwarzen Sammtbanden belegt, mit gestickten Brustlazen und farbigen Brustnesteln, rothe oder grüne Schopen, bunte Göller, dunkle Schürze, weiße Strümpfe, rothe Laschenschuhe, schwarze Plunderkappen mit goldgestickten Böden oder weiße Schnozhüte, breite seidene Zopfbänder, und silberne oder messingene Gürtel um den Leib.

Mit Bedauern aber sieht man diese herrliche Volkstracht mehr und mehr verschwinden. Schon ist sie an einigen Orten zur Seltenheit geworden, und das nächste Menschenalter wird sie vielleicht nur noch auf Bildern sehen. Ein Grund dieser Abnahme liegt in der Kostspieligkeit, und ein anderer in unserm Militärwesen, da die Konscribirten das Hozenhäs in der Urlaubszeit mit weiten Zwilchhosen, einer kurzen Jake und weißer Wollkappe vertauschen, und später selten mehr wieder ergreifen. Die Salpeterer allein halten noch fest an der Tracht ihrer Väter.

Gepräge der mittelalterlichen Symbolik; selbst von jener altgermanischen Sühnung der Blutrache hatte man vor fünfzig Jahren noch Beispiele, da die betheiligten Familien, ohne Einschreiten der Gerichtsbehörde, sich über den geschehenen Mord ganz im Privatwege verglichen.

Die Hauptvergnügungen des muntern Bergvolkes sind Tanz und Gesang (6). Die Jugend legt einen großen Werth auf die Fertigkeit in diesen Künsten, und räumt ihr nicht selten den Vorzug vor körperlicher Schönheit ein. Selbst das Alter noch gefällt sich darin; mehr als einmal habe ich greise Eheleute, in froher Erinnerung ihrer Jugendjahre, einen Tanz thun sehen, oder den Vater mit seinem Aeltesten voll Jugendsinn ein Lied singen gehört.

Die Hauptfesttage des geselligen Vergnügens sind wie anderwärts die Kirchweihe und Fastnacht; als eigenthümliches Volksfest aber wird im Städtchen Hauenstein der Josefstag gefeiert. Vor zehn Jahren hatte ich ihn zum erstenmale mitgemacht. Es war der schönste Tag des Vorfrühlings. Der warme, freundliche Strahl der Sonne, der mild-frische Hauch der Luft verbreiteten neues Leben über die Natur, und lockten jedes Wesen unter den freien Himmel. Bei meiner Ankunft zu Hauenstein bestieg ich vor Allem den anstoßenden Felshügel, welcher einst die stolze Burg des Landes getragen. Unter wechselnden Erinnerungen der Vorzeit musterte ich die Trümmer. Doch wandte sich das Auge von dem düstern Anblick gerne nach der heitern, vom Rheine belebten Umgegend, oder nach der bunten Volksmenge, welche sich wimmelnd durch die enge Straße des Städtchens drängte. Es war ein Schauspiel einziger Art; hier die Ueberreste einer zu Grabe gegangenen Welt, umduftet von dem

---

(6) Die einzige Tanzart sind der Walzer und der Hopper, wobei jedes Paar vereint oder getrennt, ganz nach Willkühr neben den andern herumtanzt. Hiedurch entsteht ein buntes Durchkreuzen und Ineinanderschlingen der Reihen, welches aber die Paare keineswegs verhindert, auf dem beschränktesten Tanzplaze noch Raum für ihre Bewegungen zu finden.

In den hauensteinischen Liedern spricht sich, wie in der alemannischen Poesie überhaupt, eine ernste Wehmuth und Sehnsucht als vorherrschender Charakter aus. Lustige und scherzhafte Gesänge, wie der Tyroler sie liebt, sind nicht einheimisch, und wenn sie auch aufgenommen werden, so erhalten sie doch mehr oder weniger jenes ernstere Gepräge. Auf dem Hochgebirg, wie in Herisried und in den hintern Thälern, vernimmt man noch hin und wieder ein Lied vom ältesten Schlag; im Rheinthale dagegen sind schon die neuern mehr bekannt. Ich weiß nicht, welche Macht in diesen Gesängen herrscht; das Lied „vom Kaiser Joseph“ hat mich jedesmal bis zu Thränen gerührt.

Athem der wieder erwachenden Natur, und hier das rauschendste Leben der Gegenwart inmitten einer stillen, friedlichen Landschaft.

Als ich die Höhe verlassen, und mich unter die Haufen des Volkes gemischt hatte, welch' ein Leben wogte mir entgegen! Gesundheit, Kraft, Munterkeit, Wiz und Laune machten überall ihre Rechte geltend, und erzeugten ein Getriebe, worein man sich mit vollster Herzenslust verlieren konnte; das Volk ist immer liebenswürdig, wenn die allgemeine Freude es über die kleinen Interessen und Leidenschaften seines Werktaglebens erhebt. Man sahe hier Greise in ihrer ehrwürdigen Altvätertracht neben einer strozenden Jugend im buntesten Kleiderschmucke; man sahe Manns- und Jünglingsgestalten von riesenhafter Größe neben einem Mittelschlag von kräftiger Wohlgestalt; man sah' eine Blüthe von Mädchen, deren mackellose Gesundheit, deren kunstlose Anmuth und Naivetät für den Mangel feinerer Formen leicht entschädigte.

In der engen Straße waren verschiedene Krämerbuden aufgeschlagen, weil mit dem Hauensteiner Josefsfeste ein Jahrmarkt verbunden ist. Ich kaufte mir eine Kleinigkeit und trat alsdann in eines der Wirthshäuser. Kaum hatte man mich da erblickt, als mir von allen Seiten volle Gläser zugestreckt wurden. Ich that Bescheid und setzte mich unter das junge Volk. Nun begann das Spiel des Wizes, und wehe mir, wenn ich die Besonnenheit verloren hätte. Denn bei solchen Gelegenheiten neckt man den Fremden gerne, und freut sich schalkhaft, wenn er in Verwirrung geräth und eine Niederlage erleidet. Weißt er aber munter und unbefangen gleiche Münze auszuwechseln, so wird ihm bald allgemein hofirt und seine Laune darf sich ungehemmt bewegen.

Noch immer bewundere ich, welch' ein Reichthum des Wizes diesem Volke eigen ist. Schlag auf Schlag werden die schärfsten und treffendsten Anspielungen gemacht, und ich habe nie bemerkt, daß sich Jemand um irgend eine Antwort verlegen gezeigt hätte. Auch fiel mir bei solchen Wettstreiten des Verstandes und der Zunge immer der herrschende Dialekt besonders angenehm auf, und gab mir Stoff zu interessanten Beobachtungen. Der Hauensteiner hat eine volle Bruststimme; seine Betonung ist rauh, aber bestimmt, seine Ausdrucksweise kurz, aber besonnen und ruhig. Die hauensteinische Mundart überhaupt aber hat viele Vorzüge, und man darf sie ohne Uebertreibung zu den schönsten des alemannischen Sprachstammes zählen (7).

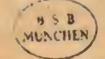
---

(7) Kürze, Einfachheit und Bestimmtheit, bei sehr viel alterthümlicher Form, bilden den auszeichnenden Charakter des hauensteinischen Dialekts. Man kann ihn von allen am leichtesten schreiben, weil er den Buchstaben ihren natür-

Unter fröhlichen Gesprächen und Gesängen wurde das Fest beschlossen und mit jener Zufriedenheit, die ein glücklich verlebter Tag allezeit über unsere Seele verbreitet, kehrte man in größern und kleinern Schaaren nach Hause, während noch die scheidende Sonne ihre lezten Strahlen über die Gegend ergoß. Es sey mir vergönnt, an die frohe Erinnerung dieses Freudentages einen freundnachbarlichen Wunsch zu knüpfen. Alles, wodurch der Hauensteiner sich bisher auszeichnete, ist jezt sichtbar am Erlöschen. Seine althergebrachte Tracht, seine eigenthümliche Sitte, seine Lebens- und Denkungsweise, sind dem fortschreitenden Zeitgeiste verfallen; in wenig Jahrzehnten wird nichts mehr davon übrig seyn! Möchte nun das gesunde, verständige Volk ebenso thätig an den Fortschritten der neuern Kultur und Volksbildung Theil nehmen, als bieder und standhaft es ehedem mit der alten Verfassung die alte Sitte und Sinnesart behauptet hat; möchten seine Hauptfehler, jenes Mistrauen gegen die Oberkeit, jene Verstocktheit eigensinniger Vorurtheile und veralteter Ansichten, jene Prozeß- und Raufsucht dem humanen, bürgerfreundlichen Geiste unserer neuern Staats-Gemeinde- und Schuleinrichtungen allmählig weichen, und zu einer Erneuerung des Volkscharakters führen, wie es der Grundanlage desselben entspricht. Hiezu können die hauensteinischen Gemeindevorsteher das Meiste beitragen, wenn sie nach dem rühmlichen Vorbilde jener Einungsmeister und Redmänner, verständig, treu und würdevoll ihr wichtiges Amt verwalten, und im Einklange mit Pfarrherren und Lehrern das Wohl der Gemeinden ihren Privatinteressen vorziehen.

---

lichen Ton läßt, und frei von jenen Dreilautern und Beiklängen ist, welche die Feder so schwer wiedergibt. Wenn der östliche Nachbar des Hauensteiners die Wörter: kaufen, bauen, heim, auch, wie: koufe, bouwe, hoam, ouw, und der westliche wie koeife, boeie, häime, oei ausspricht, lauten sie bei ihm ganz einfach: chaufe, baue, haim, au. Die Kürze beruht aber besonders noch auf der Verminderung des in der Schriftsprache ewig wiederkehrenden pedantischen E. So sagt der Hauensteiner nicht wie die meisten andern alemannischen Dialekte: nümme (nicht mehr), numme (nur), haime, sondern: nüm, num, haim oder hai. Alterthümliche Formen sind Chüng (König), Buw (Bau), chrumb (krum), Chumber (Kummer), tumb (dumm), alder (oder), Chilche oder Chille (Kirche) Mengligs (Jedermann).





BERNHARD DER HEILIGE, MARKGRAF VON BADEN.

Bernhard der Heilige,

Markgraf von Baden.

Von allen Sprößlingen des badischen Fürstenhauses ist Niemand dem Stifter desselben, Herrmann dem Heiligen, so ähnlich, als Markgraf Bernhard der Zweite. Denn nicht allein trägt auch er den Beinamen des Heiligen, sondern es bildeten in der That jener Adel der Gesinnung, jene Güte des Herzens und Reinheit des Wandels, welche die Wurzeln und Blüthen eines heiligen Lebens sind, die Hauptzüge in dem Bilde des Ahnherrn, wie des Enkels. Beide waren von einer ungewöhnlichen Liebe des Friedens, von einer ungeheuchelten Frömmigkeit beseelt, und flohen das Treiben ihrer Zeit, um in stiller Zurückgezogenheit ungestört ihrem Gottesdienste zu leben. Beide aber hatten das Schicksal, von einer Nachwelt verkannt zu werden, welche Alles mit dem Maßstab ihrer eigenen Größe mißt. Die Geschichte solcher Menschen pflegt man lächelnd zu überschlagen, und preist sich glücklich, aufgeklärter zu seyn; freilich, ohne zu fragen, ob man auch besser sey.

Damals war in den Menschen noch das Gefühl vorherrschend, woraus der schwärmerische Glaube an eine unmittelbare, gleichsam persönliche Leitung der Welt und aller einzelnen Ereignisse durch Gott entsprang. Das gegenwärtige Leben wurde als blose Vorbereitung auf das künftige angesehen. Dieser Glaube bestund seit Jahrhunderten allgemein, und selbst die freiesten Geister vermochten es nicht, sich völlig davon loszusagen. Er erweckte in den Gemüthern eine lebhafte Sehnsucht nach dem Ueberirdischen; man betrachtete den Leib als die Fessel, womit das Böse den Geist gebunden halte, und suchte also die sinnliche Natur zu unterjochen, welches oft durch die härtesten Entsagungen und durch die grausamsten Martern mit einem bewunderungswürdigen Aufwand von Kraft geschah.

Bernhard war der zweitälteste Sohn Markgraf Jakob des Ersten und Katharina's von Lothringen. Aus der älterlichen Aufsicht kam er als Jüngling von siebzehn Jahren, schön an Körper und Geist, in strengen Sitten und nützlichen Kenntnissen wohl erzogen, an den Hof Kaiser Friedrich des Dritten. Er sollte die vornehme Lebensart, den Hof- und Ritterdienst erlernen. Ohne diesen Zweck zu versäumen, strebte sein

Sinn aber nach einer edleren Beschäftigung. Bernhard suchte und fand sie in der Bemühung, schuldlos Unterdrückten beim Kaiser Zutritt zu verschaffen, und ihre Sache nach Kräften zu befördern, oder arme Nothleidende durch milde Gaben brüderlich zu unterstützen. Seine Freigebigkeit gegen die Armuth ging soweit, daß er den größten Theil seines Einkommens, und oftmals selbst seine nöthigen Kleidungsstücke an die Bedürftigen verschenkte. Sein theilnehmendes Herz fühlte den ganzen Ernst des Lebens; sein heller Geist sah in die Tiefe desselben; er entdeckte mancherlei Noth und Verderbniß, welche gewöhnlichen Blicken entging, und manches, was Leichtsinn und Rohheit belachten, kostete ihn stille Thränen. Leichtsinn und Rohheit mochten auch ihn belachen; aber Bernhard gehörte unter die seltenen Menschen, welche kein Vorurtheil, keinen Tadel ihrer Umgebung scheuen, und einem edlen Ziele Alles aufzuopfern im Stande sind. Von der einmal betretenen Bahn wich er keinen Schritt mehr ab; sein Wahlspruch hieß: „Ewig treu und beständig.“ Es war ihm mit sich und mit dem Guten ernst. Unermüdlich arbeitete er an seiner Erziehung, und seine Gewissenhaftigkeit ließ ihn niemals zu Bette gehen, ohne zuvor genaue Rechenschaft über den verlebten Tag abgelegt zu haben.

So streng war Bernhard gegen sich selbst, im blühendsten Jugendalter, bei allen Vorzügen der Geburt, unter üppigen, Pracht und Aufwand gewohnten Menschen! Aber hiedurch blieb er auch frei von all' den groben und feinen Lastern des Hofes; hiedurch erwarb er sich die Liebe der Guten, das Vertrauen seines Herrn, des Kaisers, und selbst endlich bei seinen Feinden und Beneidern in ihrem Zurückhalten die Anerkennung seines über das gewöhnliche Getrieb erhabenen Charakters. Man mochte den Prinzen für kriegerisch halten, und sich die glänzendsten Hoffnungen von seiner Zukunft machen; sein eigenes Herz aber war voll Demuth, und mehr als das Schwert, mehr als allen Heldenruhm und Glanz eines großen Lebens, liebte er die stillen Tugenden. Er suchte sein Glück in der Vervollkommnung des Innern, ohne im Aeussern, unter seinen Genossen und Freunden, die Rolle eines Sonderlings zu spielen. Das Gesez in seinem Fleisch beherrschte er um so leichter, als ein eheloses Leben aus keuscher Enthaltsamkeit damals noch für eines der höchsten Verdienste galt.

Als Markgraf Bernhard die Regierung des ihm zugefallenen Landestheils antreten sollte, überließ er denselben seinem älteren Bruder Karl. Welchen Reiz sollte der Schimmer eines Thrones für ihn haben? Wohlthun konnte seine Hand, ohne das Scepter zu führen. Er mied sogar den Hof und begab sich mit nur zwei Begleitern in die Einsamkeit. Hier

lebte der Jüngling, gleich vielen verehrungswürdigen Männern des Alterthums, mit dem Nöthigsten vergnügt, ausschließlich seinen Studien, seinen frommen Betrachtungen und Werken; nur eine sehr wichtige Angelegenheit führte ihn wie in das Geräusch der Welt zurück.

Im Jahre vierzehnhundert drei und fünfzig war Konstantinopel von den Türken erobert worden und das griechische Reich zu Grabe gegangen. Seit damals hatte man gegen den Erbfeind der Christenheit einen Kreuzzug betrieben, womit es nun Ernst gelten sollte. Wiederholte Aufforderungen des Pabstes nöthigten den Kaiser zu einem thätlichen Entschluß, und es war nunmehr an dem, eie europäischen Höfe für das Unternehmen bearbeiten zu lassen. Hiezu gehörte ein Mann, dessen Charakter und Eifer für die heilige Sache den guten Erfolg seiner Mission verbürgten. Die Wahl konnte nicht schwierig seyn. Der Kaiser übertrug die Gesandtschaft dem edlen Markgrafen von Baden, welcher sich durch seine hervorleuchtende Tugend und Bildung bereits die seltene Auszeichnung des Ordens vom goldenen Vließ erworben hatte.

Bernhard begab sich zuerst nach Frankreich zu König Karl dem Siebten, dessen Tochter Margaretha ihm früher verlobt gewesen; hierauf nach Italien zum Herzog von Savoyen. Nachdem er hier gute Zusicherungen erhalten, war sein Entschluß, nach Rom zu reisen; aber schon zu Montcailler überfiel ihn plözlich und heftig eine Krankheit, gegen die seine Jugendkraft nicht mehr aufkam. Er starb am fünfzehnten Heumond, im Jahre tausend vierhundert acht und fünfzig.

Daß Markgraf Bernhard nachmals vom Pabste selig gesprochen, von der Stadt Montcailler zum Schuzheiligen erwählt, jährlich an einem besondern Festtage verehrt, und Jahrhunderte lang von wallfahrendem Volk in mancherlei Nöthen um Hilfe und Fürbitte angerufen wurde, hierüber mögen wir verschiedentlich denken; aber die Sanftmuth, die Bescheidenheit, der reine Wandel, die mildthätige Gesinnung gegen die Armen, die Billigkeit und Gerechtigkeitsliebe, der redliche Ernst und glühende Eifer für das Humane, und der seltene Geist, wodurch sich der fürstliche Jüngling über die Menge der gewöhnlichen Menschen erhob, verdienen unsere vollste, unsere ungetheilteste Anerkennung und Verehrung!

Das klekgauische Hochschloß Küssachberg.

Der hohe Randen bei Schaffhausen, von welchem die Hegauer Berge als Zweige auslaufen, sendet vornehmlich auch zwei Arme durch den Klekgau hinab, deren der stärkere unterhalb Griesheim einen über seinen Rücken mäßig erhabenen Scheitel bildet. Diesen Scheitel krönen die Trümmer von Küssachberg (1). Fast überall, wo man eine Ansicht des südlichen Klekgaues gewinnt, fallen die Blicke zuerst auf ihre hervorragende Erscheinung; sie sind eine wahre Zierde der Landschaft und locken den Wanderer schon aus weiter Ferne nach ihrer stolzen Höh'.

Nicht ohne Schweiß hatte ich dieselbe erstiegen und mich erlabend auf das weiche Moos im Schatten des Schlosses geworfen. Mit seltsam bewegter Seele ruhte ich da, über mir das tiefe wolkenlose Blau des Himmels, und um mich her die grandiosen Trümmer. Das Aug' irrte von Gewölb' zu Gewölbe, von Zinn' zu Zinne, oder weidete sich an dem wuchernden Grün der Epheuranken; das Ohr horchte den leichtbewegten Lüften, welche wie Geisterstimmen geheimnißvoll durch die öden Räume, durch das zitternde Laub der Gebüsche wehten. Ich vergaß die Gegenwart, die Gestalten der Vorzeit umschwebten mich. Da stund in voller Waffenrüstung Graf Heinrich, und neben ihm saß Bertha, Rudolfs von Habsburg bräutlich geschmückte Schwester. Aber lautlos wendete er sich ab von ihr und stieg hinab von der Burg seiner Väter zu ihren Gräbern. Traurig folgte ihm das Weib, jezt als Himmelsbraut im einfachern Schmucke des Schleiers, und über der verlassenen Burg sammelte sich düsteres Gewölk, ein Sturm — plözlich weckte mich das Gekrächze einer Elster aus meinem Traum, ich sprang auf, und siehe da, vor mir ausgebreitet, wie ein bunter Teppich zu meinen Füßen, lag die herrlichste Landschaft in lachender, seliger Ruhe!

---

(1) Die gewöhnliche Schreibart ist Küssenberg; der Name kommt aber offenbar von der Küssach her, welche das kleine am mittäglichen Fuße des Berges ruhende Thal bewässert. Das darin gelegene gleichnamige Dorf schreibt man daher ebenfalls fälschlich mit einem n (Küßnach), während in den älteren Urkunden immer richtig Küssach, und entweder Chüssach- oder abgekürzt Küssa-Berg gelesen wird.



DER KÜSSACHBERG,
Von der Westseite.



Den östlichen Theil derselben bis an die steilen Wände des Randen bildet der Klekgau mit seiner reizenden Mischung von Berg und Thal, von Wald und Saatfeld, von Wiesen und Weinbergen, Höfen und Ortschaften. Im Norden gewähret der Schwarzwald mit seinen kahlen, langgedehnten Bergrücken und düstern Abhängen einen etwas unfrohen Anblick; doch gewinnt die Gegend sogleich wieder gegen Abend, wo die Aare hinter dichtbewachsenen Berghalden hervordringt und bei Koblenz mit dem Rheine zusammenströmt. Im Süden endlich sieht man die ganze Kette der hohen Alpen, welche eine Welt von wechselnden Gebirgsreihen majestätisch überragt! Der Küssachberg selbst ist oberhalb mit Thannwald umzogen; die West- und Südseite, wo Bertholdsbol frei auf seinem Bergsattel, und Küssach einsam im Thale ruht, bedecken reiche, zum Theil uralte Etter und Weingärten (2); vom nördlichen Abhange ziehen sich Kornfelder bis in die Ebene; gegen den Schwarzwald zu stellt er sich etwas breit, gegen Zurzach aber ganz kegelförmig dar.

Vermuthlich entstund die Veste Küssachberg aus den Trümmern eines römischen Wartthurmes. Denn über den Sattel bei Bertholdsbol führte die Heerstraße aus Helvetien nach Schwaben, und man weiß, daß die Römer solche Höhen nie unbenuzt ließen. Wer aber auf den römischen Fundamenten die teutsche Burg erhob, und wer der Stammvater des edlen Geschlechtes gewesen, welches dieselbe ursprünglich bewohnte, ist nicht mehr bekannt. Die Anfänge der alten Familien liegen meistens unter dem Schleier der Vergessenheit, gleich der Kindheit des einzelnen Menschen; kaum daß die Sage hin und wieder, wie eine dunkle Erinnerung, noch einen Namen oder ein Ereigniß aufbewahrt.

Der erste Herr von Küssachberg, dessen die Urkunden erwähnen, lebte unter Kaiser Konrad dem Dritten. Es war Heinrich, ein angesehener Mann, durch Bande des Bluts den vornehmsten Geschlechtern der Umgegend verwandt, und selbst am kaiserlichen Hofe nicht fremd (3). Er hatte einen Bruder oder Vetter, Namens Wernherr, welcher in Sankt Blasien Mönch geworden. Es galt damals noch die Sitte nicht, eine edle Geburt durch die Verachtung gelehrter Bildung zu bewähren. Viele

---

(2) In den Urkunden des neunten Jahrhunderts werden Weinberge und Obstgärten (vineae et pomaria) im Küssachberger Thale als nichts Seltenes bezeichnet, und es ist mit vieler Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der Weinbau dieser Gegend schon den Römern seinen Ursprung verdankt.

(3) Wie er denn urkundlich mit den Vornehmsten des alemannischen Adels, zu Basel, Straßburg und Rothenburg in der Begleitschaft des Kaisers erscheint.

vornehmen Männer strebten um so eifriger nach dem Ruhme der Gelehrsamkeit, je höher sie hätten glauben mögen, durch den Glanz ihres Adels über die Menge erhoben zu seyn. Unter den zahlreichen Mönchen, welche zu Sankt Blasien in der Abgeschiedenheit ihrer Zellen dem stillen Berufe der Wissenschaft lebten, machte sich Wernherr durch den Eifer seiner Studien und den Anstand klösterlicher Sitten bald so bemerklich, daß man ihn zum Vorsteher der Schule erlas. Viele Jahre lang führte er dieses wichtige Amt mit allem Erfolge, welchen gründliche Kenntnisse, eine strenge Gewissenhaftigkeit und der Reiz eines liebenswürdigen Umgangs einem Lehrer der Jugend verschaffen können.

So erreichte Wernherr ein hochgeehrtes Alter, und als im Jahre eilfhunder siebzig Abt Günther verstarb, fanden die sanktblasischen Brüder keinen würdigeren unter sich, das erledigte Amt zu übernehmen, als den Vorsteher ihrer Schule. Wernherr entsprach dieser Wahl und arbeitete in dem neuen, erweiterten Wirkungskreis noch so thätig fort, als ihm sein hohes Alter erlaubte. Er hatte die meisten Schriften der heiligen Väter gelesen und sorgfältig die schönsten Stellen daraus gesammelt, mit Erläuterungen und Anwendungen begleitet. Diese Blumenlese (4) gab er seinen Mönchen in die Hand, um sie an eine ernstere Gemüthserbauung zu gewöhnen, weil ihm vorgekommen war, als beschäftigten sie sich zu häufig mit weltlicher Lektüre. In den sanktblasischen Schriften wird Abt Wernhers mit vorzüglichem Lobe gedacht, denn sein Name verschaffte dem Gotteshaus großen Ruhm bei der Mit- und Nachwelt. Er starb im vierten Jahr seine Würde, christlicher Zeitrechnung im tausend einhundert vier und siebzigsten (5).

Herr Heinrich war schon früher verstorben und hatte zwei Söhne hinterlassen, von denen aber nichts bekannt ist, als daß sie den gräflichen Titel führten (6). Die Kinder des älteren waren Heinrich und

---

(4) Sie erschien unter dem Titel: »Liber deflorationum sive excerptionum ex melliflua diversorum patrum doctrina, auctore domino *Wernhero*, Abbate monasterii Beati Blasii in Nigra Sylva« im Jahr 1494 zu Basel gedruckt; die sanktblasische Klosterchronik sagt von ihr ganz naiv: „Abt Wernherus hat etlich Sermones gemacht durch das ganz Jahr über das Dominikal, die fast hübsch sind."

(5) Sein Grabstein lag mitten im alten Münster zu Sankt Blasien und hatte die Inschrift: »Anno Domini MCLXXIV, VI Kal Junii, diem obiit supremum spectatus et nobilis dominus *Wernherus* abbas VIII, cujus genus ut stemmatibus ita doctrina splenduit multum.«

(6) Heinrich der Aeltere erscheint in den Urkunden immer als Dynast, als Freiherr (liber vir); Heinrich der Jüngere dagegen und sein Bruder

eine ungenannte Tochter, welche dem Grafen von Lupfen ihre Hand gab, während sich ihr Bruder mit einer Schwester Graf Rudolfs von Habsburg, des nachmaligen Königs der Deutschen, vermählte. Also war das Haus Küssachberg mit dem vornehmsten Adel der Umgegend verwandt, und der jugendliche Heinrich mochte einer schönen Zukunft entgegensehen. Ueber den Sternen aber ist es meist anders bestimmt, als in den stolzen Träumen der Sterblichen. Heinrichs Ehe blieb unfruchtbar, und der Unglückliche fand einen frühen Tod, worauf die junge Wittwe den Schleier nahm, und zu Adelhausen bei Freiburg in gottseliger Einsamkeit ihr Leben verbrachte.

Fünf Jahre vor seinem Hinscheid hatte Graf Heinrich, in der traurigen Gewißheit, daß sein Geschlecht mit ihm zu Grab' gehen werde, den alten Stammsitz an den Bischof Heinrich von Konstanz veräußert. Als er nun mit Schild und Speer in der väterlichen Gruft lag, erhob sich über seinen Gebeinen blutiger Streit um das Erbe von Küssachberg. Der Herr von Lupfen sprach es an für seine Kinder, und Bischof Eberhard, der Nachweser Heinrichs, machte das Kauf- oder Pfandrecht seines Stiftes darauf geltend. Die Sache konnte leicht auf friedlichem Wege abgethan werden; über der erhobenen Rechtsfrage aber erbitterten sich die Gemüther bis zur Gewaltergreifung. Heinrich fiel bewaffnet in das bischöfliche Gebieth, der Bischof dagegen belegte ihn mit dem Bann und both seine Vasallen auf. Es folgte eine gegenseitige Verwüstung, bis endlich beide Theile, des nuzlosen Streites müde, auf den Entscheid gewählter Schiedsrichter kompromittirten. Es waren der Domprobst Bilgerin, Herr Volmar von Kemnaten, Friedrich von Wildenstein, Hiltbold von Stekborn, Berthold von Anweiler und Hugo von Ostringen, welche nach Recht und Minne folgenden Spruch thaten: "Herr Heinrich von Lupfen und seine Kinder verzichten auf das Gut, welches Graf Heinrich von Küssachberg dem Bischof Heinrich in Gewähr wies mit allen Rechten und Zwingen. Dagegen verleiht Bischof Eberhard dem von Lupfen und seinen Kindern zu einer Besserung die Burg Stühlingen mit zwölf Mark Hubengeld. Die Vogtei des Klosters Wislikon empfängt der Bischof gegen das Lehen von vier Mark Geldes in

---

Ulrich nennen sich Grafen (comites). Es ist aber zu vermuthen, daß schon jener die gräfliche Würde erworben und auf diese seine Söhne vererbt habe, oder daß die Familie von Küssachberg schon ursprünglich dem Grafenstand angehörte, und nur zuweilen, wie die ebersteinische, den freiherrlichen Titel führte, der übrigens in den ersten Zeiten rücksichtlich der Adelichkeit kein geringerer war, als der gräfliche.

derselben Gelegenheit. Das Geld des Hofs zu Mauchheim behält die Abtissin von Berau. Brunnadern, die Vogtei des Hofes zu Dangstetten und die Zinsleute in Zurzach bleiben dem Lupfer, wenn sie Lehen sind. Um den im Krieg erlittenen Schaden erhebt der Bischof keine Klage und aller Bann soll abgethan seyn." Diese Sühne geschah zu Konstanz im Frühling des Jahres zwölfhundert ein und fünfzig (7).

Schon bald nach der Erwerburg von Küssachberg hatte Bischof Heinrich das Schloß erneuern, und die zunächst gelegenen Hütten der Leibeigenen und Dienstleute durch eine Ringmauer mit demselben vereinigen lassen. Auf diese Art ist wahrscheinlich die "Stadt" oder Vorburg entstanden, welche ihren Schultheißen, ihren Leutpriester und dieselbe Freiheit an Fällen und Erben besaß, wie die bischöflichen Unterthanen Neukirch. Und da ferner in der Umgebung von Küssachberg viele hochstiftische Besizungen lagen, so bildete sich eine eigene kleine Herrschaft unter dem Namen Küssachberger Schloß und Thal. Es gehörten dazu die vier Gemeinden Küssach, Dangstetten, Rheinheim und Rekingen, deren Bewohner dem Burgvogte mit Steuern, Zinsen und Diensten verpflichtet waren, und vor das Kellergericht zu Rheinheim gehörten. Die Verfassung dieses Gerichtes stammte zum Theil aus der ältesten Zeit, wo von dem klekgauischen Adel viele Güter an die Stifte Konstanz und Rheinau kamen, und gestaltete sich während der mancherlei Besizveränderungen und Zuwachse zu einem eigentlichen Dinggerichte, welches lange Zeit fortbestanden hat (8).

(7) Die über diesen Vergleichsspruch ausgefertigte Urkunde ist eine der ältesten, welche wir in deutscher Sprache besizen.

(8) Ich gebe hier den Hauptinhalt der „Oeffnung des Herkommens und der Gewohnheit zu Küssenberg und des Thals" wie sie im Jahr 1497 bei dem Abgang des bischöflichen Vogtes Martin von Randek durch dessen Nachfolger Wilhelm Heggenzer erneuert worden.

„Die Flecken Küssach, Dangstetten und Rheinheim sollen jährlich zwei Schochen Heu machen, und wann sie der Waibel gesammelt, auf das Schloß schaffen; so sollen sie auch das Holz und den Dung führen. Dafür gibt ihnen der Herr oder sein Vogt zu essen. Alljährlich zweimal, im Mai und Herbst, wird das Kellergericht gehalten, wo Jeder dem Andern ohne Fürgebot zu antworten schuldig ist, und zu welchem auch die Zinsleute ab dem Berg, zu Wasterkingen, Günzgen, Stetten und Oberhofen erboten sind. Dasselbe aber besteht aus zwölf Mannen, nämlich je zwei Räthen der vier Thalgemeinden, und aus vier vom Herrn gesezten Richtern. Diese sollen bei ihrem Eide des Thales Rechte, Freiheiten und Herkommen nach bestem Verständnisse handhaben und schirmen. Im Herbste wählen die alten Räthe jedesmal ihre acht Nachfolger, die neuen, und legen unter Beizug noch andrer Gemeindeglieder über Einnahme und Ausgabe Rechnung ab."

Wer der erste bischöfliche Vogt zu Küssachberg gewesen, ist nicht mehr bekannt. Der zweite Nachfolger Bischof Eberhards, jener berühmte kaiserliche Kanzler und Geschichtschreiber Heinreich von Klingenberg, verpfändete die Burgvogtei seinem Bruder Ulrich, welcher sie aber wichtigerer Dienste wegen, im Jahre zwölfhundert neun und neunzig, ihrem mütterlichen Oheim, dem Ritter Walther von Kastell, gegen ein Geldanleihen, mit allen Rechten und Einkünften übertrug.

Nachdem Küssachberg sofort fünf und zwanzig Jahre lang im pfandschaftlichen Besize der Familie von Klingenberg gestanden, löste Bischof Rudolf sie wieder ein, und sein Nachweser Nikolaus sezte den Ritter Johann von Friedingen zum Vogt auf die Veste. Bis in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts kam dieselbe nun in keine fremde Hand mehr, wenn nicht etwa der berüchtigte Bilgerin von Heudorf sie zu gleicher Zeit mit der bischöflichen Stadt Thiengen in Pfandschaft hatte. Tausend vierhundert und zwei aber verpfändete Bischof Marquard von Randek nebst andern Besizungen auch sein „Schloß und Städtlein Küssenberg“ um fünfthalbhundert Goldgulden an das Gemeinwesen

„An solchem Gerichte soll man umfragen, ob Jemand sich versäumt habe in Sturmesnöthen, in Kriegs-, Feuers- oder Wassersgefahr, und Wer angegeben wird, den soll man darum strafen. Man soll auch eröffnen Zwing und Bann, Wun und Waid der Gemeinden, damit die Jungen unterrichtet werden, wie weit sie gehen. Ferner soll man eröffnen die Gerechtigkeit und Gewohnheit des Fahrs am Rhein, welche also lautet: Zu Rheinheim soll ein Fähr' sizen mit Schiff und Geschirr, daß er des Fahres warte, dem Fremden wie den Heimischen. Ab dem Schloß und von den Thalgemeinden empfängt derselbe jährlich ein Bestimmtes an Wein, Korn und Eiern. Dafür muß er jeden Herrschaftsangehörigen unentgeldlich führen, wenn es nicht mit Roß und Wagen ist. Kommt Jemand an die Fähre und ruft drei Stunden vergebens nach dem Fährmann, so darf er auf dessen Kosten im Wirthshause eine Maas Wein trinken, und dies wiederholt, bis man ihn überführt. Kommen Zwei, wovon einer den andern verfolgt, da soll der Fähr zuerst den Fliehenden einsteigen lassen und sofort zwischen beiden stehen bleiben, bis hinüber, dort jenen wieder zuerst ans Land bringen, alsdann den Waidling umkehren und nun auch mit dem Verfolger landen.“

„Die Gerichtsräthe sind einem Herrn oder Vogt zu Küssachberg verbunden, bei entstehenden Streitigkeiten und Aufruhren den Frieden zu biethen, oder Denjenigen anzugeben und zu rügen, welcher ihn überfährt. Dagegen darf der Herr Niemand aus den Gemeinden gefangen nehmen, thürmen oder blöcken, wenn er das Recht für die Forderung vertrösten kann. Dem Herrn fallen die Strafgelder von Freveln und Verbrechen. Kömmt er zu Gericht, so muß ihn der Kellermeier speisen, und seinem Roß ein Viertel Haber, seinem Habicht ein Huhn, und seinem Hund eine Wecke geben.“

zu Schafhausen. Und unlang hernach sehen wir die Veste in der Hand Herrn Ulrich Thürings von Brandis, welcher dieselbe ums Jahr vierzehnhundert und acht afterpfandschaftsweis an seinen Bruder Wolfhard abtrat. Sie wurde jedoch bald wieder eingelöst und dem abgedankten Bischof Albrecht Blarer von Wartensee zum Wohnsiz angewiesen.

Das Leben dieses Prälaten liefert einen interessanten Beitrag zur Sittengeschichte der hohen Geistlichkeit unsers Mittelalters. Noch immer währte der Appenzeller Kr ieg, wobei die konstanzischen Bischöfe vielfach betheiligt waren. Albrechts Vorweser hatten mit den Waffen ihrer Vasallen gekämpft, er aber eilte jezt selbst in den Kampf. Der Helm stund ihm besser, als die Inful, und seine Faust führte das Schwerdt troz dem gewandtesten Ritter. Dies konnte ohne Aergerniß nicht abgehen, und obwohl Albrecht die gesunkene Oekonomie des Hochstiftes wieder hob, bezeigte man seiner Person doch wenig Achtung. Der Pabst bestätigte ihn auch nicht, wodurch er genöthigt war, wenig Jahre nach seiner Wah l zu resigniren. So lebte der kriegerische Kirchenhirte nun auf dem Schlosse Küssachberg mit einer mäßigen Pension, verlassen und ohne allen Nachglanz der getragenen Würde; man nannte ihn nur den Pfaffen Albrecht.

Nach seinem Hingange saßen die Edlen von Landenberg ein halbes Jahrhundert, und hierauf die von Randek als Vögte und Pfleger zu Küssachberg, bis die Veste mit dem ihm zugewandten Thal im Jahre vierzehnhundert sieben und neunzig an das sulzische Haus überging, welches vor einigen Menschenaltern vom Hause Habsburg die Landgrafschaft Klekgau ererbt und neulich vom Hochstift Konstanz die Herrschaft Thiengen erworben hatte. Bischof Otto nämlich lag mit Graf Rudolf in einem heftigen Prozeß wegen der hohen Gerichtsbarkeit zu Hallau und Neukirch. Dieser Streit wurde damals durch die Bischöfe von Mainz und Chur dahin verglichen: „Der Graf überläßt dem Hochstifte die Herrschaft Bohlingen frei und ledig; dafür erhält er das Schloß Küssachberg um fünfhundert und fünfzig Gulden in pfandschaftlichen Besiz, mit der Bewilligung, fünfhundert daran zu verbauen, wornach der Pfandschilling auf sechstausend Gulden steige; auch hat der Bischof bis nach dem Tode des ältesten Sohnes Graf Rudolfs kein Wiederlösungsrecht, inzwischen aber die Oeffnung zu Thiengen und Küssachberg.“ Solchergestalt gerieth Küssachberg an die Grafen von Sulz, unter denen es bis auf seine Zerstörung hundert sechs und dreißig Jahre, ohngeachtet steter Lösungsversuche der Bischöfe, fortwährend bestanden hat.

Im zweiten Jahre nach jenem Pfandvertrage entstund der neue Schweizerkrieg, worin unsere Veste eine Beute der feindlichen Waffen ward, dem befürchteten Schicksale einer Zerstörung jedoch glücklich entgieng. Seit bereits einem Jahrzehnt waren die Grafen von Sulz mit der ganzen Landschaft Klekgau in Zürich verburgrechtet. Als nun das Kriegsfeuer ausbrach, verlangte man von dort aus die vertragsmäßige Oeffnung der klekgauischen Hauptfestungen zu Thiengen und Küssach. Graf Rudolf aber, aus angebornem Hasse des Adels gegen die schweizerische Freiheit, oder genöthigt durch seine Verhältnisse, übergab dieselben dem schwäbischen Bund, welcher sie alsbald besezen ließ. Entrüstet über diese Treulosigkeit zogen die Eidgenossen sofort vor Thiengen, um eine exemplarische Rache zu nehmen. Das Städtlein schien wohlversorgt, wurde aber von der Besazung schmählich verlassen und vom Feinde völlig eingeäschert. Nun gieng es gen Küssachberg. Die Veste war blos von fünfzig Invaliden bewahrt, weil sie für unüberwindlich galt. Mit äußerster Anstrengung schleppten die Eidgenossen einige schwere Büchsen nächtlicher Weile den Berg hinauf. Es gelang ihnen damit vor das Burgthor, der Besazung unter den Schuß zu kommen, worauf dieselbe sich ebenfalls ergab. Die Eidgenossen machten zu Küssachberg einen „großen Raub“; besezten und bevogteten das Schloß bis zum Basler Frieden, der es dem Grafen wieder zusprach.

Da die Veste in diesem lezten Kriege sehr beschädigt worden, und überhaupt die veränderte Kriegsmanier eine Erneuerung der Außenwerke nothwendig machte, verwendete Graf Rudolf eine bedeutende Summe darauf. Küssachberg wurde zur Landesfestung erhoben und dem Landvogte Johann Jakob von Heidek zur Bewohnung eingeräumt. Diesen Bau scheint Graf Rudolf wie in einem Vorgefühl der folgenden Ereignisse unternommen zu haben. Denn die Klekgauer waren durch ihre bisherige Behandlung der Herrschaft sehr entfremdet worden. Ungerne hatten sie den Abzug der zürichischen Besazung von Küssachberg gesehen, und als sich Rudolf zu einer blutigen Rache gegen die Uebelgesinnten hinreißen ließ, erbitterte er dadurch das ganze Land. Unzweideutig neigte sich dasselbe auf die Seite der Eidgenossen; das Mistrauen zwischen Oberkeit und Unterthanen hatte überall Wurzel gefaßt, und das Benehmen Heideks war wenig geeignet, es zu vermindern. So erschien das Jahr fünfzehnhundert fünf und zwanzig, welches durch die Stürme des Bauernkrieges noch lebhaft in der Erinnerung des Volkes ist. Nachdem sich die Gemeinden der Grafschaft Stühlingen empört hatten, forderten sie ihre klekgauischen Nachbarn zur Theilnahme auf. Diese aber hielten sich an ihr zürichisches Burgrecht, unter dessen Schuze

sie friedlich zu erlangen hofften, was jene gewaltsam versuchten. Nur erst, als man ihnen das Wort Gottes nicht frei ließ, wurden auch sie aufrühreris¬ch und schlossen sich der allgemeinen Bewegung an.

Nach den ersten Unruhen hatte sich Wolf-Hermann, der Bruder Graf Rudolfs, zu dem Landvogt nach Küssachberg begeben. Hier hielt man Rath, und setzte die Veste in Vertheidigungsstand. Als das Volk dieses wahrnahm, wendete es sich klagend an den Rath nach Zürich. Dort aber gerieth man in Verlegenheit, man wollte die Glaubensänderung ohne den Aufruhr, und die Bauern bemerkten bald, daß man zaudere, in ihrem Sinn einen entscheidenden Schritt zu thun. Also thaten sie denselben; sie versammelten sich bewaffnet und forderten den Grafen und Landvogt auf, die Veste gutwillig zu öffnen, widrigenfalls ihnen von gemeiner Bauersame an Leib und Gut abgesagt sey (9). Eine solche Aufforderung konnte natürlich kein Gehör finden, und Küssachberg wurde nun förmlich belagert. Der Graf hatte auf diesen Fall hin den Erzherzog Ferdinand von Oestreich um Hilfe ersucht; da er aber zur Antwort erhielt, man glaube nicht, daß es die Bauern zur That kommen, sondern wohl mit sich unterhandeln lassen werden, so gieng der Landvogt durch zwei Glieder der eidgenössischen Tagsazung in Baden mit der Bauernsame folgenden Vertrag ein: „Es soll von Stund an bis Sankt Verenentag ein Stillstand seyn, so daß jeder Theil den andern sicher stehen und gehen, handeln und wandeln lasse. Demnach wird der Landvogt auf Küssachberg alle fremden Söldlinge verurlauben, und dagegen die Stadt Zürich vier ihrer Bürger als Zusäzer auf das Schloß thun. Uebrigens darf kein Theil Gebäude, Gräben, Wehren, Thürme, Steinkörbe und dergleichen schließen und wegthun, sondern es soll alles bleiben, wie es ist.“

Während dieses Stillstandes bemühten sich die Züricher redlichst, den Frieden völlig herzustellen; allein die Hartnäckigkeit beider Partheien we-

---

(9) Dieses Schreiben lautete wörtlich: „Dem wohlgebohrnen Wolfhermann von Sulz und Junkher Hansen Jakob von Haidegg, Vogt zu Khisenberg. Thuendt Euwch zu wissen, daß unser Begehr ist an Euwch, wie Ihr vorgenannt seind, solich Schloß, das Ihr innhabt, Uns dasselbig über antwurten und ufthuen, dadurch wir nit möchtend ein Schaden empfahen zu künftigen Ziten; denn wir größlich beschwerd seind durch dieses Schloß, das noch bisher geschlossen gsin ist, und besonder denen, denen es billich offen wäre. Und wo solichs nit beschäch', soll Euwren Leiben und Guet abgesagt sin mitsambt Euwren Beständern, wo wir dasselbig erlangen mögend. Demnach begehrend wir bei diesem Botten ein' Antwurt in Geschrift von Stund an. Grafschaft Cleggouw mitsambder ganzen Bruederschaft.“

gen der Glaubensänderung vereitelte jede Hoffnung. Bald nach Ausgang der Vertragszeit versammelten sich die klekgauischen Gemeinden zum Verfolg ihrer Absichten. Aber Graf Rudolf hatte sich inzwischen vorgesehen, und erschien jezt mit einer wohlgerüsteten Mannschaft vor dem Heere der Bauern, welche darüber den Muth verloren, und eine völlige Niederlage erlitten.

Was Graf Rudolf vor dem Bauernkriege begonnen, drängte ihn die Erfahrung desselben, um so eifriger zu vollenden. Mit Aufopferung einer sehr bedeutenden Geldsumme ließ er die Außenwerke von Küssachberg nach einem erweiterten Plane von Grund auf neu und dermaßen solid erbauen, daß der Zahn der Zeit während fast zweihundert Jahren nichts über die verlassenen Trümmer vermochte, und Alles noch wie von Gestern zu seyn scheint. Die damalige Gestalt der Veste aber war ohngefähr folgende: Vor der Ostseite des alten Inngebäudes erhob sich ein Neubau von acht bis zwölf Schuh dickem Gemäuer, an welchen sich die innere Ringmauer mit ihren Kasematten und Thürmen anschloß; das Ganze umgab in Form eines länglichten Fünfecks, wie es der Raum des Bergscheitels bedingte, mit Basteien und Streichwehren, die äußere Ringmauer, deren halbe Vorderseite neben dem beschränkten Burgthor ein kolossaler Halbthurm einnahm, von wo aus das Geschüz den Schloßgraben und den Zugang beherrschte; der ganze Bau hatte ein grandioses Gepräge, und mit Recht erhielt Küssachberg den Namen eines „Hochschlosses“.

Gefahrlos verflossen seit dem Bauernkrieg eilf Jahrzehnte, und anstatt der Waffen erklangen die Pokale munterer Zecher auf der Veste. Mancher fremde Junker trank nach der Sitte der Zeit auf das Wohl des gastlichen Schloßhauptmanns einen frohen Willkomm (10). Aber mit

(10) Es war damals unter Bürgern und Edelleuten allgemein Sitte, sich Freundschafts- oder sogenannte Stammbücher zu halten, worin man seine Bekannten zur Erinnerung froher Tage einen Spruch oder Reim einschreiben ließ. Man hatte dazu verschiedene gedruckte Formularien mit Sinnsprüchen, allegorischen Darstellungen und Wappenschildern, wie z. B. das Kölner „Stamm- oder Gesellenbuch hohen und niedern Standes.“ Ein Exemplar desselben mit den beigebundenen „Emblemata Boisardi Vesuntini“, welches G. B. Krederer von Prag nach Küssachberg brachte, wo er im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts als Schloßhauptmann angstellt worden, befand sich in der Bibliothek der Kapuziner zu Waldshut und liegt gegenwärtig vor mir. Man findet darin die Namen verschiedener Personen geistlichen und weltlichen, adeligen und bürgerlichen Standes, deren Verse und Sprüche sehr ergözlich an den oft etwas massiven, doch immer gut-

dem Jahre tausend sechshundert und dreißig veränderte es sich. Die Stürme des Schwedenkrieges zogen auch über den Klekgau herein. Küssachberg erhielt eine Besazung, und war sofort, je nach dem Wechsel des Kriegsglückes, bald den Kaiserlichen, bald den Schweden unterworfen, bis im Jahre vier und dreißig, bei dem abermaligen Anrücken der leztern unter Franz Horn, die zu schwache Besazung freiwillig abzog und die herrliche Veste selbst den Flammen übergab!

Fast zweitausend Jahre sind vorüber seit die Römer in die Thäler des Klekgaus den ersten Anbau brachten. Aus den Trümmern ihrer Kastelle und Thürme erhoben nochmals edle Alemannen oder Franken ihre Burgen. So entstund auch Küssachberg. Bis in die Zeiten des großen Zwischenreichs war es der Siz eines der vornehmsten Geschlechter im Lande. Hierauf folgen unter den Bischöfen von Konstanz die Zeiten der Verpfändungen, unter den Grafen von Sulz die gefahrvollen des Schweizer- und Bauernkriegs, und endlich wird der schwedische das Grab der indeß' zur Landesveste herangewachsenen Ritterburg.

---

müthigen Wiz unserer Altvordern erinnern. So heißt es S. 64 unter anderm: „Anno 1611, den 18 May auf dem Schloß Khüssenberg.

„Nicasius Beyer zum Edelpach
Hat ordtlich schön verricht sein Sach,
Den Willkhom getrunken auch,
Wie sich gebüert nach altem Brauch.
Dabei er sich also befund,
Daß er das Bett nit finden khunt."

Manche Unterschriften verrathen deutlich genug, daß es mit der Feder fast ebenso gieng, namentlich bei einem Junker, dessen Name nicht lesbar ist, und der oben darüber sezte: „Kriegen oder Wiegen." Auf S. 94 schrieb W. Michel von Feldkirch: „Am 9 September 1612 hab ich auff der Feste Küssenberg, wegen disser Feste und zur Wolfarth Aller von Sultz, den Willkhum ausgetrunkhen." Unter die Darstellung des sizilischen Dionys mit der Ueberschrift: Metus plena Tyrannis, liest man: „Jo Paolo Fortembach dico che nel giorno ad 10 Sept. 1612 habia beuto nel Wilcum sul Castell Chusenberg del Conte de Sulz. Jo il dico in un buon hora." Und S. 96 beim Jahr 1616 schrieb der Hauptmann M. Schmalvogel:

„Ich thue allen denen,
Die mich in Ehren khenen,
Ein Gläsel Wein ausbringen,
So groß, daß khein Frosch mag heraussspringen."

Hedwig,

Herzogin von Schwaben zu Hohentwiel.

Das eigenthümliche Lob der deutschen Frauen bestund von jeher in ihrer gemüthvollen Pflege stiller Tugenden, in ihrem sorgsamen Sinn für den häuslichen Kreis, in ihrer treuen Erfüllung der Gatten- und Mutterpflicht. Der Kranz dieser Eigenschaften hat jene Verehrung erzeugt, womit das männliche Mittelalter seine Frauenwelt in Thaten und Gesängen verherrlichte, und welche den großen Schiller zu einem zweiten Frauenlob begeisterte. Dabei aber haben in allen Jahrhunderten unserer Geschichte immer auch Einige durch Vorzüge geglänzt, die sonst ausschließlich dem männlichen Geschlechte, als ein seltner Schmuck seines gebildetern Theiles angehören. Wer wird nicht erstaunen, in der Nacht des zehnten Jahrhunderts, wo es Prälaten gab, die kaum das Latein ihres Brevirs verstunden, eine Frau auf dem herzoglichen Stuhle von Schwaben, eine andere in der einsamen Zelle zu Gandersheim mit den schönsten und schwersten Werken der großen Alten beschäftigt zu sehn? Die Sängerin Roswith ist durch den Fleiß mehrerer Geschichtsfreunde hinlänglich bekannt; von der Herzogin Hedwig hat das sanktgallische Klosterzeitbuch einige Nachrichten aufbewahrt, aus denen das folgende Gemälde entnommen ist.

Hedwig war die jüngere Tochter Herzog Heinrich des Zänkers von Baiern. Sie hatte am kaiserlichen Hof, unter ihrer Großmutter Mathilde, eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten, und schon frühzeitig eine ungemeine Schönheit des Leibes und Anmuth der Seele entfaltet. Da ihre Hand dem zweiten Sohne des Kaisers Romanus zu Konstantinopel versprochen war, so kamen von dort eine Anzahl Verschnittener, welche die teutsche Fürstentochter in griechischer Sprache und Sitte unterrichteten. Je mehr aber Hedwig die griechischen Musen zu lieben begann, um so tiefer lernte sie einen Bräutigam verabscheuen, der in alle Laster seines ausschweifenden Hofes versunken war. Sie ließ daher kein Mittel unversucht, das lästige Verhältniß abzubrechen. So zum Beispiel, als der Prinz einst ihr Bildniß verlangte, verzog sie die Gesichtszüge dermaßen, daß der Maler eine Misgestalt entwarf, wodurch ihr Zweck endlich erreicht wurde. Hedwig widmete sich von dem an,

vielleicht bei ihrer Schwester, der berühmten Abtissin Gerberg zu Gandersheim ([1]), den lateinischen Musen. Allein die Plane ihres Vaters rissen sie in Kurzem wieder aus dieser Einsamkeit. Heinrich wollte den neuen Herzog von Schwaben für seine Parthei gewinnen ([2]), und gab ihm die Hedwig zur Gemahlin, wiewohl er schon ziemlich betagt war. Ihr selbst mochte dieser Umstand nicht unerwünscht seyn, da er sie einen Schaz bewahren ließ, welchen die klösterliche Erziehung als den höchsten Ruhm der Weiblichkeit darstellte.

Herzog Burkhard von Schwaben hausete auf der hohen Bergveste Twiel im Hegau. Er hatte weiland wider die Ungarn und in Italien ruhmvoll das Schwerdt geführt ([3]); jezt pflegte er seines Alters und übte fromme Werke als Vorbereitung auf das andere Leben. Als er im Jahr neunhundert drei und siebzig zu seinen Vätern verschied, trat Hedwig in das ungetheilte Erbe, und erwarb sich durch ihren hervorleuchtenden, männlichen Geist, wider das Ansehen selbst der Landesgeseze ([4]), auch die Nachfolge in einem Theile des Herzogthums als Reichsverweserin.

Damals war zu Sankt Gallen, dessen Schirmvogtei die Herzogin zu verwalten hatte, der Pörtner Ekhard der schönste und geistreichste Mönch in ganz Schwaben. Seine junge Heldengestalt, sein feuriger Blick, seine beredte Zunge, sein hohes und zugleich liebreiches Wesen unterwarfen ihm jedes Herz; Niemand im Kloster war mit den Alten vertrauter, in Rathschlägen klüger, in Geschäften gewandter. Diesen

---

(1) Diese Gerberg war auch die Lehrerin Roswitha's, welche sie zu den meisten ihrer schriftstellerischen Werke veranlaßt hat.

(2) Herzog Heinrich war der Bruder Kaiser Ottos I, dessen Sohn, Herzog Leutulf von Schwaben, so sehr seine Misgunst und Eifersucht erweckt hatte, daß er ihn zu verderben suchte. Es gelang ihm auch, zwischen Vater und Sohn einen erbitterten Krieg zu entzünden. Leutulf wurde seines Herzogthums entsezt und dasselbe an Graf Burkhard verliehen, welchen sich Heinrich durch die Hand seiner Tochter für bleibend verbinden wollte.

(3) Man weiß, welche Plage für Deutschland diese wilden Hungarn damals waren, da sie die Uneinigkeiten des Reiches benüzten und beinahe alljährlich einen Raubzug durch Baiern und Schwaben bis an den Rhein unternahmen. Lange Zeit flüchtete man sich nur vor ihnen; unter Herzog Burkhard aber wurden sie bei Augsburg so aufs Haupt geschlagen, daß sie nicht wieder in das Land kamen. Ebenso tapfer, wie in dieser Schlacht, kämpfte Burkhard für den Kaiser gegen die abtrünnigen Großen Italiens.

(4) Nach dem alemannischen Geseze nämlich blieb das Weib stets unmündig, konnte also nie ein öffentliches Geschäft, nie eine Herrschaft oder Regierung übernehmen.

Mann hatte die Herzogin kennen gelernt, und welcher andere konnte würdiger seyn, die Zuneigung einer Fürstin zu besitzen, deren Lieblinge Horaz und Virgil waren? Man verständigte sich heimlich, und als der Herzogin bei einem Besuche zu Sankt Gallen verschiedene Geschenke angeboten wurden, schlug sie Alles aus, und verlangte dagegen den Ekhard zum Lehrmeister nach Twiel. Hierüber erschrack der Abt sehr, und der alte Notker machte allerlei Einwendungen; wer aber vermochte den Bitten einer Frau von solchem Ansehen, von solchen Reizen und solchem Geiste zu widerstehen?

Als Ekhard zu Twiel erschien, führte ihn Hedwig an der Hand in das Gemach, wo er wohnen sollte. Dahin kam sie täglich, nach Verrichtung ihrer Morgenandacht, in Begleitung einer Magd und hielt bei offener Thüre ihre Unterrichts- und Lesestunden (5). So geschah' es oftmals, daß Fürsten, Grafen und Ritter, welche nach Twiel kamen, die Herzogin Hedwig bei dem Mönche Ekhard fanden, wie sie miteinander die Werke der Alten studierten.

Eines Tages bemerkte die Herzogin in der Gesellschaft Ekhards einen äußerst muntern und wohlgebildeten Knaben. Ekhard sagte ihr, daß es sein Neffe sey, welcher gekommen wäre, um aus ihrem Munde etwas von dem Griechischen zu erhaschen. Dies wiederholte der kleine Burkhard selbst, indem er schüchtern beifügte:

« Esse velim Graecus, cum sim vix, domna, Latinus » (6).

Verwundernd sezte Hedwig den Knaben vor sich auf den Schemel und bat ihn mit einem Kuß, mehrere solcher Verse zu machen. Burkhard sah nach seinem Oheim und fuhr erröthend fort:

« Non possum prorsus dignos componere versus,
Nam nimis expavi, Duce me libante suavi » (7).

Hierüber brach die strenge Herrin in ein lautes Lachen aus, zog den jungen Poeten liebkosend an ihre Seite und lehrte ihn die bekannte Antiphonie:

„Θάλλασσαι καὶ ποταμοὶ εὐλογεῖτε τὸν κύριον,
ὑμνεῖτε, πηγαί, τὸν κύριον. Ἀλληλούϊα“ (8),

---

(5) « Cubiculum *Eckehardi*, de literis collocutura, nunquam nisi cum pedissequa intravit, ut malevolorum dicteriis viam praecluderet. »

(6) „Kaum erst, Herrin, ein Lateiner,
Wär' ich schon gerne der Griechen einer.“

(7) „Nur schlechte Verse könnt' ihr jezt mir noch entlocken,
Da ob der Herrin Kuß ich allzusehr erschrocken.“

(8) „Ihr Meere und Flüsse, lobet den Herrn,
Lobsinget, ihr Quellen, dem Herrn. Halleluja!“

welche sie selbst aus dem Lateinischen ins Griechische übersezt hatte. Bald wurde Burkhard der Liebling Hedwigs. Fast jeden Ferientag brachte er auf dem Schlosse bei ihr zu, und erlernte in diesen Musestunden nach und nach vollkommen Griechisch. Als ihn sein Beruf endlich für bleibend von Twiel entfernte, beschenkte sie den Scheidenden mit einem Horaz und andern Büchern, welche noch lange Zeit einen Schmuck der sanktgallischen Bibliothek ausmachten (9).

Diese große Verehrerin der heidnischen Dichter lebte aber wie eine Nonne, und war in ihrem Benehmen so streng, daß sie selbst den Ekhard, wenn er zuweilen im Uebersprudeln seines Herzens die Ernsthaftigkeit des Lehrers vergaß, empfindlich züchtigen ließ (10). Er war deswegen auch mehr als einmal im Begriffe, aus Twiel zu entfliehen, um es nie wieder zu sehen. Aber die kluge Frau wußte ihren erzürnten Freund durch mancherlei ausgesuchte Geschenke für ihn und sein Kloster immer wieder zu besänftigen und neu zu fesseln. Unter diesen Geschenken befand sich einst ein Meßgewand, worauf die Vermählung der Philologie mit dem Merkur in kunstreicher Stickerei dargestellt war, woraus man schließen kann, wie sehr damals die Alten auf der Burg Twiel zu Hause waren. Später kam Ekhard durch Verwendung seiner Herrin an den kaiserlichen Hof als Kaplan und Rath (11). Er gewann auch dort großen Einfluß, und besonders die Gunst der Königin Adelheid; der Herzogin blieb er unvergeßlich bis an ihren Tod.

Mit zunehmendem Alter wurde Hedwig immer strenger. In der Verwaltung ihres Reichsvikariats behauptete sie stets das Ansehen eines Mannes (12); man fürchtete sie eben so sehr, als man sie liebte. Gegen

---

(9) Burkhard wurde nachmals Abt seines Klosters, welches er aus sehr gesunkenen Verhältnissen ziemlich wieder erhob.

(10) Ihres strengen Wandels ohngeachtet konnte Hedwig diese und jene üble Nachrede nicht verhindern. Ekhard selbst erfuhr es, als er eines Tages bei dem Abte von Reichenau eingesprochen. »Fortunate, rannte ihm derselbe beim Abschiede in's Ohr, qui tam pulcram discipulam docere habes grammaticam.« Ekhard aber erwiderte ihm: »Sicut et tu, sancte domine, Cotelindam, monialem pulcram, discipulam caram, docuisti quidem dialecticam.«

(11) Er erhielt deswegen in den sanktgallischen Schriften den Namen *Palatinus*, oder der Höfling.

(12) Als die Abteien Sankt Gallen und Reichenau einen erbitterten Streit friedlich ausgeglichen hatten, und die Herzogin es später erfuhr, brach sie erzürnt gegen Ekhard aus: „Ich will den ganzen Hergang der Sache genau wissen. Es befremdet mich sehr, wie zwei Klöster meines Gebiethes

Gotteshäuser und Nothleidende war sie freigebiger als ihre Sparsamkeit erwarten ließ, und ihr Testament war ein würdiges Denkmal dieser Freigebigkeit ([13]). Sie verstarb am acht und zwanzigsten August neunhundert vier und neunzig, in einem Alter von etlichen über sechzig Jahren, und liegt zu Reichenau begraben.

Das glänzende Geschenk körperlicher Schönheit theilte Hedwig mit vielen andern Frauen, durch die eifrige Ausbildung aber und edle Verwendung ihrer Geistesgaben leuchtet sie uns mit wenigen als ein freundlicher Stern aus dem Dunkel der Vorzeit entgegen.

---

solches Unheil unter sich anfangen können, ohne daß ich, des Reichs Verweserin, das Geringste davon erfahren soll. Mir gebührt die Entscheidung, und denjenigen Theil, welchen ich mit meinen Räthen für schuldig erkenne, werde ich im Wege Rechtens bestrafen."

(13) Schon seit uralter Zeit hatte auf der Burg Twiel ein Klösterlein des benediktinischen Ordens bestanden, welches Burkhard und Hedwig aus seinem Zerfalle wieder erhoben und neu begründeten. Die Herzogin bedachte dasselbe auch später noch, Kaiser Heinrich II aber versezte es nach Stein am Rhein. Am freigebigsten war Hedwig gegen das Stift Petershausen bei Konstanz. Sie vermachte ihm Höfe und Güter in nicht weniger als sechs verschiedenen Ortschaften der Baar.

Die Schicksale
der
Rheinischen Pfalz.

In der deutschen Geschichte ist kein Land bekannter und berühmter, als dasjenige, welches der Mittelrhein durchströmt. Schon ein flüchtiger Blick auf die Karte läßt uns dieses ahnen. Wir entdecken eine auffallende Zahl von Städten und Orten, an welche sich die großartigsten und reichsten Erinnerungen der Vorzeit knüpfen; wir zählen nicht weniger als fünf uralte Bischofssize, alsdann einige der berühmtesten Klöster, und eine Menge alter Burgen und Fürstensize. Straßburg, der Schirm und Schmuck des Elsasses, mit dem Meisterwerke Erwins; Baden, auf den Trümmern der römischen Aurelia, die Wiege des badischen Fürstenhauses; Speier mit seinen Kaisergräbern; Heidelberg mit einer der ersten Hochschulen Deutschlands, mit der stolzen Burg der Pfalzgrafen; Worms, das altehrwürdige; Mainz, der Siz des Reichserzkanzlers; Frankfurt, wo die Nation ihr Oberhaupt wählte, der Markt und die Zierde des Landes; das alte Bingen, Koblenz, Andernach, Bonn und endlich Köln, das deutsche Rom! Unaufhörlich, von den ältesten Zeiten bis auf uns herab, waren diese Gegenden der Schauplaz der mannigfaltigsten und wichtigsten Ereignisse des Kriegs und Friedens; unaufhörlich gährte und wogte es hier in allen größten und kleinsten Verhältnissen der Gesellschaft, während die benachbarten und entferntern Länder oft lange Perioden der Ruhe und des Stillstandes erlebten.

Aber selten auch hat die Natur ein Land für die Fortschritte der Kultur günstiger ausgestattet, als eben dies mittlere Rheinland. Hier ist jene glückliche Mischung von Bergen und Ebenen, welche immer die schönsten, wohlgelegensten und fruchtbarsten Gegenden darbietet. Unzählige Thäler der verschiedensten Größe, der verschiedensten Richtung und Beschaffenheit öffnen sich gegen das Hauptthal des Rheines, und senden diesem Vater der deutschen Ströme ihre Wasser zu. Es wechseln Waldungen und Haine von Nadel- oder Laubholz mit weiten Gefilden des herrlichsten Wies- und Ackerlandes, und ein üppiger Kranz von Wein- und Obstgärten schmückt die Hügel und Ufer, welche das Entzücken der Wanderer sind.

5



7*

Die Länder des Mittelrheins waren von den Römern erobert und kultivirt worden. Als aber das römische Weltreich zerfiel, geriethen sie in die Hände der Franken und Alemannen, welche ganz eigentlich die zwei Hauptvölker des Rheinstroms zu nennen sind. Jene saßen vom Maine abwärts bis weit unter Köln, diese aufwärts bis zur Donau und in die Alpen. Sie beherrschten also den ganzen Westen des alten Gallien. Beide drangen erobernd vorwärts, die Franken im nördlichen, die Alemannen im südlichen Theile, und endlich galt es zwischen ihnen den ausschließlichen Besiz des unterjochten Reichs, denn ihre Eifersucht ertrug keinen getheilten. Ein einziger Tag entschied die große Frage. Klodwigs blutiger Sieg bei Zülpich war der Anfang des fränkischen Weltreichs, welches dem römischen gefolgt ist.

Ursprünglich bestund die fränkische Monarchie aus zwei Theilen, einem gallischen und einem deutschen. Jener hieß das West- und dieser das Ostreich; beide zerfielen wieder in verschiedene Provinzen, deren Bestandtheile die einzeln Landschaften oder Gaue waren. So unterschied man im Ostreich das untere oder ripuarische, das obere oder lotharingische, das rheinische oder das östliche Franken. Von allen vier Theilen aber hat nur der leztere seinen Namen bis auf uns erhalten, ich meine das heutige Frankenland, in dessen Herzen die Stadt Würzburg ruht.

Das rheinische Franken erstreckte sich von dem Osbache bei Baden bis an die Lahn hinab, und vom Iderwald bis über den Speßhard hinaus. Namentlich aber begriff es jenseits des Rheines den Speier-, Worms- und Nahgau, und diesseits den Os-, Pfinz- und Kraichgau, den Würm-, Enz-, Murr- und untern Neckargau, den Elsenz- und Lobdengau, den Ober- und Unter-Rheingau, den Main- und Lahngau mit der Wetterau. Diese Gaue oder Grafschaften bildeten ein Herzogthum, welches aber keinen gewöhnlichen Fürsten, sondern als das Stammland des fränkischen Herrscherhauses, den König selbst zum Herzog hatte, also unmittelbar unter der Krone stund und von ihrem nächsten

zeigen sich die fruchtbarsten Felder und Wiesen. Etliche Scribenten nennen die Bergstraße die Pfaffen-Gasse; die päbstliche Klerisei hat auch jederzeit den Verstand gehabt, sich nicht das Schlechteste auszusuchen. Durch den harten Winter von 1709 wurde diese Gegend eines großen Theils ihrer Schönheit beraubt, indem die meisten Nußbäume erfroren; man hat aber seither den Schaden fleißig zu ersezen gesucht, und es wäre noch besser gewesen, wenn man mit gänzlicher Umhauung und Ausrottung dieser Bäume nicht so geeilt, sondern ihnen etliche Jahre Frist gegeben hätte, sich wieder zu erholen."

Beamten, dem Pfalzgrafen verwaltet wurde. Hiedurch gewann das Land einen großen Vorschritt vor den übrigen Theilen der Monarchie. Denn da die Könige am liebsten auf ihren rheinfränkischen Kammergütern verweilten, konzentrirte sich daselbst die zahlreichste Bevölkerung, der lebhafteste Handel und Wandel, kurz die reichste Kultur, welche auch durch die natürliche Fruchtbarkeit des Erdreichs für bleibend gesichert war. Man zählte hier bei weitem die meisten und ältesten Städte und Dörfer, bei weitem die meisten königlichen Pfalzen und Meierhöfe, deren Bauart und Oekonomie allen übrigen zum Vorbilde dienten ([2]). Und so konnte es kommen, daß man diese Provinz als die Burg, und ihre Bewohner als das vornehmste Volk, als die Stärke des Reiches betrachtete.

Beim Erlöschen des karolingischen Hauses erhielt das rheinische Franken zwar einen Herzog, wie die übrigen Länder, aber es fügte sich bald, daß das Geschlecht desselben auf den kaiserlichen Thron erhoben ward, wodurch das Land abermals unmittelbar unter die Krone zu stehen kam. Es geschah dies nach mancherlei ähnlichen Vorgängen im Jahre tausend neun und dreißig endlich für bleibend. Natürlich aber verwalteten die Kaiser das Herzogthum durch ihren Stellvertreter, und

---

(2) In jenen alten Zeiten, wo Städte und Schlösser noch eine Seltenheit waren, wohnten die Könige und Großen des Landes meistentheils auf ihren Meierhöfen, deren sie in verschiedenen Gegenden verschiedene besaßen. Der größte und wohlgelegenste davon wurde gewöhnlich zur Residenz erwählt, und deswegen mit einem besondern Herrn-Hause versehen, welches man mit dem lateinischen Namen Palatium bezeichnete, woraus die deutschen Wörter Palast und Pfalz entstanden sind. Natürlich mußte ein solcher Ort schneller emporkommen, als ein abgelegener, vereinzelter Hof oder Weiler, und namentlich die königlichen Pfalzen mußten bald die Mittelpunkte ihrer Landschaften werden. Denn sie besaßen das Münz- und Marktrecht, sie gewährten ihren Bewohnern den meisten Schuz, und gaben einer Menge von Leuten, welche nicht vom Landbau leben konnten, Gelegenheit zu mancherlei andern Gewerben und Handirungen. So entstunden aus denselben oft weitläufige und blühende Marktflecken, und als die Könige anfiengen, auch ihre Hoftage daselbst zu halten, so mußten die Pfalzen leicht zum städtischen Range erwachsen.

In unserm Rheinfranken waren unter andern Bruchsal, Heilbronn, Nerstein, Tribur, Ingelheim und Boxard solche Königshöfe, und die drei leztern von allen im Reiche diejenigen, wo die Monarchen am öftesten verweilten, und nicht allein ihre Hoftage, sondern mehrmals selbst die Reichsversammlungen hielten, was gewöhnlich nur in den deutschen Hauptstädten, wie zu Frankfurt, Mainz, Köln, Augsburg und Nürnberg, Trier, Speier und Worms geschah.

war wieder, wie ehedem, der Pfalzgraf. Das pfalzgräfliche Amt reicht bis in die ältesten Zeiten hinauf. Es war in der Regel nichts anderes als die oberste Verwaltung und Gerichtsbarkeit der königlichen und herzoglichen Pfalzen, das heißt, derjenigen Güter und Leute, welche das Privateigenthum der Könige und Herzoge bildeten. Bei den eigenthümlichen Verhältnissen des Herzogthums Rheinfranken aber gewann der dortige Pfalzgraf eine ganz andere und wichtigere Stellung, und erhielt sich in derselben, während die übrigen pfalzgräflichen Aemter zu einem blosen Titel herabsanken, oder völlig erloschen. Er gewann den Rang und die Gewalt eines Herzogs, vereinigte damit einen ausgebreiteten Grund- und Rechtsbesiz im Lande, der ihm zur Landeshoheit verhalf, ward endlich in das Kurfürstenkollegium aufgenommen, und stund als der erste weltliche Große des Reichs neben dem Kaiser, dessen Stelle er in Fällen der Abwesenheit oder eines Interregnums zu vertreten hatte (3).

Ich übergehe die Reihe der rheinischen Pfalzgrafen bis auf Konrad von Hohenstaufen, welcher nicht allein dadurch überhaupt merkwürdig ist, daß er für die Rheinpfalz den Grund zu einem selbstständigen Fürstenthum legte, sondern für uns ein ganz besonderes Interesse hat, indem wir ihm die Uebertragung des pfalzgräflichen Sizes von Bacha-

(3) Die Herkunft der Pfalzgrafen bei Rhein war lange Zeit völlig in Vergessenheit gerathen, wie die deutsche Nation überhaupt während ihres langen und blutigen Entwicklungskampfes durch das Mittelalter herab, namentlich aber während der Reformations- und folgenden Kriegszeit, das Meiste vergessen lernte, was ihre Geschichte, die Gründung und Bildung ihrer öffentlichen Verhältnisse und Einrichtungen betraf. Als vor dreihundert Jahren der Professor Münster zu Basel, bei Abfassung seiner Cosmographie, an den wegen seiner Belesenheit gerühmten Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken um Nachrichten über den Ursprung seines Hauses wandte, gab ihm derselbe zur Antwort: „Wo die Pfalz zur Zeit des Kaisers Otto III und etliche Jahr darnach ihren Siz gehabt, dieweil die Chur von einem Land in das ander gefahren sey, da wissen wir keinen satten Bericht zu geben. Wollen dir jedoch nit vorhalten, daß wir vernommen, die Pfalzgrafen haben ihren Siz und Schloß ein Zeitlang zu Worms gehabt. Wie sie aber dahin und wieder davon kommen, und es einem Bischof daselbst verkauft haben, das wissen wir noch zur Zeit nicht eigentlich." Man sieht hieraus, welche Vorstellungen sich die gelehrten Leute damals von dem Ursprung der rheinischen Pfalzgrafschaft gemacht haben. Es bedurfte noch einer Reihe folgender Schriften, bis es einem scharfsichtigen Blick gelingen konnte, auf die rechte Spur zu kommen, und erst das gründliche Forscherpaar Kremmer und Crollius brachten diesen dunkeln Gegenstand etwas in's Reine.

rach nach Heidelberg verdanken. Ich will nicht ausführlicher erwähnen, welchen wichtigen und erfolgreichen Einfluß diese Veränderung auf unsern Theil der Pfalz ausgeübt habe; ich frage nur, hätten wir ohne sie unser heutiges Heidelberg mit seiner Hochschule, und unser blühendes Mannheim?

Konrad war der Halbbruder Kaiser Friedrich des Ersten, welcher ihm nach dem kinderlosen Tode Pfalzgraf Hermanns von Stahlek die erledigte Würde übertrug. Er hatte von seiner Mutter viele Besizungen in der Rheinpfalz geerbt und erwarb sich sofort durch Glück und Thätigkeit noch eine schöne Anzahl anderer, wie namentlich vom Stifte Worms das Lehen der Grafschaft Lobdengau mit der Veste Heidelberg. Und da ihm als Inhaber der herzoglichen Gewalt des alten Rheinfranken auch die Schirm- und Kastvogtei der meisten in den rheinfränkischen Gauen gelegenen Domkirchen und Abteien zustund, so sehen wir den meisten Grundbesiz mit den meisten Hoheitsrechten dieser Lande in seiner Hand vereinigt. Es konnte daher nicht fehlen, daß sein unternehmender Geist diese verschiedenen Güter und Gerechtsamen zu ergänzen, zu vereinigen und abzurunden, das heißt, möglichst zu einem zusammenhängenden Fürstenthum zu gestalten suchte. Zwar wurde er dadurch in mehrfache Kriege verwickelt; aber seine mannhafte Tapferkeit überwand alle Gefahr und führte zu Siegen, welche das Erworbene nur um so fester begründeten.

Pfalzgraf Konrad hatte zwei Söhne erzeugt, verlor aber dieselben ohne einen dritten zu gewinnen. Er bot daher alles auf, Land und Würde an seine einzige Tochter zu vererben. Dieses gelang ihm, und wer blickte jezt nicht auf die schöne Erbin der gesegneten Rheinpfalz? Bald wurde Agnes von Freiern umgeben, und selbst der höchste Herr der Erde, der Kaiser, warb für den tapfersten und mächtigsten Monarchen seiner Zeit, für den König von Frankreich, um ihre Hand! Aber es siegten nicht Glanz und Macht, sondern die Liebe und das gegebene Wort. Der verlassene Sohn eines geächteten Fürsten (4), Herzog Heinrich von Braunschweig, ward Gemahl der pfälzischen Erbtochter, troz aller Hindernisse seiner Gegenparthei.

Als Pfalzgraf Konrad im Jahre eilfhundert fünf und neunzig verstarb, folgte ihm Heinrich in allen pfälzischen Würden und Ländern. Das welfische Haus gewann dadurch eine neue Stüze gegen die Hohen-

(4) Heinrich des Löwen, des heldenmüthigen, aber unglücklichen Herzogs von Baiern und Sachsen, welcher damals am englischen Hofe in der Verbannung lebte.

staufen, welche es gestürzt. Bald gelangte es durch die Wahl von Otto, dem Bruder Heinrichs, auch in den Besiz der deutschen Krone, und als der hohenstaufische Gegenkaiser Philipp im Jahre zwölfhundert und acht ermordet wurde, schien der Tag der Vergeltung gekommen. Aber noch sollte das große Drama nicht beendigt seyn; ein neuer Held erhob sich aus dem Geblüte der Waiblinger und hielt den Arm der Rache zurück. Friedrich, der Enkel Kaiser Barbarossas, ward an die Stelle Philipps gewählt, ein Mann von außerordentlichem Geist. Sein Anhang mehrte sich mit jedem Tag; siegprangend zog er am Rheine herab. Otto und Heinrich mußten sich vor ihm flüchten; die Kaiser- und Pfalzgrafenwürde waren für sie dahin!

Nachdem König Friedrich das Reich gewonnen, gedachte er sich durch Belohnung seiner Freunde und Anhänger darin zu befestigen. Niemand aber hieng ihm getreuer an, als Herzog Ludwig von Baiern, aus dem Hause Wittelsbach. Diesem verlieh er also die erledigte Pfalzgrafschaft bei Rhein, welche sofort ununterbrochen bis zum Lüneviller Frieden bei dem wittelsbachischen Geschlechte verblieben ist.

Herzog Ludwig hatte aber lange Zeit um den sichern Besiz der neuen Würde zu kämpfen, und erreichte denselben nur erst, als es dem Kaiser gelang, zwischen seinem Sohne Otto und der ältesten Tochter Herzog Heinrichs eine Verbindung zu bewirken, wodurch der erbitterte Streit seine Ausgleichung fand und die beiderseitigen Interessen vereinigt wurden. Diese Vermählung des Erben der pfalzgräflichen Würde mit der Erbin der pfälzischen Länder, welche die Grundlage aller folgenden Entwickelungen der Rheinpfalz bildet, geschah auf einem prächtigen Hoftage zu Straubing, im Frühling des Jahres tausend zweihundert fünfund zwanzig (5).

Herzog Otto, der einzige Sohn Ludwigs, vereinigte also die Pfalzgrafschaft bei Rhein mit dem Herzogthum Baiern, und erscheint somit als einer der mächtigsten Fürsten Deutschlands, mit zwei Stimmen am Reichstag. Diesem glänzenden Machtbesiz aber entsprach sein Geist und Charakter. Er führte seine Regierung zwanzig Jahre hindurch, unter mancherlei Stürmen und Gefahren, mit ausgezeichnetem Lob, und erwarb sich nicht nur den schimmernden Titel des Erlauchten, son-

---

(5) Es ist darüber noch der alte Vers vorhanden:

„Otto der Erst, Pfalzgraf bei Rhein,
Hatt' Pfalzgraf Heinrich Töchterlein,
Mit Mannheit er's erfecht',
Des Reiches Kur blieb seinem G'schlecht."

dern auch den Namen Vater des Vaterlandes. Von seinen Söhnen Ludwig und Heinrich erhielt jener, nach dem Vorrechte der Erstgeburt, den bessern Theil der väterlichen Erbschaft, nämlich die oberbaierischen und rheinpfälzischen Lande, während sich Heinrich mit Niederbaiern begnügen mußte. Wichtig war diese Theilung als eine ewige oder sogenannte Todtheilung, wodurch der Stamm des wittelsbachischen Hauses in zwei Aeste zerfiel, in einen baierischen und einen pfälzischen. Sie dauerte zwar vorerst nur bis in das zweite Geschlecht, wurde aber durch Ludwigs Enkel wieder erneuert und alsdann forterhalten bis zum Tode Kurfürst Max Josefs von Baiern. Neun und dreißig Jahre also war die Rheinpfalz bei dem hohenstaufischen, zwanzig bei dem welfischen und vierzig verbunden mit dem Herzogthum Baiern unter dem wittelsbachischen Hause gestanden, etliche über dreißig Jahre alsdann bildete sie mit Oberbaiern ein schwankendes Mittelding, bis endlich in Folge dieses zweideutigen Zustandes ein gesezlicher Akt sie der einen Linie von Wittelsbach als selbstständiges Fürstenthum zuschied (6).

Anders wäre das Alles freilich gekommen, wenn der Plan Pfalzgraf Rudolfs, des Erstgebornen von Herzog Ludwig, hätte gelingen mögen. Denn dieser schlechtgeartete Prinz gieng mit nichts Geringerem um, als seinen minderjährigen Bruder Ludwig zu unterdrücken und die Alleinherrschaft über die beiderseitigen Lande an sich zu reißen. Das Unternehmen scheiterte aber an dem Umschwung der damaligen Reichsverhältnisse. Der stolze Unterdrücker verlor Land und Leute, während das ersehene Opfer seiner Herrschsucht auf den Kaiserthron erhoben ward, und jezt als zweiter Stammvater des wittelsbachischen Hauses, mit den Lorbeern seiner Beharrlichkeit geschmückt, im Buch der Geschichte steht.

Nachdem der Pfalzgraf aus Gram gestorben, übernahm König Ludwig die Vormundschaft über dessen hinterlassene Kinder, und ordnete im

---

(6) Zur bessern Uebersicht der kurpfälzischen Abstammung und Erbfolge gebe ich hier und in den folgenden Noten eine gedrängte Stammtafel:

Ludwig I,
Herzog zu Baiern, Pfalzgraf bei Rhein, starb 1231.

Otto, der Erlauchte, st. 1253.

Ludwig (II) der Strenge, st. 1294. Herzog in Oberbaiern, Pfalzgraf bei Rhein.	Heinrich, Herzog in Niederbaiern, st. 1290. Seine Nachkommenschaft erlischt 1340.
Rudolf, (I) der Stammler, Kurfürst zu Pfalz, st. 1391.	Ludwig III, deutscher König und Stammvater aller Herzoge von Baiern bis 1777.

Jahr dreizehnhundert neun und zwanzig durch den **Vertrag von Pavia** die verwickelten Familien-Verhältnisse. Seine Söhne erhielten die oberbaierischen, die Prinzen Rudolfs die *rhein-* und oberpfälzischen Erblande. Dabei aber war eine ewige Unzertrennlichkeit der wittelsbachischen Länder, und für den Fall des Erlöschens der einen oder andern Linie, ein gegenseitiges Erbrecht festgestellt. Die Kurwürde, welche seit Otto des Erlauchten Zeit aus einer gedoppelten in eine einfache zusammengeschmolzen, sollte beiderseits abwechselnd geführt werden; sie ward jedoch später ein pfälzisches Vorrecht, alsdann auf Baiern übertragen, und endlich wieder eine gedoppelte, eine pfälzische und baierische.

Daß das Haus Wittelsbach bei so viel' Stürmen von Außen her, und bei den fortwährenden Zerwürfnissen im Innern für die *Rheinpfalz* durch Ordnung der Verhältnisse und Hebung der Kultur wenig leisten konnte, ist sehr begreiflich. Indeß gewann das Fürstenthum durch die Erwerbung von Mosbach, Sinsheim, Gmünd, Eberbach, Bretten und anderer Orte einen ansehnlichen Zuwachs, und durch die Gründung der Hochschule zu Heidelberg ein Kleinod, dessen Werth für die Folgezeit unberechenbar wurde. Man verdankt sie den drei Ruprechten, dem Sohn, Enkel und Urenkel des unseligen Pfalzgrafen Rudolf. Diese Fürsten schienen in Beförderung der Kultur mit einander zu wetteifern, und in Ruprecht dem Dritten würde die *Rheinpfalz* einen ihrer größten Wohlthäter verehren müssen, wenn das Schicksal ihn nicht allzufrühe seinem eben so edlen als thätigen Wirken entrissen hätte. Er war nach Absezung des nichtswürdigen Kaisers Wenzel auf den teutschen Thron erhoben worden, starb aber schon im ersten Jahrzehnt seiner Reichsverwesung, welche bei den damaligen Verhältnissen freilich nicht glänzend seyn konnte. Von seinen Söhnen bekam Ludwig der Bärtige die *Pfalz* und den vierten Theil der übrigen Erblande mit der Kurwürde, Johannes einen Theil an Oberbaiern, Stephan die Grafschaft Simmern und Zweibrücken und Otto unter Anderm die Aemter Mosbach, Umstatt und Ozberg. Hiedurch und in Folge einiger späterer Theilungen entstunden in der zahlreichen Nachkommenschaft König Ruprechts zehn verschiedene Linien, wovon aber für uns nur die *heidelbergische*, *simmerische*, *neuburgische* und *sulzbachische* von Bedeutung sind (7).

(7) Kurfürst *Rudolf* hinterließ aus seiner Gemahlin Mechthild, der Tochter König Adolfs von Nassau, *Adolf* den Einfältigen (gest. 1327), *Rudolf* (II) den Blinden (gest. 1353) und *Ruprecht* (I) den Rothen (gest. 1390), von welchen aber nur der erste eine männliche, und zwar folgende Nachkommenschaft hatte.

Da der Stammherr der erstern und sein Sohn, Ludwig der Sanftmüthige, zu einer Zeit verstarben, wo der pfälzische Erbprinz Philipp noch ein Kind war, so führte dessen Oheim Friedrich die vormundschaftliche Regierung, welche er später, unter Annahme seines Neffen an Sohnesstatt in eine wirkliche verwandelt hat. Diese Handlung konnte gewaltthätig erscheinen, sie ist aber für die Pfalz von der größten Bedeutung gewesen. Denn Pfalzgraf Friedrich gab nicht nur seinem Haus eine der vornehmsten Stellungen unter den deutschen Reichsständen, sondern hob auch das Land durch eine thätige Wachsamkeit und eine Reihe weiser Einrichtungen zum wohlgeordnetsten und blühendsten Staate Deutschlands empor. Ueberhaupt war er einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit, und verdient den Namen des Siegreichen, welchen sie ihm beilegte, noch in einem edlern Sinne, als blos in Beziehung auf sein glänzendes Kriegsglück ([8]). Da Friedrich auf eine ebenbürtige Heirath verzichtet hatte ([9]), so trat sein Pflegsohn in die ungetheilte väterliche Erbschaft, und sahe sich als Besizer eines mächtigen Fürstenthums, welches durch einen Erbvertrag mit der mosbachischen Linie bald noch vergrößert ward. Leider aber begannen unter ihm jene traurigen Familienzerwürfnisse wieder, welche die Ehre und Macht des Hauses, wie das Glück des Landes untergruben, bis es seinem Enkel Ludwig endlich

---

Ruprecht (II) der Harte, Kurfürst von der Pfalz, st. 1398.

Ruprecht (III) Klemm, deutscher König, st. 1410.

Johannes, Herzog in der Oberpfalz, st. 1443.
Stephan, Pfalzgraf zu Simmern, st. 1459.
Otto, Pfalzgraf zu Mosbach, st. 1461.
Ludwig (III) der Bärtige, Kurfürst zu Heidelberg, st. 1437.

Ludwig (IV) der Sanftmüthige, st. 1449. Friedrich (I) der Siegreiche, st. 1476.

Philipp Ingenuus, st. 1508.

Ludwig (V) der Friedfertige, st. 1544. Ruprecht, st. 1504. Friedrich (II) der Weise, st. 1556.

Otto Heinrich der Großmüthige, st. 1559.

(8) Freilich nannte man ihn auch den bösen Friz; aber es lag darin nur ein populäres Lob seiner Energie und Strenge, namentlich gegen das Unwesen des Raubadels und des heimlichen Gerichts, von welchen er seine Länder so ziemlich gesäubert hat.

(9) Seine Gemahlin war die liebenswürdige Augsburgerin Clara von Detten, welche ihm zwei Söhne gebahr, wovon Ludwig zum Grafen von Löwenstein gemacht wurde und der Stammvater des fürstlichen Hauses von Löwenstein-Werthheim ist.

gelang, die Ruhe wieder herzustellen, wodurch derselbe billig den Beinamen des Friedfertigen erwarb.

Dieser Fürst verstarb aber kinderlos, und sowohl die Hausverträge als besonders die Gunst Kaiser Karl des Fünften verhalfen seinem jüngern Bruder Friedrich an die Regierung, wodurch der Sohn des ältern, der vortreffliche Prinz Otto Heinrich, erst nach dessen Tode in den Besiz der angebornen Rechte kam. Es war ein für die Pfalz ungemein wichtiger Regentenwechsel. Denn während Friedrich durch seine Neutralität das schmeichelhafte Vorrecht des Reichsapfels erlangt hatte, sympathisirte Otto Heinrich so sehr mit der lutherischen Kirchenreform, daß unter ihm eine Menge evangelischer Glaubensgenossen in das Land kamen und der sogenannte katholische Bilderdienst völlig abgeschafft wurde. Diese Reform konnte indessen noch nicht zur wirklichen Ausführung gelangen, da Otto Heinrich keinen Leibeserben hinterließ, und Pfalzgraf Friedrich von Simmern, auf welchen sofort die Kurpfalz überging, ein äußerst eifriger Bekenner des reformirten oder kalvinischen Glaubensbekenntnisses war, welches damals dem evangelischen oder lutherischen feindlicher entgegenstund, als beinahe selbst dem katholischen. Durch diesen Eifer erlangte Friedrich den Namen des Frommen, welchen man ihm gerne gönnen mag, wenn man betrachtet, wie er neben jener Gewaltthätigkeit gegen die altkirchlichen Institute und Rechtszustände doch auch den Wohlstand des Landes und die geistige Kultur des Volkes vielfach befördert hat.

Nachdem durch den Abgang der heidelbergischen Linie des Hauses Wittelsbach im Jahre fünfzehnhundert neun und fünfzig, die simmerische in den Besiz der kurpfälzischen Lande gelangt war, dauerte dieselbe (10) hundert fünf und zwanzig Jahre und gab der Rheinpfalz eine Reihe

(10) Die Geschlechtsfolge der simmerischen Kurlinie verhielt sich also:

Stephan, Pfalzgraf zu Simmern, und Zweibrücken.

Friedrich III zu Simmern, st. 1480. — Ludwig der Schwarze zu Zweibrücken, st. 1489.

Johann I, st. 1509. — Ludwig zu Zweibrücken. — Rupprecht zu Veldenz.

Johann II, st. 1557. — Friedrich (III) der Fromme, Pfalzgraf zu Simmern, Kurfürst zu Pfalz, st. 1596.

Ludwig VI. st. 1583. — Johann Kasimir, Administrator, st. 1592.

Friedrich IV, st. 1583.

Friedrich V, König zu Böhmen, st. 1632.

Karl Ludwig, st. 1680. — Karl, st. 1685.

von sechs Fürsten, welche beinah' eben so viele Religionswechsel veranlaßten, wodurch das Land in einen Zustand verfiel, dessen Elend nur die unter der folgenden Linie eingetretene Kriegsverwüstung übertraf. Denn wohl nirgend in Deutschland stunden die Religionspartheien einander so vielfach und schroff entgegen, als hier in der Pfalz. Lutherische, zwinglische und kalvinische Eiferer waren abwechselnd thätig, Fürst und Volk zu gewinnen und aufzuhezen, und das Skandal der gegenseitigen Verdammung, der öffentlichen und geheimen Verfolgung wurde bis zum Verbrechen, bis zum Scheiterhaufen getrieben. Und hernach, als die blinde Wuth zwischen Reformirt und Evangelisch ausgetobt zu haben schien, öffneten die Ereignisse den Jesuiten den Weg in die Pfalz und an den pfälzischen Hof, wo sie das schöne Werk, den Geist und Wohlstand des Volks durch Glaubenstyrannei zu vernichten, triumphirend vollendet haben!

Gern möchte man über diese Geschichten hinwegeilen, aber das tragische Schicksal der simmerischen Fürsten fesselt immer wieder unsern Blick. Nachdem sich die nächsten Nachfolger des frommen Friedrich durch ihren Glaubenseifer zu den traurigsten Handlungen hatten hinreißen und misbrauchen lassen, verführte die Eitelkeit seinen gleichnamigen Großenkel zur Annahme der böhmischen Krone, während sie der übermächtige Kaiser Ferdinand als ein Erbrecht gegen die Nation behauptete (11). Hiedurch entstund ein erbitterter Krieg, welcher für Friedrich den Verlust seiner Krone, seiner Kurwürde, und die Besezung der kurfürstlichen Lande mit spanischen Truppen zur Folge hatte. Und diese Uebertragung der feindlichen Waffen aus Böhmen in die Pfalz ist der Anfang des unseligen dreißigjährigen oder Schwedenkriegs, welcher ganz Deutschland in ein entvölkertes Trümmerfeld verwandelt hat. Geächtet und verlassen starb König Friedrich, da sein Prinz Karl Ludwig noch minderjährig war und das Land allen Gräueln des Krieges unterlag, welche nicht eher als durch den westphälischen Frieden ein Ende nahmen. In Folge dieses Friedensschlusses mußte der Pfalzgraf die Bergstraße gegen einen Pfandschilling an den Kurfürsten von Mainz abtreten und zum Vortheile Baierns auf die altpfälzische Kurwürde verzichten, wurde aber durch eine neugeschaffene achte Kur hiefür wieder entschädigt. Er starb im Jahre sechzehnhundert achtzig, und hinterließ in dem Prinzen Karl den

(11) Bekannt ist, daß die Böhmen wegen Verlezung des Majestätsbriefes, worin ihre Freiheiten sanktionirt waren, das Haus Oestreich der böhmischen Krone für verlustig erklärt, und dieselbe dem Kurfürsten von der Pfalz, als dem Haupte der protestantischen Union, angetragen hatten.

einzigen Nachfolger, mit welchem acht Jahre hernach der ganze simmerische Familienast zu Grabe gieng.

Kaum ein halbes Menschenalter war seit Beendigung des Schwedenkrieges verflossen, kaum hatten sich die pfälzischen Länder und Städte aus ihren Ruinen wieder erholt, und auch die Religionsverhältnisse eine geordnetere und festere Gestalt gewonnen, als dieses Erlöschen der Linie von Simmern alle Wunden wieder aufriß und das arme Land in einen Jammer stürzte, dessen Beschreibung uns mit Entsezen erfüllt. Bei dem Hingange Kurfürst Karls nämlich machte König Ludwig der Vierzehnte von Frankreich, im Namen seines Bruders, welcher die Schwester des Verstorbenen zur Gemahlin gehabt, Ansprüche auf die pfälzische Erbfolge, ohngeachtet die Nachkommenschaft weiland König Ruprechts in der neuburgischen Linie noch zahlreich fortblühte. Der Rechtsmangel dieser Prätension wurde entschieden dargethan, aber der große König war persönlich gereizt und hatte das Recht des Stärkern. Ohne Achtung irgend eines Privat- oder Völkerrechts wurde die Rheinpfalz von den Franzosen überfallen und auf eine Weise verwüstet, welche in der Geschichte beinah ohne Beispiel ist ([12]). Freilich kann diese Verwüstung als eines von den Uebeln betrachtet werden, womit der Himmel die Deutschen für ihren treulosen Abfall von der väterlichen Sitte und Tugend, für ihre schmachvolle Selbstverachtung und Selbstvergessenheit seit dem dreißigjährigen Kriege zu strafen schien. Aber, wenn die Ausschweifungen der Höfe, wenn die Gewissenlosigkeit der Minister, die

---

(12) „Frankreich überstreifte also Anno 1688 die an dem Rhein gelegenen Länder und verübte unbeschreibliche Grausamkeiten in Lautern, Neustadt, Speier, Worms, Philippsburg, Frankenthal, besonders aber auch in Mannheim und Heidelberg. Auf gleiche Weise gieng der Feind mit Oppenheim, Kreuznach, Alzei, Bacharach, Ingelheim, Einzheim, Bretten, Wiesloch und vielen andern Städten um. Aber das Alles war noch lange nicht genug, sondern die Herren Franzosen ließen ihre wüthende Grausamkeit auf noch viele andere Art und Weise sehn, und der alte Ludwig schrie immer: **Delenda Carthago! Delenda Troja!** Keine Kapitulation und Zusage wurde gehalten, und diese **hostes immanes** wollten von gar keinem Völkerrechte wissen. Die Einwohner auf dem platten Lande wurden ebenso, wie die Städter, anfänglich durch unerschwingliche Brandschazung bis aufs Blut ausgesogen, und ihnen dann ihre Häuser über dem Kopf angesteckt, auch die Aecker und Weinberge bis auf den Grund gänzlich verderbt, nicht weniger viele Einwohner elend ermordet, oder durch Schläge und Martern erbärmlich zugerichtet, die Frauenspersonen öffentlich geschändet, und was ihrer Wuth entronnen, in den ärmsten Zustand von der Welt versezt. Es war in der That kein Uebel mehr, womit das herrliche Kurfürstenthum nicht belegt worden.“ Finsterwald.

Feilheit und Kriecherei der Beamtenwelt, Strafe genug verdient hatten, so blieb das arme, seit einem vollen Jahrhundert durch religiösen Despotismus mishandelte Volk ein bedauernswürdiges Opfer der traurigen Ereignisse ([13]).

Herzog Philipp Wilhelm, ein Greis von siebzig Jahren, war der erste gewesen, welcher aus der neuburgischen Linie an das Kurfürstenthum gelangte ([14]). Er starb im Jahre sechzehnhundert und neunzig zu Wien, während die Pfalz der Wuth des Feindes völlig offen lag. Sein Sohn

---

(13) Um den damaligen Sittenzerfall anzudeuten, stehe hier folgende Stelle aus Reigers „Simmerischer Kurlinie", welche auch bei Finsterwald zu lesen. „Ohne ist es nicht, das in der Zeit vor diesem Krieg man zu Heidelberg, sonderlich die Minister, mit Fressen und Saufen die Gaben Gottes misbraucht; sogar, daß einige Geringere und Viele von der Condition ihre meisten Mittel wegen der delikaten Gewächse durch die Gurgel gejagt und das Andere an die Kleiderpracht verschwendet haben. Kaum war eine französische Mode zu Paris ersonnen, so mußte sie schon von Hohen und Niedern nachgemacht werden. Niemand dachte daran, was vormals die Alten aus treuem Eifer gesagt, daß ein Land, wenn es einer fremden Nation ihre Sprache, Kleider und Sitten nachäfft, von derselben entweder unterworfen oder doch verderbt wird. Superbia et luxus sunt duae pestes principatum totum edentes. Darzu ist auch die Justiz schlecht und Derjenige unglücklich gewesen, welcher in einen Prozeß verflochten worden, woraus man nicht ehender gelangen mögen, bis an Kosten fast so viel aufgegangen als die Hauptsumme betragen. Zu geschweigen einiger lasterhafter von den Angesehenen nicht mehr gescheuter, sondern in Kurzweil und Rhum gezogner Thaten, welch' Alles den göttlichen Zorn zu solcher Landes-Verheerung verursacht."

(14) Die neuburgische Linie gehet zurück bis auf Alexander, den Sohn Pfalzgraf Ludwig des Schwarzen von Zweibrücken, dessen Enkel Wolfgang vier Söhne hinterließ, wovon Philipp Ludwig Neuburg, Johann Zweibrücken, Otto Heinrich Sulzbach und Karl Birkenfeld erhielt. Die Nachkommenschaft des erstern war aber folgende:

(Philipp Ludwig.)

Wolfgang Wilhelm, Herzog zu Neuburg, st. 1653. — August, Herzog zu Sulzbach, st. 1632.

Philipp Wilhelm, Kurfürst von der Pfalz, st. 1690. — Christian August, st. 1708.

Karl Philipp, st. 1712. — Johann Wilhelm, st. 1716. — Theodor, st. 1732.

Johann Christian, st. 1733.

Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz und zu Baiern, st. 1799.

und Nachfolger Johann Wilhelm erlebte endlich eine friedliche Zeit, errichtete die sogenannte Religionsdeklaration und erwarb durch die Achtserklärung Kurfürst Max Emanuels von Baiern die alte Kurwürde wieder. Er hinterließ aber keinen Leibeserben, die Pfalz fiel also an seinen jüngern Bruder Karl Philipp, von welchem das Merkwürdigste für uns ist, daß er wegen Mißhellung mit den Bürgern zu Heidelberg die kurfürstliche Residenz von dort nach Mannheim verlegte, und als der lezte der Neuburger Linie verstarb, wodurch die sulzbachische sofort zur Regierung kam

Es war Herzog Karl Theodor, welchen im Jahre siebzehnhundert zwei und vierzig diese Erbfolge traf, ein Fürst, dessen Name die getheilteste Erinnerung in uns erweckt. Denn unstreitig führte er für die Pfalz eine Periode herbei, welche an schimmerndem Glanz alle frühern übertraf, deren Schattenseite aber auch um so dunkler und trauriger war. Für alles Große, Schöne und Gute empfänglich, war er von den Jesuiten für ihre Zwecke systematisch bearbeitet worden. In seiner Liebe zur Kunst ließen sie ihn um so eher gewähren, als er dadurch in der wissenschaftlichen und politischen Bildung die gewünschte Einseitigkeit behielt. Und so wurde der herrlich begabte Prinz das Werkzeug einer Gesellschaft, welche die Alleinherrschaft ihrer Religions- und Staatsansicht um jeden Preis zu erstreben suchte!

Während Karl Theodor die materielle und geistige Kultur seiner Lande in vielfacher Beziehung beförderte und eine Reihe von Gesezen und Verordnungen, eine Reihe von Anstalten und Einrichtungen hervorrief, welche bei einer bessern Verwaltung unberechenbar wohlthätig hätten wirken müssen, hemmte und verkümmerte die Religionsunduldsamkeit wieder allen Fortgang, wieder alles Gedeihen jener Bestrebungen, und während das begünstigte Mannheim Millionen in seinem Schoos verzehrte, trieb die Armuth und Gedrücktheit des Landes eine Menge der besten Familien vom heimathlichen Heerd in die Fremde. Fürstliche Lobredner mochten Stoff genug finden, den Ruhm des Hofes, das Lob der Verwaltung, den Wohlstand des Landes zu verkündigen; aber wahrlich, die wahre, die unverhüllte Darstellung des damaligen Zustandes kann die Seele des Lesers nur mit Entrüstung und Wehmuth erfüllen, und das Drama der Ereignisse, wodurch das alte unter so vielen Stürmen und Mühen herangebildete, langehrwürdige Staatsgebäude der Rheinpfalz zusammenfiel, ist kaum vermögend, noch einiges Bedauern zu erregen!

Durch den im Jahre siebzehnhundert sieben und siebzig erfolgten Tod Kurfürst Max Josefs von Baiern, des lezten Sprößlings aus der Nachkommenschaft weiland König Ludwigs, gelangte Karl Theodor auf den

baierischen Thron, starb aber ohne Kinder, und vererbte somit die vereinigten Kurfürstenthümer auf den Herzog Max Josef von Zweibrücken. Diese Erbveränderung geschah am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts und der Beginn des folgenden war schon das Grab des pfälzischen Staates. Denn durch den Frieden von Lüneville wurde die überrheinische Pfalz eine Beute Frankreichs, während der diesseitige Theil als Entschädigung an die andern Häuser fiel. Die Besizveränderungen aber dauerten fort bis zum lezten Pariser Frieden, seit welchem die alte Rheinpfalz zwischen Preußen, Nassau, Baiern, Hessen, Wirtemberg und Baden getheilt ist.

Dies sind in kurzen Hauptzügen die Schicksale und Ereignisse, unter welchen der pfälzische Staat gegründet, fortgebildet und wieder aufgelöst worden. Man ersieht daraus, wie viel das Land gelitten, daß aber dabei weder die Zerwürfnisse der Fürstenhäuser, weder die Händel des Adels und der Städte, weder der dreißigjährige noch der französische Krieg es so innerlich angegriffen und geschwächt haben, wie die unseligen Glaubenskämpfe. Diese waren der eigentliche Krebsschaden, und die daraus hervorgegangene Religionsbeschaffenheit das Hauptübel der herrlichen Pfalz ([13]). Wann doch werden Völker und Regierungen aufgeklärt genug seyn, sich um des Gesezes der Liebe willen nicht mehr zu hassen und zu verfolgen? Wann werden Kirche und Staat, ohne Eifersucht, ohne Anmaßung in und neben einander, frei und friedlich ruhen? Jede Spezialgeschichte kann es lehren, daß kein Glück zu hoffen sey, so lang diese Aufgabe ungelöst bleibt.

---

(13) Zur Uebersicht der pfälzischen Religionsveränderungen mag folgendes chronologische Verzeichniß dienen. Bis 1540 war die Rheinpfalz katholisch geblieben, damals aber wurde sie lutherisch, hierauf 1565 reformirt, 1579 wieder lutherisch und 1585 wieder reformirt. Im 30jährigen Krieg behauptete theilweis die katholische Glaubensform die Oberhand, theilweis die reformirte, welche später wieder aufkam, bis sie 1685 der erstern endlich für bleibend Plaz gemacht hat. Es sind dieses also während kaum anderthalbhundert Jahren gegen zehn Glaubenswechsel, größtentheils bedingt durch rohes Kriegsglück oder den Zufall fürstlicher Erbfolgen!

Meister Erwin

von Steinbach.

Wenn der Wanderer aus dem badischen Oberlande die Bergstraße herabzieht, so betritt er wenige Stunden unterhalb Offenburg eine Gegend, welche seinem verwunderten Blicke wie auf einmal eine Fülle von Schönheit und Fruchtbarkeit darbietet. Rechts erscheinen ihm obst- und weinreiche Vorhügel, dann ein dunkles Waldgebirg, durchschnitten von hundert kleinen Thälern, deren Wasser voll belebender Munterkeit in die Ebene hervorrauschen, und links die weiten Fruchtgefilde dieser Ebene, von einzelnen Baumgruppen und ganzen Waldungen mannigfach unterbrochen, bis an den Rhein. Und überall bezeichnet der sorgfältigste Anbau einen Grad der Kultur, welcher dem Segen des Erdreiches entspricht; überall erheben sich Dörfer, Höfe und Weiler, von einem Volke bewohnt, dessen Wohlstand sein bestes Lob ist. Mitten in diesem Garten aber, am Eingange des Neuweierer Thales, wo der Thalbach und die Straße sich schneiden, ohnweit den Trümmern der alten Iburg, ruhet das Städtchen Steinbach, welches man dem Wanderer blos zu nennen braucht, um ihn an eine der herrlichsten Erscheinungen unserer Vorzeit zu erinnern.

Steinbach ist offenbar uralt. Es bildete früher ein viel bedeutenderes Gemeinwesen, als nun. Weit umher bekannt waren seine Steinbrüche, und ein ziemlicher Theil seiner Bewohner mag von der Steinhauerei gelebt haben. Es konnte nicht fehlen, und die Ueberreste der alten Kirche lassen darüber keinen Zweifel übrig, daß bei dem Aufblühen der deutschen Baukunst unter den hohenstaufischen Kaisern sich auch an diesem Ort eine jener Hütten bildete, woraus die Meister und Gesellen hervorgiengen, denen wir die herrlichen Münster unserer Städte verdanken (1). Und, wir dürfen es mit allem Grunde annehmen, der Sohn

(1) Man hat jezt gewöhnlich keinen Begriff mehr von der hohen Stellung des Steinmezenstandes in der damaligen Gesellschaft. Die Gottesverehrung

eines dieser steinbachischen Steinmezen und der Zögling der dortigen Bauhütte war Erwin, der Erbauer des Straßburger Münsters! Die ganze Nachwelt bestaunet nun das gepriesene Wunderwerk und verehrt seinen Schöpfer. Noch vor Kurzem aber kannte man nichts als dessen Namen; man kannte weder die Geburts- und Grabstätte, noch auch den geringsten Lebensumstand Meister Erwins. Dank sey also der edlen Bemühung, welche uns über den Helden der deutschen Baukunst das erste Licht gegeben hat (1).

Man kann mit Gewißheit annehmen, daß der junge Erwin, vielleicht nach Vollendung seiner Lehrjahre, von seinem Vaterort Steinbach nach Freiburg gezogen sey, wo sich damals eine der bedeutendsten Bauhütten der Nachbarschaft befand. Die Herzoge von Zäringen hatten den dortigen Münsterbau begonnen, die Grafen von Urach, ihre Erben, vereint mit dem Adel, mit der Geistlichkeit und Bürgerschaft der freudig aufblühenden Stadt, vollendeten ihn. Als Erwin erschien, mochte schon der Thurm im Baue seyn, und somit half er ein Werk ausführen, welches von allen Thurmbauten des deutschen Mittelalters anerkannt das gelungenste ist. Den Meister desselben kennt man nicht mehr; wir wollen ihn aber in seinem Schüler verehren, denn gewiß war Erwin sein Liebling und sein Stolz!

Der freiburgische Münsterbau hatte inzwischen die Straßburger zur Vollendung auch des ihrigen angespornt, nachdem derselbe durch mancherlei örtliche Verhältnisse und Zeitumstände wohl seit langem her unterbrochen war. Die Gunst des Zufalls fügte es so, der Schwager Graf Egons von Freiburg, Bischof Konrad von Lichtenberg, ein ebenso kunstliebender als ritterlicher Prälat, ergriff den Gedanken eines Werkes, welches den Tempelbau der kleinern Schwesterstadt möglichst übertreffen sollte, mit ganzer Seele, und arbeitete auf's Eifrigste an dessen Aus-

---

war bei weitem der höchste und allgemeinste Dienst, und in keiner Art menschlicher Denkmale hat sich diese Herrschaft der religiösen Idee so entschieden und herrlich dargestellt, als in dem Bau der Gotteshäuser oder Dome. Daher die Bevorzugung der Steinmezen, deren Hauptarbeit ja diese Dome waren. Sie erhoben sich bald über den gemeinen Begriff einer Zunft, sie wurde in Folge solcher Erhebung als kein Gewerbe mehr betrachtet, sie bildete eine Art heiliger, geheimnißvoller Verbindung oder Bruderschaft, deren herkömmliche Gebräuche und Sazungen später vom Kaiser und Reich als wahre Prärogative anerkannt und bestätigt wurden.

(1) Ich nenne hier besonders die Abhandlungen Herrn Geistlichen Rath Schreibers zu Freiburg über das Straßburger Münster und Meister Erwin, für welche Arbeiten man dem Verfasser den verbindlichsten Dank schuldig ist.

führung. Die Wahl seiner Mittel mag einseitig getadelt werden (3), die Wahl des Meisters aber ehret ihn für immer. Wer konnte würdiger seyn, den großen Thurmbau zu entwerfen (4) und zu leiten, als Erwin? Hier begegneten sich Bauherr und Werkmeister auf eine Weise, welche nur etwas Großartiges erzeugen konnte.

Nachdem der alte Querbau ergänzt und das Langhaus des Münsters vollendet waren, wurde endlich am Sankt Urbanstage des Jahres tausend zweihundert sieben und siebzig der Grundstein zum Thurmbaue gelegt (5). Und nun arbeitete Erwin mit seinen Gesellen und Lehrlingen, mit seinem fleißigen Sohne Johannes und seiner kunstsinnigen Tochter Sabina (6), als Werkmeister und bald auch als Hüttenherr allgemein gekannt, geliebt und geachtet, in unermüdlichem Eifer an dem ehrwürdigen Bau, welcher seinen Namen auf die Nachwelt bringen sollte. Leider aber war es ihm nicht vergönnt, denselben zur gänzlichen Vollendung zu bringen. Er starb als hochbetagter Greis vierzig Jahre nach jener Grund-

---

(3) Er schrieb nämlich einen Ablaß aus, wovon ein alter Schriftsteller erzählt: „Man gab im ganzen Lande den Amtleuten und Pfaffen Büchsen in die Kirchen, darein heischen sie auf die vier Frauentage mit den Worten: Also, ihr lieben Freund, stüren unser Frauen zu ihrem Bau gen Straßburg! Wer ihre Gnad han will, es sey gestohlen, geraubt und unfertig Gut, der leg es harin, der hat Ablaß und Vergebung der Sünden, es ist unser Frauen ein gutes Gut."

(4) Im sogenannten Frauenhaus zu Straßburg liegen noch die Plane des Thurmbaues auf Pergament, wovon einer als das Original von Erwins eigner Hand bezeichnet wird.

(5) Wie folgende alte Inschrift bezeugt: »Anno Domini MCCLXXVII in die beati Urbani hoc gloriosum opus inchoavit *Magister Erwinus de Steinbach.*«

(6) Diese leztere ist eine zu interessante Erscheinung, als daß wir hier nicht wiederholen sollten, was Schreiber von ihr sagt: „Auch sie war, durchdrungen von dem Geiste und Vorbilde ihres Vaters und ihrer Brüder (denn neben Johannes hatte Erwin noch den Winhing, welcher als Werkmeister zu Haßlach im Elsaße verstarb), an dem Münster zu Straßburg beschäftigt, und fand ihre besondere Aufgabe darin, die Bauwerke, welche die Männer ausgeführt hatten, mit den schön gedachten und zartbehandelten Arbeiten ihres Meisels zu bereichern. Höchst wahrscheinlich waren die meisten Figuren und Hochbilder des ehemaligen Lettners von ihrer Hand; gewiß aber hat sie das Portal auf der Südseite des Querbaues vollständig ausgeschmückt. Und nirgends, im ganzen Münster, zeigen Komposition und Ausführung eine so hohe Vollendung, als eben hier." Eine der zerstörten Apostelfiguren des Portals hielt ein Spruchband mit der Inschrift:

»Gratia divinae pietatis adesto *Savinae*,
De petra dura per quam sum facta figura.«

steinlegung ([7]), und hinterließ die weitere Ausführung des Werkes seinen Kindern. Aber auch diese erlebten die Vollendung des zweiten Thurmes nicht, und so raget der straßburgische Münsterbau als ein großartiges Bruchstück der Vorzeit in die Gegenwart herein, und erinnert uns stets an das unselige Ereigniß, welches unsere ächt nationale Existenz und Entwicklung so gewaltsam unterbrochen hat!

Wenn man im Mittelalter den Deutschen zugestand, daß sie in der Baukunst alle Nationen überträfen, und sich dabei vorzüglich auf Straßburg bezog ([8]), als der klassischen Heimath des Hauptwerkes und der Hauptschule ([9]) der Steinmezen, so liegt darin die vollkommenste Rechtfertigung unsers Ausdruckes, welcher Meister Erwin als den Helden der deutschen Baukunst bezeichnet hat.

---

(7) Wie die Inschrift seines Grabsteines meldet, den man bei der Sankt-Johanns-Kapelle wieder entdeckt hat. Sie lautet ganz einfach: »Anno Domini MCCCVIII. XVI. Kal. Februarii obiit Magister *Erwinus*, Gubernator Fabricæ Ecclesiæ Argentinensis.«

(8) So unter Andern schrieb der berühmte Italiener Aeneas Sylvius, welcher nachmals unter dem Namen Pius II. zum Pabste erhoben worden, in seinem Büchlein von Deutschland: »Sunt meo judicio *Teutonici* mirabiles mathematici, omnesque gentes in *architectura* superant. Ecclesia Argentinensis, secto lapide magnifice constructa, in amplissimam fabricam assurrexit, duabus ornata turribus, quarum altera, quae perfecta est, *mirabile opus*, caput inter nubila condit.«

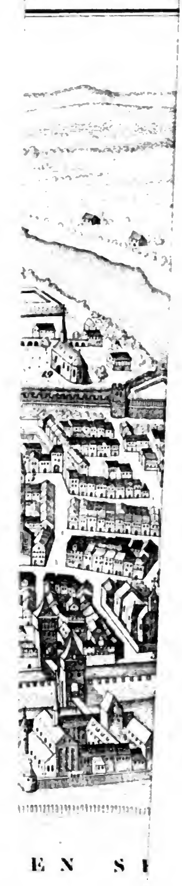
(9) Sicherlich hänget es mit Meister Erwin oder seinem Andenken zusammen, daß die Haupthütte der deutschen Steinmezen eben die straßburgische war. Von ihr aus ging die oberste Leitung der Gesellschaft und namentlich die Wahrung der alten Freiheiten durch nachgesuchte kaiserliche Bestätigungen der „Steinmezen-Ordnung", welches noch im Jahre 1621 geschah. Leider aber zerriß hierauf der 30jährige Krieg auch dieses Band der deutschen National- und Gesellschaftsverhältnisse, und die spätern Bemühungen der Steinmezen, ihre Haupthütte nach Mainz zu verlegen, blieb ohne Erfolg. Vergl. Mone's Anzeiger.

Ueberblick der Schicksale
von
Konstanz.

Die Stadt Konstanz ist nicht allein durch ihre Lage (1), sondern auch in geschichtlicher Beziehung einer der merkwürdigsten Punkte in Deutschland. Mit Köln oder Augsburg und Nürnberg freilich darf sie nicht verglichen werden, aber unter den südwestlichen Städten des alten Reiches stehet sie neben Zürich, Bern, Basel und Straßburg als siegreiche Nebenbuhlerin. Denn durch ihr Hochstift, ihr Leinengewerb, durch den lombardischen Frieden vom Jahr eilfhundert drei und achtzig und durch die Kirchenversammlung vom Jahr vierzehnhundert und vierzehn erwarb sie einen europäischen Namen, während die Bürgerschaft durch ihre Tapferkeit, ihre Verfassungskämpfe und ihren Reformationsversuch

(1) Ich wiederhole hier die Schilderung der Lage von Konstanz aus Schwabs Beschreibung des Bodensees. „Von allen Punkten, welche den Bodensee unmittelbar beherrschen, gewährt uns keiner ein anschaulicheres Bild seiner Ausdehnung, macht uns keiner mit den mannigfaltigen Reizen seiner nächsten Umgebungen, mit dem fröhlichen Leben seiner Gestade vertrauter, als die Stadt Konstanz. Dorthin rathen wir dem Reisenden, wenn er von den oberschwäbischen Höhen herabgestiegen, seine Fahrt zuerst zu richten. An und für sich zwar würde die Stadt keinen der schönsten Aussichtspunkte bilden; die Flachheit ihrer allernächsten Umgegend läßt sie ohne Hintergrund, und der See selbst, obgleich er den Eindruck eines sehr großen Gewässers macht, erhält durch jenen Mangel eine gewisse Charakterlosigkeit. Mancher Wanderer, welcher nur die Brucke oder den Damm besuchte, wovon allzuglänzende Beschreibungen gelesen werden, hat daher Konstanz unbefriedigt verlassen. Eben dieses Konstanz aber besizt durch seinen Münsterthurm gerade so einen unendlichen Werth als Aussichtspunkt. Auf dem Kranze desselben beherrscht man, wie ein Vogel in der Luft, beide Seen, den Obersee bis Lindau und Bregenz, den Untersee mit der Reichenau und dahinter die wundersamen Burgen des Hegaus, den Schinnerberg und die schönen Anhöhen des Schweizer-Ufers mit seinen alten und neuen Schlössern. Kehrt man sich wieder nach dem Obersee, so hat man rechts eine

6



HWEDEN·I
EN S I
18 Prediger
19 Gottes A
20 Das Par
21 Der Bru
22 Petershu

die Theilnahme des Vaterlandsfreundes im höchsten Grade erregt. Eine gründlich und ausführlich geschriebene Geschichte dieser Stadt müßte von ungemeinem Interesse seyn, und würde sicherlich einen wichtigen Beitrag zur deutschen Nationalhistorie bilden. Anfänge dazu sind bereits gemacht, und man darf erwarten, daß bei der wachsenden Liebe für vaterländisch geschichtliche Arbeiten auch Konstanz in Bälde einen würdigen Geschichtschreiber erhalten werde (2). Was hier folgt, kann nur eine Skizze seyn, und hat seinen Zweck erreicht, wenn es die Blicke auf den Gegenstand lenkt und zur weitern Verfolgung desselben anspornt.

---

lange Kette der Alpen mit ihren kühnen, schneebedeckten Scheiteln, und links das schwäbische Ufer in seiner ganzen anmuthigen Fülle. Mörsburg mit seinen uralten Thürmen und Bischofspalästen hebt sich auf Felsterrassen, wie aus dem See empor; die freundlichen Dörfer Hagnau und Immestaad spiegeln sich in den Wellen; Hofen und Friedrichshafen verstecken sich in ihre anmuthige Bucht; aber frei auf seiner Landeszunge tritt Langenargen in den See hinaus und läßt über seinen Dächern in weiter Ferne die Inselstadt Lindau erblicken. Alle diese Ufer-Landschaften sind durch Schlangenlinien der oberschwäbischen Waldhöhen begrenzt, von welchen alte Thürme, Schlösser und Dörfer herabwinken. Hinter Lindau aber erhöht sich der breite Rand des geschlossenen Wasserkessels mit dem hohen und steilen Bregenzerwald, dessen gebrochene Massen im Wechsel von Sonnenlicht und Schatten etwas Magisches erhalten, und einen angemessenen Uebergang zu der Gebirgsmauer der Alpenkette bilden."

(2) Die bisherigen konstanzischen Geschichtschreiber, deren Werke im Druck erschienen, sind Buzelin, Speth und Eberle. Alle drei aber erscheinen als wahre Repräsentanten der phantastischen oder dürren und geschmacklosen Art, wie ihre Zeit die Geschichte zu behandeln gewohnt war. Den Pater Buzelin verleitete seine bewunderte Gelehrsamkeit zu den frechsten Ausschweifungen historischer Muthmaßung. Behauptete er ja in allem Ernst und mit allem Aufwand seiner Belesenheit, daß Konstanz schon durch die nächsten Nachkommen des Noah gegründet und sofort eine Stadt der Hetrusker und Mösier, der Haruden oder Alemannen, der Römer, Gallier und Deutschen geworden sey. Er nennt es das westliche Konstantinopel, welches nicht nur an Alterthum, sondern auch an Wohlgelegenheit, Stärke, Treue und Glück das östliche übertreffe. Wir verzeihen ihm aber gern diese Träume, da uns durch seine mühsame Arbeit unter der Masse von Sand und Kiseln doch manches Goldkorn aufbewahret worden. Das spethische Buch mit dem gräßlichen Titel: „Der in der constantinisch-dreybogigen Ehren-Porte constanzisch- mit dreifachem Ruhm prangend- Glor- Sieg- und Ehr-reiche Kreuzschild", wurde auf die hundertjährige Feier der im Jahr 1633 aufgehobenen Belagerung von Konstanz verfaßt, und enthält die Geschichte derselben und einen chronologischen Auszug aus Buzelin, ganz in dem Geiste, welchen der Titel athmet. Eberlin's kleine Schrift dagegen ist schon besser und behandelt auch einiges Neuere, ausführlicher

Durch die Uebertragung des bischöflichen Sizes von Windisch nach Konstanz geschah die erste Emporhebung dieses von den Römern gegründeten und von den fränkischen Königen als Kammergut kultivirten Ortes. Das Bisthum selbst gewann durch Dagobert den Ersten eine bedeutende Erweiterung nach Schwaben hin, deren Rückwirkung auf den bischöflichen Siz von höchst wichtigen Folgen war, indem sie die Stellung der Stadt als eines Hauptpunkts in Oberschwaben bedingte, woran sich ihre Aufnahme und Blüthe geknüpft hat.

Als Stadt aber, als urbs oder civitas, erscheint Konstanz zuerst um die Mitte des achten Jahrhunderts. Sie war dem Herzoge von Alemannien untergeben, und nach der Aufhebung des Herzogthums dem Grafen von Thurgau. Ihre damaligen Verhältnisse mochten ziemlich dieselben verbleiben, bis einige Bischöfe als Günstlinge des Kaisers die wichtigsten Hoheitsrechte in ihre Hand brachten. Auf diese Weise entwickelte sich die Fürstengewalt der Bischöfe, unter deren Obwaltung Konstanz mehr und mehr zum Mittelpunkte des Handels und Wandels, der wichtigsten Geschäfte und Verhältnisse einer weiten Umgegend heranwuchs.

Zwar gerieth die Stadt hiedurch in Gefahr, ihre Reichsfreiheit zu verlieren, und völlig in die Gewalt der Bischöfe zu fallen. Aber die folgenden Ereignisse und der entschiedene Sinn der konstanzischen Bürgerschaft, welche schon so manchen äußern Feind muthvoll abgewehrt hatte, ließ auch den inneren nicht aufkommen, und bewahrte jenes kostbare Gut für eine lange Reihe von Jahrhunderten. Daß sie es später dennoch einbüßte, und gerade durch ihre herrlichste Kraftäußerung, das

---

aber nur den Prozeß des Johann Huß. Was einige unserer gelehrten Freunde über die Geschichte von Konstanz auszuarbeiten angefangen, wünschen wir mit Sehnsucht bald vollendet.

An Quellen und Hilfsmitteln, wenn nur fleißig und umsichtig gesammelt wird, ist auch für die konstanzische Geschichte kein solcher Mangel, wie es beim ersten Anblicke scheinen mag. So viel ich weiß, gibt es einige noch ungedruckte Chroniken, und namentlich über die Konstanzer Reformationsperiode gleichzeitige Arbeiten von ziemlicher Ausführung. Alsdann liefert Schultheißens Sammlung einen reichen Stoff, namentlich für die Verfassungsgeschichte, und endlich müssen die Urkunden des Hochstifts und der Stadt, welche gewiß in großer Zahl noch vorhanden sind, eine reiche Ausbeute liefern, so fern sie gehörig verglichen und benuzt werden.

Die **Badenia** selbst wird der gegenwärtigen „Uebersicht" noch einige besondere Aufsäze über die interessantesten Stoffe der konstanzischen Geschichte nachfolgen lassen.

mögen Diejenigen vor dem Richterstuhle der Geschichte verantworten, welche aus Ländersucht diesem kleinen Gewinne die Interessen der bürgerlichen und Gewissensfreiheit geopfert haben!

Wir kehren aber in die Zeit der ersten Aufnahme des konstanzischen Gemeinwesens zurück. Es ist bekannt, wie bei dem Umgriffe des Lehnwesens unter den sächsischen und fränkischen Kaisern der Adel sich seiner Freiheit entschlug und in die Abhängigkeit reicher Fürsten und Prälaten begab. So drängten sich auch viele Leute von freiem und edlem Stande in die Dienste oder Lehenbande des Bischofs zu Konstanz, deren die meisten in der Stadt ihren Wohnsiz nahmen. Hiedurch wurde der bischöfliche Hof sehr glänzend, und dieser Glanz zog wieder eine Menge von Gewerbs- und Dienstleuten nach sich. Es entstund hiedurch allmählig eine neue Einwohnerschaft, welche der ursprünglichen alten gegenüber ein den römischen Patriziern und Plebeiern ähnliches Verhältniß erzeugte. Und ganz natürlich war es, daß bei dem Zusammenleben so verschiedener Menschenklassen in so verschiedenen sich täglich durchkreuzenden kirchlichen und weltlichen, politischen und ökonomischen oder gewerblichen Verhältnissen, eine Gährung entstehen mußte, welche für Jahrhunderte die Mutter von innern Reibungen und Kämpfen war. Wie traurig indessen das Bild dieses unruhigen, hundertfach unterbrochenen, hundertfach ausgearteten und misbrauchten Entwicklungsganges auch seyn mag, so schieden sich doch die veralteten, die fremdartigen und schlechten Stoffe allmählig aus, und das Ergebniß erschien als ein würdiger Sieg des ächten Bürgerthums über Verhältnisse, welche durch ihren verstockt hierarchischen, feudalistischen und aristokratischen Charakter nur die Schattenseite, nur die Hindernisse der Aufnahme und Blühte eines städtischen Gemeinwesens seyn konnten.

Nachdem die ersten großen Bischöfe, unter denen ein Salomon, Konrad und Gebhard als wahre Helden ihres Standes hervorragen, durch Beförderung des Kunst- und Gewerbfleißes, woraus auch der Handel seine Nahrung zog, sowohl die Bevölkerung als den Wohlstand derselben schon sehr ansehnlich gehoben, wurde Konstanz durch dieses freudige Emporblühen, in Verbindung mit seiner vortrefflichen Lage, mehr und mehr ein Versammlungsort der benachbarten geistlichen und weltlichen Großen, ein Markt- und Festplaz der Umgegend, ja ein gewöhnlicher Punkt für die Land- und Reichstage (3).

(3) Nur ein flüchtiger Ueberblick der konstanzischen Jahrbücher läßt uns bis zum 15. Jahrhundert allein schon zehn große Reichstage zählen, worunter derjenige von 1183 wegen des lombardischen Friedens der bekannteste

Wie sich hiedurch der Umfang der Mauern und des städtischen Lebens erweitern mußte, ist leicht zu schließen, und in der That überrascht uns das kleine Konstanz des eilften und zwölften Jahrhunderts schon in dem folgenden als eine der ersten und blühendsten Reichsstädte Süddeutschlands. Der große Handelsweg von den nordischen Reichen nach Italien zog sich zum großen Theil auch über Konstanz, wodurch dessen Leinengewerbe in solchen Schwung kam, daß es neben Augsburg und Ulm hierin einzig dastund. Die konstanzischen Handelshäuser hatten überall in den Hauptstädten Hollands und Frankreichs ihre Niederlagen oder Geschäftsführer, und jenseits der Alpen, wer kannte nicht die téla di Constanza?

Und eben dieses Leinengewerbe, welches den Konstanzern ihre ökonomische Selbstständigkeit erwarb und sicherte, gab ihnen auch ihre politische. Wir haben gehört, wie die Stadt durch die Bischöfe zuerst in Aufnahme gekommen war, aber bei dem steigenden Ansehen derselben Gefahr lief, aus der Unmittelbarkeit des Reichs in ihre Gewalt zu gerathen. Und sicherlich würde sie all' den Schlingen nicht entgangen seyn, womit im Verlaufe von beinahe einem halben Jahrtausend bald ein wirkliches Verdienst, bald ein gerechter Schein, bald heimliche List oder offenbare Gewalt der Bischöfe und ihres Anhanges die Bürgerschaft unaufhörlich umgaben, wenn mit dem Wohlstand der gewerbtreibenden Klasse nicht auch deren Selbstgefühl eine Stärke gewonnen hätte, welche nicht nur jedem äußern Feinde, sondern auch dem innern, gerüstet und muthvoll entgegentrat. Eine solche Bürgerschaft war des Sieges ihrer Freiheitsbestrebungen würdig, und sie erlangte ihn. Umsonst hatte Bischof Diethelm es versucht, die Stadt zu besteuern, umsonst bemühten sich seine Nachweser, ihr die errungene Wahl ihrer Gemeindevorsteher wieder zu entreißen, und umsonst bereitete man hierauf durch Kaiser und Pabst eine allgemeine Reaktion. Die Konstanzer blieben standhaft, sie verfolgten klug und unerschrocken die Rechte ihrer reichsunmittelbaren Verfassung, bis der Zeitpunkt erschien, sie unbeschränkt geltend zu machen (4).

---

ist. Geistliche Versammlungen, neben dem allgemeinen Conzil von 1414, Versammlungen der benachbarten Städte und des Adels — wie viele sah Konstanz deren nicht!

(4) Der patriotische Speth beklagt sich mit Bitterkeit darüber, „daß nicht allein unwissende und gewöhnliche, sondern so gar manche in politicis, publicis und historicis für gelehrt passiren wollende Leute in Discursen und Büchern Konstanz als eine der bischöflich-reichsfürstlichen Herrlichkeit vollkommen einverleibte, wie auch dem weltlich-politischen Regiment nach unterworfene Stadt angeben, da sie sich doch leichtlich belehren möchten, daß

Dieser Zeitpunkt aber reifte mit der wachsenden Verschuldung und dem sinkenden Ansehen der Bischöfe schneller und schneller heran, und am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts hatte sich **Konstanz** aus dem zweideutigen Zustande zwischen Bischof und Reich herausgearbeitet, es sah die lezten Merkmale der ehemaligen Leibeigenschaft und Hörigkeit eines Theils seiner Gemeindsglieder vertilgt, es wählte selbstständig seinen neuen Rath, erwarb sich die völlige Unabhängigkeit seiner Gerichte, vermehrte seine politischen, wie seine kommerziellen Verbindungen, erweiterte und befestigte seine Mauern, und trat sofort in die Reihe der schwäbischen Reichsstädte, unter denen es in Krieg und Frieden den altererbten Ruhm seiner regsamen Thätigkeit und seines standhaften Muthes auf's neue glänzend bethätiget hat.

Schwerer aber, und nicht ohne blutige Opfer, war der Kampf der konstanzischen Bürgerschaft wider ihren zweiten innern Feind, wider die sogenannten **Geschlechter**. Denn hier galt es nicht die Entfernung einer gemeinschaftlichen Gefahr, den Sturz einer angemaßten Herrschaftsgewalt, sondern es war ein Krieg von Bürgern gegen Bürger! Man weiß, wie in den Städten des Mittelalters die wohlhabenderen und angeseheneren Familien durch den Einfluß ihrer bevorzugtern Stellung dem ärmern und abhängigern Theile der Gemeinde gegenüber, sich gleichsam erblich den Besiz der städtischen Aemter und Würden angemaßt hatten, und wie sie bei einem langen und sorglosen Genusse derselben auf die Abwege des ungescheutesten, kränkendsten, empörendsten Mißbrauches geriethen; man weiß ferner, wie sich durch die alten Handwerksverbindungen die **Zünfte** gebildet hatten, welche einen Antheil an der Regierung und Verwaltung des Gemeinwesens begehrten, und wie hierauf diese neue politische Macht gegen jene alte in die Schranken trat. Der Kampf war heftig und lange schwankend, doch siegte in den meisten

---

dieselbige gleich von ihrem Anbeginne an eine ansehnliche kaiserliche Frei-Stadt, und hienach eine fürnehme, in keiner andern, dann allein und allzeit nur in des heiligen römischen Reichs weltlichen Botmaßigkeit gestandene **Reichs-Stadt** gewesen seye, welche zwar durch die von Zeit zu Zeit errichtete concordata oder gütliche Verträg einige nicht geringschäzige Rechte und Befugnisse der bischöflich- und hochstiftischen Hierarchiae eingestanden, derentwegen aber nichts desto weniger die weltliche Oberkeit und Gewalt, Blutbann und Gerichtszwang, Regalia und Rechte, Privilegia und Praerogativa niemalen von sich gelassen, noch minder der **reichsständischen** Superiorität und Freiheit sich begeben, sondern dieselbe, als eine stets aufrecht verbliebene uralte Reichs-Stadt in dem vollkommensten Stand jederzeit bis 1548 unverbrüchlich beibehalten hat.«

Städten die Volkspartei in soweit, als es nöthig war, die alte, verknöcherte Stadtregierung wieder mit frischem Blute zu beleben, um sie für die Forderungen der fortgeschrittenen Zeit empfänglich zu machen. So in Konstanz. Seit der hohenstaufischen Zeit hatten sich die neuen Geschlechter neben den alten ungemein vermehrt, während das Recht der Gemeinde, den Rath zum Theil aus ihrer Mitte zu besezen, zu einem leeren Blendwerke mißbraucht wurde, und die Patrizier die städtischen Würden und Aemter in der That allein besaßen. Dieses konnte hingehen, so lange die bisherigen Anstrengungen den Blick davon abgelenkt hatten, als aber die Gemeinde durch ihre viel' geleisteten Opfer auf das Misverhältniß aufmerksam wurde, war auch schon der Zunder des Zerwürfnisses gelegt, und das Neujahr dreizehnhundert zwei und vierzig fand den alten Rath aus Konstanz verjagt, die Geschlechter ausgewandert, und das Stadtregiment in der Hand der Zünfte ([5])!

Zwar gelang es den Geschlechtern, sich der verlornen Gewalt bald wieder zu bemächtigen, aber in ihrem Triumphe lag nur der Keim einer noch größern Niederlage. Denn nach sieben und zwanzig Jahren einer

---

(5) Ich gebe hier das Nähere dieses ersten konstanzischen Bürgerkriegs aus einer noch ungedruckten Chronik vom Jahr 1587, deren Verfasser aber sichtbar viele weit älteren Aufschriebe und Nachrichten benüzt hat.

„Anno Domini 1342 den 12 Januarii, do beschah der erst Vfflosf zu Costantz vnter den Burgern, als hernach statt. Namlich so hattend die alten Geschlecht zu denselben Zeiten den gantzen Gewalt und fast den gantzen Rath jn. Doch so nomend sie zu jnen in den Rath Etlich von den Erbarsten von der Gemaind, aber num' welche jnen gefielen und jnen Gefründt warend; dann der Gewalt stund an jnen, daß sie mochtend nemmen oder lassen. Darumb fuegt es sich vff den obgemelten Tag, daß sich die Gemaind vfferhuob vnd über die alten Räth, die von den Geschlechten herfielen vnd sy gantz vnd gar verstießen von allem Gewalt. Vnd jn demselbigen Vfflosf do hielten die Bätminger an dem Obermarkt mit zwölf gekrönten Helmen vnd ouch andere von den alten Geschlechten vnd Räthen; aber die Gemaind gewann die Oberhand vnd wurden die Räth gantz vertrieben. Sy mußtend die Harnasch antragen jn jren Heusern; aber die Räth gabend's jnen hernach freyg's Willens. Vnd do huob die Gemaind an zu regieren, das vormals nie gewesen was, uud satzt ainen andern Burgermaister, namlich Bartholome zum Burgthor, vnd ouch Zunfftmaister. Also wurden die alten Geschlecht gentzlich vertrieben. Die zugend all' gemainlich auß der Statt, jn der Pfingstwochen; aber durch jr Weißhait komend sy wieder jn die Statt, Sant Jakobs Abent. Vnd das beschah mit Hilff Etlicher, namlich aines, der hieß Vlrich zum Stoff, vnd der was der Winschenken Zunfftmaister, vnd ainer hieß Conrat Keller, der was der Brotbecken Zunfftmaister. Also wurdend die alten Räth vnd Geschlecht darnach viel gewaltiger, dann sy zuvor geweßen.“

um so übermüthigern Verwaltung erhob sich die Bürgerschaft abermals (6), und da die Zünfte sich durch den Erfolg dieses Aufstandes nicht befriedigt sahen, so kam es im Jahre vierzehnhundert neun und zwanzig zu einem dritten, welcher der Stadt freilich eine schwere Strafe von Seiten des Kaisers zuzog, und die Macht der Zünfte zu vernichten schien, ihren Muth aber keineswegs verhinderte, endlich dennoch, mit dem Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts, das Ziel zu erreichen (7).

---

(6) Diesen Aufstand erzählt unsere Chronik folgendermaßen: „Anno Domini 1370 am nechsten Tag nach vnser lieben Frowen Geburtstag, an einem Montag zu Mittentag, do beschah der ander Vffloff zu Costantz unter der Burgerschafft und den alten Räthen. Namlich es fuegte sich, daß die erbaren Geschlecht, wann sy den Rath wollten meeren oder wehlen, so bot man als dann Mengen dar vnd stalt jn vß zu einem des Raths von der Burgerschafft, vnd wann man jn dann wieder beruefte, so ward er allweg versprochen, also daß ein anderer genommen ward. Vnd diewyl nun dieß dick beschah, so schwuor die Gemaind zusammen wider den Rath, und viel armer Handwercksleuth schwuorend ouch zu jnen, daß jrer wohl 80 wurden. Vnd so hattend mit ainandern angelegt, daß sy aines Tags, wann der groß Rath säße, wollten sy dann kommen und ain Kettina für die Rathstuben schlachen, vnd wolltend also den Rath han gezwungen, was sy selbst hatten gelust. Aber der Rath ward es des Tags zuvor jnnen und gewarnt. Doch sy versamletend sich; do aber das jre Widersächer gewar wurden, do louffend jren ains Tails gewaffnet an den Fischmarkt, vnd wer dem Rath wollt bistion, den schluogend sy. Also luffend die Räth gegen jnen vnd erhuwent sich mit ainandern, vnd erschluogend ainen Zunftmaister und fiengen jrer drei, vnd wurden etliche flüchtig vnter den andern. Vnd also gelag der Rath erstmals ob, vnd die Räth giengend an den Marckt. Do komend die Zunfftmaister mit jren Bannern vnd sprachend zu den Räthen jn listswiß, sy weltind es mit dem Rath han. Das gloubtend jnen die Räth vnd hießend sy zu jnen ston. Vnd do die Zunfftmaister vnd jre Helfer zusamen komend, do satztend sy sich erst wider die Räth vnd giengend vntogenlich von jnen vff den Münsterhoff, vnd würden daselbst zu Rath, wie sy die erbaren Räth all' weltind verstoßen von jrem Gewalt. Also mußtend jnen die Räth schwören, was sy selbst wolend, anderst sy allsam werind ze thod geschlagen worden. Sy mußtend jnen ouch all jre Harnasch jnantwurten vnd alle Thorschlüssel, die Jnsigel, die Rathsbüecher vnd alle Brieff, vnd alles, was der Statt zugehort, das mußt man jnen geben. An dem fünfften Tag nach dem Vffloff do nomend die Zunfftmaister vnd die Gemaind Conraten Mangold zu ainem neüwen Burgermaister, der was es 3 Jar."

(7) Unsere Chronik sagt über diese wichtigen Vorfälle nur kurz: „Disser Zit was ain große Empörung zwüschen der Burgerschaft und dem Rath zu Constanz. Disse Empörung weret lang, es kostet die Statt groß Gueth, es hattend Kaiser, Kunig, Fürsten und Stette darmit vil zu schaffend, vnd fünd sy Niemand gerichten." Pater Buzelin gibt in Folgendem die Hauptsache

Die damalige Stadtverfassung, das Produkt dieses langen, erbitterten Kampfes, vereinigte in billigen Antheilen die beiden feindlichen Elemente. Es bestund aus Geschlechtern und Zünften unter einem Ober- und Unterbürgermeister, ein kleiner Rath von zwölf, und ein großer von acht und vierzig Mitgliedern. Der leztere bildete, mit Beizug der ganzen Gemeinde für die wichtigsten Fälle, die gesezgebende, und jener die vollziehende Behörde. Das Gerichtswesen verwalteten erstlich der kleine Rath in bürgerlichen Rechtssachen, unter Appellation an den großen, alsdann der bischöfliche Amman mit seinem Siebnergericht in Bestätigung der Schenk-, Kauf- und Tauschhandlungen und Entscheidung gewisser rechtspolizeilicher Fragen, und endlich der Reichsvogt in Kriminalfällen.

Im Genusse dieser Verfassung, und einer Reihe von Freiheiten und Gerechtsamen, womit die Gunst der Kaiser sie beschenkt hatte ([8]), neben

---

davon: „Im Jahr 1429 ist der Adel durch den dritten Bürgerkrieg aus der Stadt vertrieben worden, plebe adversum nobilitatem insurgente et arma corripiente, welches den Bischof Otto veranlaßte, sich mit seinem ganzen Hofe nach Schafhausen zu begeben. Der Adel hatte schwören müssen, nach seinem Abzuge nirgends Recht zu suchen, als vor dem Rathe zu Ueberlingen, und für ein halbes Jahr die Steuern zu entrichten. Das folgende Jahr sandte der Kaiser seinen Legaten, welcher die Bürger bewegen sollte, den Adel seines Eides wieder zu entbinden. Da solches aber misglückte, gedieh der Handel auf einen Tag nach Nürnberg, wurde aber wegen der Abwesenheit des Kaisers verzogen, und sollte durch einen Spruch der Seestädte entschieden werden, welchen der Adel jedoch vereitelte, wie es auch bei den weitern Verhandlungen zu Straßburg, Basel, Augsburg, Zürich, Ulm, Ravensburg und Biberach zu keinem Entscheid kommen konnte, tergiversantibus modo his modo illis, bis endlich die Rückkehr des Kaisers ein Urtheil herbeiführte. Siegmund verminderte die 20 Zünfte um die Hälfte, und stellte deren Vorstehern eine gleiche Zahl aus den Geschlechtern gegenüber, welche mit ihnen den Bürgermeister zu wählen hatten. Dies harte Urtheil führte jedoch nur neue Unruhen herbei. Der nächste Vorfall war ein Aufstand gegen die Juden, aber bald gieng es auch über den Magistrat her, welcher gewaltsam aufgelöst und durch einen Rath von achtzig Mitgliedern ersezt wurde, worunter sich noch ein kleiner Rest aus den Geschlechtern befand. Diese waren gezwungen, im Namen des alten Rathes den neuen anzuerkennen." Diesen in seinen Einzelnheiten äußerst interessanten Aufruhr und Verfassungskampf werden wir später unter der Aufschrift: Heinrich Ehinger (welches der Hauptanstifter desselben war) noch ganz besonders behandeln.

(8) So z. B. erhielt Konstanz von Kaiser Rudolf I die Befreiung von auswärtigen Gerichten; von Ludwig IV den Bezug des Weinumgeldes; von Karl IV, Wenzel und Ruprecht das Zoll- und Stappelrecht, das Abzugs- und Haftrecht, wie besonders auch den Blutbann; von Kaiser Sig-

all' den Vortheilen ihrer Lage und Stellung, hob sich die Stadt Konstanz zu einem Wohlstande empor, der uns wahrhaft in Bewunderung sezen muß, wenn wir betrachten, wie Viel sie durch ihre äußern und innern Kriege und Händel (9), durch Misjahre, Krankheiten und Feuersbrünste (10) verloren und gelitten hat. Ihre Bauten und Ankäufe in jener Zeit sind ein unzweideutiger Beweis, wie sehr ihre Gewerbsthätigkeit, ihr Handel, ihr Leben und Treiben in Blühte stund.

Aber Alles währet nur eine Zeit, eine längere oder kürzere, und dem freudigen Aufschwunge folgt immer ein trauriges Sinken und oft ein kläglicher Zerfall. Bis in's vierzehnte Jahrhundert arbeitete sich Konstanz aus seinen geringen Anfängen zu einer Hauptstadt empor, bis zum sechszehnten glänzte es als erste Zierde des Bodensees (11), mit dem Schlusse des Mittelalters aber endigte seine Blühtezeit, und die weiland vielbelebte, einflußreiche, angesehene Reichsstadt verlor sich plözlich in die Zahl östreichischer Landstädte!

Das Ereigniß, so diesen Fall bewirkte, war der kurze religiöse Kampf der Konstanzer, welcher auf ihren langen politischen folgte. Wie in fast allen Reichsstädten fand die Reformation auch unter ihnen eine entschiedne Theilnahme, und durch ihren Landsmann Blarer führten sie dieselbe im Jahre fünfzehnhundert acht und zwanzig öffentlich ein. Der Bischof, das Domkapitel und die altgesinnte Geistlichkeit hatten die

---

mund neben dem Privilegium einer jährlichen Messe und des Hochgerichts in der Vorstadt Petershausen, noch mehrere andere von minderer Wichtigkeit; von Maximilian I endlich das Münzrecht.

(9) Abgesehen von den frühern Kriegsaufwänden der Stadt zur Zeit der Hungarn-Einfälle, der zäringischen Wirren &c., erinnere ich hier nur an den Städte- und Appenzeller-Krieg, worein Konstanz zu seinem empfindlichsten Nachtheile so sehr verflochten war.

(10) In den Chroniken der alten Städte sind die Brünste eine auffallend häufig wiederkehrende Erscheinung, welche einen um so traurigern Eindruck macht, da nicht etwa von einzelnen Gebäuden die Rede ist, sondern meist von ganzen Straßen, Vierteln und Stadttheilen. Zu Konstanz verbrannte im J. 1222 der größte Theil der Stadt, und ebenso 1240; im J. 1253 kostete es 170 Häuser und 1273 die Vorstadt Stadelhofen; die Brünste von 1282, 1287 und 1299 äscherten zusammen 180 Häuser ein; im J. 1314 fielen mehrere Stadttheile, 1349 gegen 40 Häuser, 1355 die Niederburggasse, und 1388 wurde wieder, wie im J. 1222, beinahe die ganze Stadt ein Raub der Flammen!

(11) »Acronias inter urbes *Constantia* princeps,
Aetate atque situ paucis toto orbi secunda,
Filia magnorum et sedes notissima regum.«

Stadt verlassen, unter den Anhängern der Glaubensänderung entwickelten sich einige vortreffliche Köpfe, der Magistrat selbst bewies eine seltene Einsicht und Beharrlichkeit, und so hätte denn wohl das Werk der konstanzischen Reformation, wie in Ulm und andern Städten, bleibend auf die Nachwelt übergehen können; aber das treugläubige Haus Oestreich sorgte dafür, daß Konstanz der katholischen Kirche wieder zurück gegeben ward! Denn nachdem sich die Stadt durch ihren Beitritt zum schmalkaldischen Bunde die Reichsacht, durch Besiegung des zur Execution erschienenen spanischen Heeres den höchsten Zorn des Kaisers zugezogen hatte, wollten es die Umstände, daß sie nirgends eine ernstliche Hilfe fand, und sich in solcher Verlassenheit dem Feinde unterwerfen mußte. Schnell erfolgte nun ihre Wiedergeburt, die Zurückführung der katholischen Religion, die Beschränkung des Magistrats, und die Aufnahme der gefallenen Stadt aus der Reichsacht in den gnädigsten Schuz des Hauses Oestreich ([12]).

Nur nach einem herben Kampfe ihres Selbstgefühls gegen die Macht der Umstände hatten die Konstanzer der so theuer erworbenen Reichsfreiheit entsagt; aber sie ruhten jezt im Gehorsame des Erzhauses — und der Zorn des Kaises war versöhnt! Die Freunde der Reaktion mochten frohlocken, blind und thöricht genug, um den traurigen Verfall nicht zu ahnen, welcher von dem an auf Jahrhunderte hinaus das Loos von Konstanz war. Die reichsten und thätigsten Bürger und Gewerbsleute, welche der neuen Glaubensform in keinem Wege entsagen wollten, waren völlig ausgewandert, der Leinwandhandel erhielt dadurch für immer seinen Todesstoß, der Geist und Wohlstand der Bürgerschaft schrumpfte mehr und mehr zusammen, und endlich — was erbte von all' der frühern Größe auf unsere Zeit?

Ohne die siegreiche Vertheidigung ihrer Mauern im dreißigjährigen Kriege gegen das Heer des Feldmarschalls Horn, ohne diesen erneuerten

---

(12) Nach drei schon vorhergegangenen Verhandlungen stellte der östreichische Kommissär dem großen Rathe, noch einmal dringendst vor, „wie daß der römische König und Erzherzog Ferdinandus die Stadt Konstanz von fernerem Uebel zu erretten, und es in des durchlauchtigsten Erzhauses Schuz und Schirm allergnädigst aufzunehmen, folglich von der Reichsacht zu befreien, und bei ihrer Majestät Kaiser Carolo, als allerhöchst derselben Bruder, die Absolution und völlige Restitution auszuwirken gesinnet seyen, wodurch der Stadt besser gerathen seyn werde, als wann sie auf kaiserliche Gnad und Ungnad sich zu ergeben gezwungen seyn müßte, sintemalen auf jene Weis Jedermänniglich Leibs und Guts, nicht aber auf leztere Art gesichert seye.“

Ruhm der altbekannten Tapferkeit ([13]), würde **Konstanz** seit der Reformationszeit in der vaterländischen Geschichte wie verschwunden seyn. Das glänzende Anerbieten der Niederländer, die so trefflich gelegene Stadt durch Sprengung der Rheinfälle bei Schafhausen, Thiengen und Laufenburg und eine darauf begründete Handelsverbindung, wieder in neuen Flor zu erheben, ließ Erzherzog Leopold unbeachtet, weil sie es mit der Bedingniß der Glaubensfreiheit verknüpft hatten ([14]). Und so denn verblieb Alles im frühern Zustande. **Konstanz** fieng an, sich von weit kleinern Städten der Umgegend schon nicht mehr zu unterscheiden, und die Drangsale des östreichischen Erbfolgekriegs brachten es vollends in Zerfall. Die alten ehrwürdigen Mauern schlossen nichts als verwaiste Wohnungen und grasbewachsne Straßen in sich ([15]).

Da brach mit Kaiser Josef für die östreichischen Länder der Tag einer neuen Kultur an, und auch **Konstanz** erfreute sich einer hoffnungsreichen Wiederbelebung durch den edlen Monarchen. Es erfuhren zuförderst die städtischen Behörden eine der Zeit und den Verhältnissen entsprechende Umstaltung, alsdann wurde für Hebung und Förderung der Gewerbsthätigkeit durch betriebsame Ansiedler, und endlich für Bildung und Aufklärung durch verbesserte Schulanstalten gesorgt. Was den Erzherzog Leopold verhindert hatte, den Flor von **Konstanz** zu erneuern,

---

(13) »Insuperabilis semper fuit *Constantia*, etiam cum tota Germania ab Attila, sedet multoties deinceps ab Ungaris pessumdaretur. Varie saepius tentata, restitit semper, et multa cum clade hostes repulit.«

(14) »Quam admirabilem loci commoditatem considerantes inferioris Germaniæ mercatores *Leopoldo* Archiduci: siquidem liberum illic sibi religionis exercitium annuere dignaretur, vel certe extra urbem idem frequentare permitteret, urbem gemellam Amstelodami facturos, cataractas tres Rheni auro et ingenio domaturos *Constantiam* inprimis, lacum dein superum inferumque totius orbis mercibus ac thesauris impleturos, superumque imperium innumera rerum copià instructuros. Urbem praeterea suis sumtibus inexpugnabilem, sive, si placeat castellum imponere, Antwerpiensi longe firmius præstantiusque condendo, in fide et obsequio *Constantiam* vere constantem reddituros«. *Bucelin.*

(15) Dieses war das **Konstanz**, von welchem der gute Locher (Philomusus suevus) einst begeistert singen konnte:

»Fausta tuis gestis, *Constantia*, plaude triumpha,
Tu culmen Regis, *imperiique decus*«.

Wahr und schön hatte er in Beziehung auf die Reichsfreiheit beigefügt:

»Tuta sacris aquilis, *Constantia* bella, manebis«;

aber in Beziehung auf Oestreich wahrlich ohne Ahnung der Zukunft:

»Pavonis caudam conspice *mirificam*.«

die Religionsduldung, diese wurde von seinem Enkel siegreich eingeführt, aber freilich zu spät, um der Stadt ihren ganzen Verlust zu ersezen. Denn die Wohlthaten Josefs blieben nach seinem Hingange vereinzelt stehen, und die folgenden Veränderungen in Deutschland warfen Konstanz beinahe wieder in seinen alten Verfall zurück. Selbst als es an Baden gedieh, wurde sein Zustand um nichts gehoben, im Gegentheil, die Stadt lag verlassen, gleich einer Insel, zwischen dem Großherzogthum, der Schweiz, Wirtemberg und Baiern.

Nur erst durch unsern Anschluß an den deutschen Zollverein trat sie wieder in einen großen, ihrer Lage entsprechenden Verband, erhielt in Folge dessen wieder eine Messe, erhielt einen Hafen, und gewann hiedurch die nöthigsten Mittel, um auch die frühere Bedeutsamkeit wieder zu erringen. Dieses wird das Schicksal ihr gönnen, wenn die Bürgerschaft so redlich und standhaft auf der betretenen Bahn eines thätigen und zeitgemäßen Fortschrittes verharrt, wie es ihre Vorfahren in dem stürmevollen Mittelalter gethan.

Möchten sich überhaupt unsere Gemeinden das Bild ihrer Vorfahren aus der guten Zeit des Städtewesens recht oft vergegenwärtigen. Damals offenbarten sich täglich neue Kräfte, ergaben sich täglich neue Mittel des Erwerbs und Wohlstandes. Dieser glückliche Fortgang erschien als eine Gunst der Zeitverhältnisse, gründete sich aber hauptsächlich auf die persönliche Tüchtigkeit der Bürger und auf die Sittlichkeit ihres Familienlebens. Als diese Quellen der körperlichen Kraft und des moralischen Bewußtseyns unterdrückt wurden, zerfiel und verfaulte der Gemeingeist. Jezt, nachdem durch das neue Staatenleben und die Verfassung das Wesen unserer Bürgerschaften in der That wieder erneuert worden ist, befinden sie sich in einer ähnlichen Lage, wie zur Zeit ihrer ersten Aufnahme. Aber diese Erneuerung wird ohne jene persönliche Tüchtigkeit und Familien-Moralität auch ohne den glänzenden Fortgang bleiben, welchen wir an den Städten des Mittelalters bewundert haben.

7



zu Seite



Nilson sculpt.

WAPPEN VON DÜREN, LAUFEN UND ADELSHEIM.

Freiburg bei Herder.

Die Familien

von

Düren und Adelsheim.

Die Voraltern unserer altadeligen Geschlechter werden uns gewöhnlich nur dadurch bekannt, daß sie in den Urkunden sich die Namen ihrer Burgen und Wohnsize beilegten. Solche zu erbauen und zu bewohnen, war aber vor dem eilften Jahrhunderte noch nicht allgemein Sitte. Denn damals saß der Adel, das heißt die Klasse der freien Grundbesizer, noch auf seinen Maierhöfen, wo selten ein steinernes Haus gefunden wurde. Erst wie die Grafen in den verschiedenen Gauen, welchen sie als königliche Amtleute vorstunden, nach dem Vorbilde der Könige und Herzoge, sogenannte Pfalzen oder Herrenhäuser erbaut hatten, fiengen auch die reichen Grundeigenthümer oder Dynasten an, sich besondere, von den übrigen Hofgebäuden abgesonderte Wohnungen aus Stein zu errichten, und bleibend ihren Wohnsiz darin zu nehmen. Natürlich wählten sie sich dazu die wohlgelegensten Stellen, gewöhnlich auf solchen Anhöhen, von wo man ihr Landbesizthum am besten überblicken konnte. In der Folge erhielten diese Häuser mehr und mehr die Form von Thürmen, weil bei dem Zerfalle der alten Gauverfassung und bei dem Aufkommen des Lehenwesens die kleinen Kriege oder Fehden der verschiedenen Familien und Genossenschaften befestigte Zufluchts- und Vertheidigungsorte nöthig machten. Dadurch aber gewann der Fehdegeist selbst wieder neue Nahrung, und das Zeitalter wurde so kriegerisch, daß eine adelige Behausung kein näheres und wichtigeres Erforderniß hatte, als eine gesicherte Festigkeit. Da aber schon die Römer, wo sie festen Fuß gefaßt, die wohlgelegensten Punkte mit Wartthürmen und Kastellen besezt hatten, so benüzte der Adel später die Ueberreste dieser Werke und erhob auf ihren Fundamenten seine eignen Size.

Dies ist der Ursprung der meisten Burgen und Bergschlösser im westlichen Deutschland, und wir dürfen überzeugt seyn, daß auch die Burg zu Düren, wo sich ursprünglich eine römische Niederlassung befand und hernach eines der ältesten und vornehmsten Geschlechter der Wein-

gartau [1] gehaust hat, auf solche Weise entstanden sey. Wir lesen den Namen des Ortes schon in Urkunden aus der Zeit Karls des Großen [2], die dortige Freiherren-Familie dagegen wird uns erst aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts bekannt. Damals nämlich lebte Herr Ruprecht von Düren, welcher mehrfach unter den Großen des Landes auf Reichs- und andern Versammlungen erschien. Er hinterließ in seinem Sohne oder Enkel Konrad einen Nachfolger und Erben, dessen glücklicher Heirath das düreusche Haus eine ansehnliche Bereicherung und die Erhebung in den Grafenstand, wie die Abtei Seligenthal ihre Gründung zu verdanken hatte. Denn es gewann derselbe die Hand der Erbtochter des uralten, reich begüterten Grafenhauses von Laufen [3]. Und wahrscheinlich zum dankbaren Andenken dieser Verbindung, woraus eine zahlreiche, wohlbegüterte und angesehene Nachkommenschaft hervorgieng, stifteten Konrad und seine Gemahlin, am Abende ihres Lebens, bei Schlierstatt, ohnweit hinter Adelsheim, ein Gotteshaus für Zisterzienser-Nonnen, welchem sie den Namen vallis felix [4] oder Seligenthal ertheilten.

Herr Konrad und Frau Mechtilde hinterließen nicht weniger als vier Söhne und drei Töchter. Der älteste erbte von seinem mütterlichen Großvater Boppo nicht nur diesen Namen, sondern auch beträchtliche

---

(1) Unter diesem Namen, welcher in den alten Urkunden „Wingarteiba," wie die heutige Wetterau ganz ähnlich „Wettereiba" geschrieben wurde, begriff man ehemals den großen Gau vom nordöstlichen Neckar, dort am Gebirge aufwärts, und hier über die Jart hinaus bis an die Höhen zwischen der Erf und Tauber, dessen Herz das odenwäldische Bauland bildet.

(2) Vergl. das Urkundenbuch von Lorsch (II, 575), wornach Jemand im Jahre 813 sein Eigenthum „in pago *Wingarteiba*, in Bouchheimer marca, in Hettincheim, in Heimstadt et in Turninen", dem heiligen Nazarius in Lorsch vergabt.

(3) Der Stammort desselben ist das jezige Städtchen Laufen am Neckar, oberhalb Heilbronn, und seine Ahnherren waren sicherlich die alten Grafen des Neckargaues, zu welchem es später nicht nur den Enz-, sondern auch diesseits des Gebirgs den Kraich- und Elsenzgau erwarb. Aus diesen beiden bildeten sich beim Zerfall der Gauverfassung die Erbgrafschaften (Dynastien) Dilsberg und Bretten heran, in deren Besiz wir die laufensche Familie bis zu ihrem Ausgang im Jahre 1219 erblicken.

(4) Dies war der urkundliche Name, Vallis Beatorum ist eine spätere Uebersezung. Das Kloster wurde von dem Stifter und seiner Familie, welche in der dortigen Kirche wahrscheinlich ihre Gruft hatte, reich begabt und blühte bis in das Jahrhundert der Reformation, wo die Protestanten es in Besiz nahmen und seine Auflösung bewirkten.

Güter, zumal die Grafschaft Dilsberg, und nahm zugleich mit dessen Stammwappen den gräflichen Titel an; Konrad war geistlich geworden, Ruprecht erhielt das Schloß Forchtenberg, nach welchem er sich zu nennen pflegte, ung Ulrich erscheint als Kastvogt von Amorbach; von den drei Töchtern lebte die eine als Nonne zu Seligenthal, während die andern an die Grafen von Ziegenhein und von Hohenlohe vermählt waren. Durch Boppo und Ruprecht theilte sich die Familie in zwei Aeste, in den dilsberg- und forchtenbergischen, wovon jener das mütterliche, dieser aber das väterliche Wappen führte ([5]). Beide aber starben schon mit der zweiten und dritten Geschlechtsfolge wieder aus ([6]).

Herr Boppo hatte aus seiner Gemahlin Euphemia von Rieneck einen gleichnamigen Erstgebornen hinterlassen, welcher sich mit der Gräfin Agnese von Hohenlohe verband, dessen Wohlstand aber so in Zerfall gerieth, daß er sich genöthigt sah, seine Stammburg Düren mit dem dabei gelegenen Dorfe an das Domstift Würzburg zu versezen, und das Amt eines kurfürstlichen Burgmannes zu Heidelberg zu übernehmen ([7])! Wahrscheinlich erlosch mit ihm die Dilsberger Linie, deren Verlassenschaft sofort an seinen Vatersbruder Ruprecht erbte, welcher das ihm vorbehaltene Wiederlösungsrecht auf die Burg und Stadt ([8]) Düren dazu benüzte, diese Pfandschaft an seinen Tochtermann, Graf Rudolf

---

(5) Das leztere bestund in drei Schilden, jeder mit drei Querbalken; das erstere aber aus einem Schilde, durch einen Querbalken in zwei Hälften getheilt, dessen obere einen gehenden Löwen enthielt.

(6) Diese Nachrichten vom Hause Düren sind sämmtlich aus *Gudeni* cod dipl. anecd. Tom. III. pag. 660, wo auch eine ziemlich vollständige Stnmmtafel zu finden ist, von welcher wir das Wichtigste hier mittheilen:

Ruprecht, Freiherr von Düren,
1132 — 1197.

Konrad, 1236 — 1276. Gem. Mechtild von Laufen.	Ulrich, Deutschordens-Ritter. 1234.
Boppo, Graf zu Dilsberg, 1324 — 1373. Gem. Euphemia von Rieneck.	Boppo, 1270—1288. Gem. Agnes von Hohenlohe.
Konrad, Domherr zu Würzburg.	
Ruprecht, Herr zu Forchtenberg, 1248—1303 Gem. Mechtild von Brauneck.	Ruprecht, 1288—1328
Ulrich, 1270—1306. Gem. Adelheid von Boxberg.	

(7) Urkunde Boppo's von Düren, vom 4. November 1262, und Urkunde Bischof Bertholds von Würzburg, vom 16. September 1270.

(8) Urkunde von 1291 bei *Würdtwein*, cod. mog. I, 20.

von Wertheim, zu verkaufen. Ruprecht war mit Frau Mechtild von Braunek vermählt und wurde von ihr mit einem Sohne beschenkt, der aber schon im Jahre dreizehnhundert drei und zwanzig als lezter Sprosse des uralten Hauses verstarb, worauf König Ludwig die düren'schen Reichslehen an den Grafen von Hohenlohe verlieh (9).

Es war im frühern Mittelalter gewöhnlich, daß neben vornehmen und mächtigen Adels-Geschlechtern sich gleichnamige Familien des niedern oder Dienst-Adels heranbildeten, welche freilich jene oft überflügelten und meistentheils überlebten. So gab es neben den Herzogen die Ritter von Zäringen, neben den Grafen die Edelleute von Schauenburg, neben den Dynasten die Junker von Küssachberg, und so erscheint denn auch ein Rittergeschlecht von Düren, dessen Sprößlinge noch jezt, ein halbes Jahrtausend nach dem Erlöschen der freiherrlich und gräflich düren'schen Hauses, in der Familie von Adelsheim freudig fortblühen.

Dieser Dienst-Adel von Düren läßt sich hinaufführen bis in die hohenstaufische Zeit, aus welcher die Gebrüder Heinrich und Friedrich bekannt sind (10). Wie ihre zahlreiche Nachkommenschaft sich in der Folge entwickelt habe, kann nicht mehr erforscht werden; daß aber am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts eine Theilung derselben in zwei Linien vorgieng, ist ohne Zweifel. Als Stammvater der einen erscheint Wiprecht, als Begründer der andern dagegen Boppo, welcher sich den Namen des Schlosses Adelsheim beilegte und auf seine Nachkommen vererbte. Da Wiprecht der Sohn des aschaffenburgischen Vizthums Friedrich (11) und Boppo der Sohn Herrn Siegmunds von Düren war (12), so müssen wir sie als Geschwisterkinder und ihren

(9) *Gudenus*, cod. anecd. III, 668.

(10) *Groppius*, hist. Amorbac. pag. 194, wo sie in einer Urkunde Graf Ruprechts von Düren als Zeugen vorkommen.

(11) *Gudenus*, cod. dipl. anecd. I, 952, wo es heißt: »*Fridericus* vicedominus Aschaffenburgensis — occurrit anno 1275, in sigillo gerit *ramum capricorni*. Fuit e prosapia *equestri* de Düren (non confundenda cum hujus nominis *Dynastis*), testibus litteris *Wiperti* de Düren, *Militis*, quibus confitetur, se donasse monasterio *Seligenthal* bona sua in *Eberstadt*, pro anniversario, tum suo, tum quondam patris sui, *Friderici* vicedomini.«

(12) Biedermann, Geschlechtsregister der odenwäldischen Reichsritterschaft Tab. CLXXX, nennt den Boppo nach einer Urkunde von 1311 ausdrücklich den Sohn Herrn Siegmunds von Düren, und eine alte Stammtafel unter den adelsheimischen Familienschriften, sagt von ihm: »*Poppo a Adolzheim* certus atque indubitatus posterorum parens, idem etiam à *Dhurn* cognominatus.« Diese Data und die völlige Gleichheit des Wappens, eines

Großvater als gemeinschaftlichen Ahnherrn beider Linien betrachten. Wir verlassen aber die wiprechtische, welche meist in kurmainzischen Bedienstungen bis zum Jahre fünfzehnhundert zwei und achtzig bestanden hat, und verfolgen blos die boppo- oder adelsheimische.

Herr Boppo erzeugte mit seiner Gemahlin, Eva von Berlichingen (13), drei Söhne, wovon Boppo der Jüngere und Beringer wieder die Urheber zweier verschiedenen Zweige sind. Die Nachkommenschaft des erstern erlosch nach acht Geschlechtern im Jahre des westphälischen Friedensschlusses mit Herrn Philipp Christoph, während der andere Zweig damals in nicht weniger als fünf Linien blühte. Denn Herrn Beringers Urenkel im siebten Glied, Georg Siegmund, hinterließ von achtzehn Kindern zwei Fortpflanzer seines Geschlechts, den Hans Christoph, dessen Nachkommenschaft im Jahre siebzehnhundert drei und sechszig endete, und den Konrad Albrecht, welcher durch seine vier Söhne der Stammherr eben so vieler Linien ward. Gottfried nämlich gründete die von Sennfeld, Johann Wolf die von Wachbach, Wilhelm Heinrich die vom obern, und Christoph Albrecht die vom untern Schlosse zu Adelsheim. Diese leztere Linie starb im Jahre siebzehnhundert neun und vierzig wieder aus, und somit bestehen gegenwärtig noch die sennfeldische, wachbachische und adelsheimische als die jüngsten Zweige des büren-berlichingischen Stammes (14).

Die verschiedenen Besizungen, welche diese ungemein zahlreiche Familie nach dem Geseze der Stammtheilung (15) unter sich besessen hat, können genau nicht mehr ermittelt werden, bestanden aber hauptsächlich in dem Städtchen Adelsheim, der Wiege des Geschlechtes, in den Schlössern und Ortschaften Pfädelbach, Stettenfels, Gruppenberg, Bieringen, Hettigbeuren, Altheim, Volkshausen, Wachbach, Edelfingen, Laudenberg, Neckarbinau und Sennfeld. Diese Besizungen waren größten-

---

(schwarzen) Steinbockshorns im (weißen) Schild, dessen sich nach Guden's Zeugniß der Vater Wiprechts von Düren bediente, und welches das Grabmahl von Boppo's gleichnamigem Sohne auf dem Kirchhofe zu Adelsheim noch heute ziert, sezen die gemeinschaftliche Abstammung beider außer Zweifel.

(13) Diese Frau war die Tochter Herrn Dietrichs von Berlichingen, dessen Urenkel im siebten Glied der berühmte Ritter Göz mit der eisernen Hand gewesen.

(14) Biedermann's Stammtafeln und verschiedene Familien-Papiere.

(15) Die adelsheimischen Stammgüter wurden bei den Erbvertheilungen nicht in capita, sondern in stirpes vertheilt. Familien-Papiere.

theils Lehen- oder Pfandschaften von benachbarten Fürsten und Stiftern, wovon Manches im Verlauf der Zeit wieder in andere Hände kam, das Meiste jedoch als Stamm- und Erbgut bis auf den heutigen Tag bei der Familie verblieben ist. Es war dieses eine Folge des Gauerbschafts- und Burgfriedens-Vertrages, welchen die verschiedenen „Junker“, das heißt die verschiedenen adelsheimischen Zweige, wegen entstandener vielfältiger Misverständnisse und Reibungen unter sich zu errichten genöthigt worden, und dessen Sazungen zunächst die persönliche Sicherheit der Familienglieder und ihrer Unterthanen, alsdann aber besonders auch die Veräußerung der Familiengüter und das Familien-Erbrecht betrafen ([16]).

Die meisten Stammherren von Adelsheim haben in pfälzischen, mainzischen und würzburgischen Aemtern gestanden, während die nachgebornen Söhne meistens geistlich wurden, in die Ritterorden der Deutschherren oder Johanniter traten, oder weltliche Kriegsdienste nahmen. Da die Familie zur fränkischen Reichsritterschaft des Kantons Odenwald gehörte, so haben einige Glieder auch in den Amtswürden dieses Standes geglänzt. Bei so vielfachen Wirkungkreisen erwarben sich die Adelsheime eine Reihe von Verdiensten, deren Gewicht in der vaterländischen Geschichte man billig anerkennen muß, und welche auch Kaiser Siegmund zum Theil schon öffentlich anerkannt hatte ([17]).

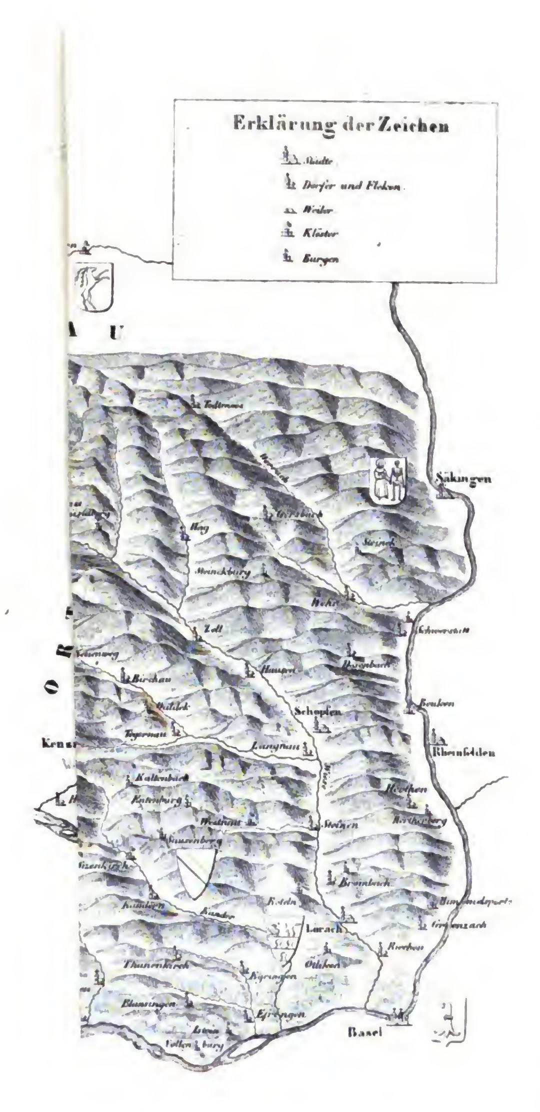
---

(16) Da dieser Erbverein und Burgfrieden hauptsächlich auch die Verhältnisse von Adelsheim betraf, so werden wir in der Geschichte dieser Stadt ausführlich darauf zurückkommen.

(17) Er bestätigte im Jahr 1422 dem Zeisolf von Adelsheim das bisherige Familienwappen, und vermehrte es, in Betracht der „Redlichkeit, Vernunft und Biederkeit“ desselben und der „willigen und getreuen Dienste“, die er und seine Vordern dem Kaiser und Reich geleistet, mit dem Kleinod eines gekrönten Jungfrauenbildes über der Helmdecke.







Erklärung der Zeichen
Dörfer und Flecken
Klöster
Burgen
Säkingen
Zell
Schopfen
Rheinfelden
Steinen
Basel

Kurze Geschichte
der
Landschaft Breisgau.

Die Ausdehnung des **Breisgaues** erstreckt sich von der Höhe des Feldberges westlich und südlich bis an den Rheinstrom, und nördlich bis zum Hünersattel. Die Landschaft bildet also ein ungefähr acht Meilen langes und halb so breites Viereck, dessen Inhalt die mannigfaltigste und angenehmste Abwechselung von Hochgebirgen, von minder rauhen Bergreihen, von Hügeln, Schluchten, Thälern und Ebenen darbietet. So gehören, außer dem Feldberge, drei der höchsten Gipfel des südlichen Schwarzwaldes zum Breisgau, der **Belchen**, **Blauen** und **Kandel**. Vom südwestlichen Fuße des Feldberges aber ziehet sich das herrliche **Wiesenthal** bis hervor gegen Basel. Am westlichen Abhange des Blauen ruht **Badenweiler**, wo die Aussicht vom alten Schloß über die angrenzenden Rebhügel, über die Fruchtgefilde bis an den Rhein und jenseits bis in die Thäler der Vogesen, an den malerischen Zauber italischer Landschaften erinnert. Alsdann folgt der Garten um **Freiburg**, mit dem Kaiserstuhl, dem Treisam-, Glotter- und Elzthale, wo den Wandrer auf jeder Anhöhe, bei jeder Wendung eine neue Aussicht überrascht. Wer bewunderte nicht die wildromantische Natur des „Höllenthals“, die sonnenheitern Gefilde des „Himmelreichs“, und zunächst der Stadt das reiche, unvergleichliche Panorama auf Sankt Loretto!

Das Bergland ist der größere Theil des **Breisgaues**, wo der undankbare Boden seine Bewohner gezwungen hat, sich theils von der Viehzucht und vom Holzhandel, theils von der Uhrmacherei, Strohflechterei und anderen Industriezweigen dieser Art zu ernähren. Um so ergiebiger dagegen ist das Erdreich der Thäler und Ebenen. Hier findet man die üppigsten Wiesen, die schönsten Getraidefelder, die reichsten Wein- und Obstgärten. Und so mannigfaltig, so charakteristisch verschieden, wie die Natur des Landes, ist auch das Volk desselben, obgleich es sämmtlich dem ächt alemannischen Stamme angehört. Sprache, Tracht und Sitte wechseln mit jedem Thal, mit jeder Gemarkung, beinahe mit jeder Ge-

meinde. Wer sich darauf versteht, findet darin die Abdrücke der Kraft, der Verständigkeit, der Wohlhabenheit und Lebensfrohheit.

Geschichtlich ist der Breisgau eine Landschaft, deren schon in den ältesten Denkmälern namentliche Erwähnung geschieht, welche eines der verdientesten Fürstenhäuser erzeugte, die inhaltreichsten gesellschaftlichen Entwicklungen offenbarte und den Edelstein einer ständischen Verfassung bis auf unsere Zeiten vererbt hat.

Die Reichsnotiz vom Ende des vierten Jahrhunderts zählt unter den im römischen Heere gedienten Deutschen die **Brisigavi** auf, ein Name, der sogleich an die keltisch-römische Niederlassung von Breisach erinnert (1). Offenbar waren die Kelten die ersten Bebauer der breisgauischen Landschaften, alsdann folgten die Römer, endlich die Alemannen. Von jenen sind noch manche Spuren in den Benennungen der Berge, Flüsse und Ortschaften bemerkbar (2), und von den Römern stammten eine Menge Niederlassungen, Kastelle und Straßen her (3), aus denen man schließen muß, daß der damalige Anbau schon einen hohen Grad erreicht habe. Freilich waren es nur die besten Pläze am Rhein, am Kaiserstuhl und an den Vorhügeln des Schwarzwaldes, aber die Grundlage, welche sie hinterließen, ist noch bis heute eine von den Ursachen der so gediegenen Kultur des Landes.

---

(1) Unstreitig hat der Breisgau (**Brisigavia**) seinen Namen von ***Brisiacum***, dem heutigen Breisach, welches eine Ansiedlung der Kelten, hernach eine Festung der Römer und lange Zeit der Hauptort des Gaues war.

(2) Außer **Brisiacum**, **Tarodunum** (Zarten), **Riegola** (Riegel), **Scalcia** (Schelingen), **Corberio** (Horburg), **Eburinga** (Ebringen), **Andloinga** (Endingen), **Aguringa** (Egringen), **Mainga** (Mengen), welches ursprünglich keltische, aber von den Römern in ihre Sprache umgemodelte Ortsbenennungen sind, stammen höchstwahrscheinlich auch die Namen **Ahtecarle** (Achkarn), **Tonsol** (Tunsel), **Amolterun** (Amoltern), **Cantara** (Kandern), **Liela** (Liel), **Hardun** (Herten) und **Ebenote** (Ebnet); ferner die Fluß- und Bergnamen Wiese, Neumagen, Treisam, Elz, Belchen und Kandel von den Kelten her.

(3) Von römischen Niederlassungen entdeckt man jährlich neue Spuren im Breisgau. Neben den Rhein-Festungen zu Säckingen, Basel und Breisach zog sich eine Reihe von Kastellen an den Vorhügeln des Schwarzwaldes durch das Land hinab, welche die Eingänge des Wiesen-, Treisam- und Elzthales beherrschten. Zu Badenweiler befand sich eine blühende Badanstalt, zu Riegel eine Ziegelbrennerei, und all' diese Pläze waren durch wohlangelegte Straßen mit einander verbunden. Man schreibt den Römern auch die Eröffnung der Bergwerke im Münsterthal und die Begründung des Weinbaues am Kaiserstuhle zu.

Als die Alemannen die herrlichen Ebenen des Breisgaues erobert hatten, theilten sie die angebauten Gegenden, nach der alten Sitte deutscher Eroberer, durch das Loos untereinander. Jeder freie Mann erhielt seinen Hof, wo er sich niederließ, um jezt friedlich dem Ackerbau und der Jagd zu leben (4). Im Verlaufe der Zeit aber veränderten sich diese einfachen Verhältnisse mehr und mehr, es entstunden aus ihnen immer mannigfaltigere und ungleichartigere. Neben den ursprünglichen Knechten, was die unterjochten frühern Bewohner und die Kriegsgefangenen waren, bildete sich unter den alemannischen Familien selbst ein Stand von Leibeigenen heran, und über die gewöhnlichen Grundbesizer oder Bürger erhoben sich bald einige Reicheren, von deren wachsender Uebermacht eine vierte Klasse die nothwendige Folge war, die Klasse der Zinsbauern oder Hintersassen, welche später beinahe alle mittelmäßigen Bürger verschlang, und so die Hauptmasse des Volkes bildete.

Die merkwürdigste Veränderung aber geschah durch das Christenthum, dessen erste Spuren man im Breisgau früher als irgendwo sonst am Oberrhein entdeckt. Wie in allen Theilen des rheinischen Vorlandes war dasselbe auch hier gewiß schon durch die Römer, welche viele christlichen Bekenner unter sich hatten, hin und wieder verbreitet worden, und pflanzte sich nun fort, bis es in Folge des Anschlusses der Alemannen an die fränkische Monarchie das Ansehen der allgemeinen Landesreligion erhielt. Traurig freilich mußte sein Zustand damals noch seyn, da unsere alemannischen Vorväter lange Zeit ihre alten Götter nicht ver-

(4) Dies ist offenbar die älteste Art, wie sich unsere Vorväter im Breisgau angesiedelt haben, und zugleich der Grund von der Beschaffenheit der meisten breisgauischen Ortsbenennungen. Denn es bestehen dieselben gewöhnlich aus dem Namen des ersten Besizers, aus der Sylbe ing, welche das Geschlecht, die Nachkommenschaft desselben bezeichnet, und aus dem Worte Hof, wie Bellingbofen, das heißt der Hof, die Besizung der Bellinger oder Nachkommen des Bello. Im Verlaufe der Zeit aber schmolzen die lezten Sylben in eine zusammen und der Name bekam die heutige Gestalt; anstatt „**Bellinghova**“ schrieb man „**Bellincon**“, dann „**Bellicken**“ und endlich „**Bellingen.**“ So sind nun folgende Ortsnamen, welche man noch aus Urkunden kennet, in ihre gegenwärtige Form verwandelt worden: **Laidolfinghova** (Leidighofen, ausgegangen), **Wahcinghova** (Weichenhofen, ebenso), **Bodinghova** (Bottingen), **Tuctelinghova** (Tüllingen), **Gresinghova** (Greskfen), **Witelinghova** (Wittlingen), **Romaninghova** (Rümmingen), **Tohtaringhova** (Thumringen), **Epalinghova** (Eflingen), **Ruedelinghova** (Riedlingen), **Guetinghova** (Gütingen), **Hertinghova** (Hertingen), **Otelinghova** (Oetlingen), **Altelinghova** (Altingen), **Brizinghova** (Brizingen), **Husinghova** (Hüsingen), **Tolinghova** (Totingen), **Oninghova** (Oehikoven), **Zizinghova** (Zizingen).

gessen konnten, und es würde sich kaum etwas Besseres als ein Mittelding von Heiden- und Christenthum gebildet haben, wenn nicht ein besonderes Institut die Reinheit des Evangeliums hergestellt und überwacht hätte. Ich meine die Klöster, von denen Säckingen, an der südöstlichen Grenze des Gaues, vielleicht das älteste in ganz Deutschland war. Auch Sankt Trutbert reicht in die früheste Zeit hinauf, alsdann folgen an der nördlichen und östlichen Grenze, die uralten Stifte Ettenheimmünster, Gengenbach, Sankt Georgen und Sankt Blasien, unter den einheimischen aber Waldkirch, Sulzburg und Sankt Peter.

Durch diese Anstalten ist nicht nur die Religion erhalten und befördert, sondern auch der Anbau aus der Ebene in das Gebirg verbreitet worden (5). Die Römer hatten über den ganzen breisgauischen Schwarzwald nur eine bedeutende Straße, ihre Niederlassungen verloren sich mit der Annehmlichkeit der Thäler, und die alten Alemannen drangen wohl kaum über die Grenzen des römischen Anbaues hinaus. Die Mönche aber errichteten ihre Zellen meistentheils mitten in den wildesten Gegenden, und verbreiteten von da aus ihre Kolonien. In dieser schweren Arbeit kam ihnen der Adel zu Hilfe, indem er sie mit Leuten, Grundstücken, Zehnten und Gerechtsamen bereicherte, welche die Grundlagen einer Oekonomie wurden, deren Beispiel die Kultur auch der übrigen Landeigenthümer nicht wenig befördert hat.

Der Adel aber, wovon wir sprachen, war die Nachkommenschaft jener reichern Grundbesizer der frühern Zeit. Denn während der ärmere Theil des Volkes genöthigt wurde, sich in die Abhängigkeit und Dienstbarkeit zu begeben, um sein geringes Vermögen oder seine Existenz zu retten, behaupteten sie ihre ursprüngliche Freiheit, erweiterten ihre Besizungen, ihre Rechte, und theilten sich auf solche Weise gleichsam mit den Klöstern in den Besiz des Landes. Zu diesem vorherrschenden Grund- und Rechtsbesiz kam nun sofort noch die Zierde des Ritterthums, und der Adel, als erblich bevorrechteter Freiheits- und Ehrenstand, war gebildet. Zahlreich natürlich konnte er nicht seyn, und selbst in dem großen Breisgau zählen wir außer den Grafen von Zäringen und Neuenburg, nur die drei Geschlechter von Usenberg, Schwarzenberg und Röteln,

---

(5) Daher nannte der Fürstabt Gerbert den Schwarzwald eine Kolonie der Benediktiner Mönche, welche Bezeichnung man ihm nicht übel deuten werde, wenn man bedenke, *Nigram* hanc *Silvam* extitisse olim magis horridam, quae vix ullam experta est culturam antequam *Benedictini* coloni illuc accederent, priusque fere inaccessam penetrarent et suis laboribus cultam successive redderent atque habitabilem.

welche im Range des alten oder hohen Adels das dreizehnte Jahrhundert erreichten. Denn alle übrigen edlen Geschlechter der damaligen Zeit, wie die Herren von Falkenstein, von Staufen, von Baden, sind nicht aus der Freiheit, sondern aus der Dienstbarkeit entstanden, und gehörten zum niedern Adel. Sie waren die Dienst- und Lehenleute jener Grafen und Freiherren, das heißt ihre Maier, Vögte, Burgwarte, Marschalken und so weiter, erwarben sich aber mehr und mehr Besitzthum, mehr und mehr Ansehen, bis sie beim Ausgange des alten großen Adels an dessen Stelle traten.

Die Grafschaft des Breisgaues, das heißt die oberste Verwaltungsgewalt in Krieg und Frieden, war seit den ältesten Zeiten bei dem Hause Zäringen, welches um die Mitte des eilften Jahrhunderts den herzoglichen Titel und später vorübergehend die Herzogthümer Kärnthen und Schwaben, für bleibend jedoch nur die Reichsverwesung von Burgund erwarb, und dessen Nachkommenschaft wir in unserer durchlauchtigsten Regenten-Familie erblicken. Weit wichtiger aber, als durch jene Erwerbungen, wurden die Zäringer zunächst für das Land durch die Gründung der Stadt Freiburg, womit eine neue Periode der breisgauischen Geschichte beginnt. Herzog Berthold der Dritte hatte sie im Jahre eilfhundert und achtzehn nach dem Vorbilde von Köln begonnen, und sein Bruder Konrad ertheilte ihr eine Verfassung nach den Hauptgrundsäzen der kölnischen. Im Genusse dieses kostbaren Gutes und einer vortrefflichen Lage, unter dem wachsamen Schuze des herzoglichen Hauses, wuchs die Stadt schnell zum ersten Gemeinwesen des Landes heran, und die freudige Entwicklung ihrer Kräfte fand einen ungestörten Fortgang auch nachdem mit Herzog Berthold dem Fünften der zäringische Stamm erloschen und das Haus Urach in dessen breisgauische Erbschaft getreten war. Das volksthümliche Element siegte mehr und mehr in der Verfassung, neben den alten aristokratischen Rath kam ein junger bürgerlicher, und endlich siegten auch hier die Zünfte, welche als gewerbliche und politische Anstalt überhaupt ein ungemein wohlthätiger Sporn des Fortschritts damaliger Städte waren.

In diesem Sinn entwickelte sich die freiburgische Verfassung und ging sofort auch auf andere breisgauische Gemeinwesen über, wie namentlich auf Kenzingen und Waldkirch. Eine noch weit größere Zahl aber nahmen zu Freiburg ihr Recht, das heißt, sie wählten dasselbe zu ihrem Obergerichtshof, gleichwie es selbst von Alters her den seinigen in Köln erkannte. Indessen waren auch verschiedene Polizei-Einrichtungen getroffen und wohlthätige Anstalten gestiftet worden; es hatte sich die Bevölkerung zusehens gehoben, besonders durch den benachbarten Adel, welcher die

Vortheile des städtischen Aufenthaltes immer mehr zu schäzen begann, und selbst die Markgrafen von Hachberg fanden es ehrend und ersprießlich, Bürger von Freiburg zu seyn! Bei solchem Zusammenschlusse von Einwohnern der verschiedensten Stände hoben sich Handel und Gewerbe; die Stadt wurde wohlhabend, machte Erwerbungen und vergrößerte sich; sie fing an, sich zu fühlen und ihren Feinden furchtbar zu werden.

Hiemit indessen wuchs auch der Keim eines Zerwürfnisses zwischen der Stadt und Herrschaft heran, welches bald zum beiderseitigen Verderben ausschlug. Zwar siegte die erstere anfänglich und erkämpfte sich neben andern Vortheilen die Vollgewalt, sich zu verbinden, wann und mit wem sie wolle. Denn Nichts konnte für Freiburg und den ganzen Breisgau wichtiger seyn, als das Recht freier Einung oder Association, wodurch das Gedeihen der bürgerlichen Gemeinwesen, die Ausbildung ihrer Verfassungen, die Befestigung ihrer Macht erst eigentlich begründet wurde, und schon kaum zwanzig Jahre nach dieser Erwerbung sehen wir Freiburg nicht allein mit den angesehensten Städten am Rhein, sondern selbst mit Fürsten, Bischöfen und einer Menge des Adels in Verbindung. Aber auch der Feind hatte sich durch Bündnisse gestärkt, und endlich unternahm es Graf Egon der Vierte, die übermüthige Stadt für immer zu demüthigen. Es kam im Jahre dreizehnhundert sechs und sechszig zur offenen Schlacht; die Freiburger wurden besiegt, auf eine Weise jedoch, daß der Sieger sich veranlaßt sah, die Stadt mit ihrem ganzen Gebiete gegen eine angemessene Entschädigung völlig frei zu geben (6).

Von verschiedenen Seiten richtete man sein Augenmerk jezt auf den wohlgelegenen, wichtigen Ort, welcher selbst am liebsten den Gedanken einer Verbindung mit seinen Freunden in der Schweiz hegen mochte. Allein hiergegen arbeitete der Adel mit aller Kraft, und österreichische Unterhändler wußten klug genug diese Umstände zu benützen, um die bedrängte Bürgerschaft durch das Versprechen einer theilweisen Uebernahme der Freikaufs-Schuld in die Hand ihres Herrn zu „praktiziren“ (7). Freiburg schwur im Jahre dreizehnhundert acht und sechzig an das Erzhaus und bildete bald den Hauptort der östreichischen Vorlande, namentlich seitdem es durch Herzog Albrecht dem Dritten in den Besiz einer Hochschule gekommen. Die Zeit seiner Blüthe aber war vorüber; die zweideutigen Wohlthaten Oestreichs gewährten wenig Heil,

---

(6) Diese Entschädigung bestund in der Herrschaft Badenweiler, welche die Stadt dem Grafen kaufte, nebst einer baaren Geldsumme von 15000 fl.

(7) Wie Tschudi (Eidg. Chron. I, 465) sich ausdrückt.

und jene Schuldenlast blieb der innere Schaden, woran das Gemeinwesen fortan kränkelte.

Neben Freiburg zählte das Haus Oestreich damals mehrere andere Besizungen im Breisgau, welche es so emsig erweiterte, daß man schon im folgenden Jahrhundert, außer den badischen Herrschaften Hachberg, Sausenberg und Röteln, beinahe die ganze Landschaft, namentlich aber die Städte Neuenburg, Breisach, Endingen, Kenzingen und Waldkirch, nebst den Herrschaften Kürnberg, Kastel- und Schwarzenberg unter ihm vereinigt sah, wozu es endlich auch die landgrafschaftlichen Rechte mit dem Landgerichte erwarb, freilich auf eine noch zweideutigere Art, als den Besiz von Freiburg (8). Dieses Landgericht, die Fortsezung des alten Gaugerichts, wurde noch im fünfzehnten Jahrhundert zu Brombach, Offnadingen oder Theningen, an der offenen Reichsstraße und unter freiem Himmel, von zwölf Schöffen, mit dem Landgrafen an der Spize, feierlich abgehalten, und entschied über alle wichtigen Civilrechts- und Kriminalfälle. Als Mitrichter erschienen dabei nicht allein ritterbürtige Leute, sondern auch Bürger und selbst noch Bauern. Doch verloren sich jene durch die Exemtionen der Städte immer mehr von dem Gericht, wodurch auch diese genöthigt wurden, dem Adel völlig zu weichen, welcher sich die Schöffenbarkeit nun als Standesvorrecht anmaßte. Nach dem Uebergange der Landgrafschaft an Oestreich, verschwand aber das Landgericht allmählig, und es ist weiter keine Spur mehr davon zu entdecken.

Ungeachtet der unredlichen Mittel, womit sich das Erzhaus im Breisgau vergrößert hatte, entstund auch hier, wie in allen östreichischen Vorlanden, eine ungemein eifrige Gesinnung für dasselbe. Dieses aber geschah durch den Einfluß des Adels, welcher in den meisten Städten zahlreich angesessen war, und die dortigen Magistratsstellen fast ausschließlich bekleidete. Denn man wußte seiner Eitelkeit zu schmeicheln, wußte ihn scheinbar zu begünstigen. Er opferte verschwenderisch Gut und Blut für seine vermeintlichen Beschüzer, die ritterlichen Fürsten von Oestreich, während sie ihn, so lange er etwas vermochte, selbstsüchtig gebrauchten, und als er verarmt war, sich wohlfeilen Kaufs in den Besiz seiner Güter sezten! Doch rächte sich dieses System auf eine empfindliche Weise. Der östreichische Hof glaubte den natürlichen Haß des vorländischen Adels gegen die schweizerische Freiheit bestens zu benüzen, wenn er denselben

(8) Wir behalten uns vor, den interessanten Prozeß zwischen Baden und Oestreich über die Landgrafschaft Breisgau in einem spätern Aufsaze eigens zu behandeln.

auf einen Grad steigerte, wo die übermüthigen Herren für nichts anderes mehr einen Blick hatten, und die Sache ihres Standes zu vertheidigen wähnten, da sie gleichwohl nur ein Werkzeug der östreichischen Politik waren. Aber gerade dieser blinde Schweizerhaß vermehrte die Fehden in's Unendliche, zersplitterte die Kräfte und wurde dadurch eine Hauptursache jener Reihe von Niederlagen, welche auf Seiten Oestreichs die Schweizerkriege so traurig bezeichnen.

Denselben Undank, wie der Adel, ärndteten auch die Städte und Landschaften. Ungeachtet der aufs Rührendste bewiesenen Anhänglichkeit an ihr Fürstenhaus, ungeachtet ihrer besorgten Thätigkeit und ihrer bereitwilligen Leistungen an Geld, Munition und Mannschaft während der Kriegszeiten, scheute sich Erzherzog Siegmund nicht, diese treuest bewährten Lande, gegen alle früheren Verträge und Zusicherungen, aus Geldnoth und Politik als ein Pfandstück zuerst öffentlich an Burgund, hernach heimlich an Baiern zu veräußern! Jenes hatte freilich der vorländische Adel selbst am meisten betrieben, in der süßen Hoffnung, Karl des Kühnen gewaltige Faust werde endlich die schweizerische Freiheit darniederschmettern. Im Sommer vierzehnhundert neun und sechzig huldigten die Grafschaft Pfirdt, der Schwarzwald mit den vier Waldstädten, Sundgau, Elsaß und Breisgau der neuen Herrschaft, und wie im Triumph wurde der burgundische Landvogt, Peter von Hagenbach, von dem Adel und dessen Parthei empfangen.

Aber bald verwandelten sich Freude und Jubel in Besorgnisse, in Unmuth und Haß. Der beleidigende Stolz der burgundischen Herren, die übermüthige Härte des Landvogts, und die habsüchtige Insolenz seiner Diener empörten nicht allein das Landvolk und die Bürger der Städte, sondern selbst den Adel, wenn gleich weniger durch ihre Verhöhnung alles Rechts, aller Freiheit und Ehrbarkeit, doch durch ihre Eingriffe in seine Jagden! Diese Tyrannei der fremden Obwaltung vereinigte endlich die früher vielfach getheilten Gemüther, und allerseits lag man dem Erzherzoge dringendst an, die verpfändeten Lande wieder einzulösen. Die hierüber angeknüpften Verhandlungen wurden beschleunigt durch die persönliche Erscheinung Herzog Karls in den Vorlanden, und zur Reife gebracht durch die französische Politik, welche den Umgriff der burgundischen Macht schon längst mit Eifersucht betrachtet hatte, und freudig nach einer Gelegenheit griff, dieselbe zu stürzen. Es gelang ihr, das Haus Oestreich mit seinem Todfeinde, mit der Eidgenossenschaft zu versöhnen, und durch die sogenannte Erbeinigung oder ewige Richtung, einen definitiven Frieden zwischen beiden Theilen zu bewerkstelligen, ferner unter dem Namen des niedern Vereins einen zehnjährigen Hilfsbund zwischen

dem Erzherzoge und Straßburg, Basel, Kolmar und Schlettstadt, wie endlich die Herbeischaffung des Pfandschillings durch diese Städte. Sofort ergieng die Aufkündigung der Pfandschaft an den Herzog, während sich der niedere Bund auf den Kriegsfuß stellte, und das Volk der burgundischen Oberkeit schon allenthalben den Gehorsam versagte. Als Hagenbach denselben gewaltsam erzwingen wollte, ward er zu Breisach festgenommen, und nach dem Spruche eines Blutgerichtes öffentlich enthauptet!

Die Nachricht von diesen Vorgängen versezte den Herzog Karl in die äußerste Entrüstung. Er schwur dem Land eine fürchterliche Rache, und wer seinen Charakter kannte, mochte für dasselbe zittern. Glücklicherweise aber geboten die Verhältnisse noch einen Aufschub, indessen Oestreich, die Eidgenossen und der niedere Verein ihre Rüstungen fortsezten und ihn plözlich überraschten. Im Herbste vierzehnhundert vier und siebzig eröffneten sie mit der Belagerung von Herikurt den Krieg wider Burgund, dessen trozige Macht durch die französische List und die schweizerische Tapferkeit bei Murten, Granson und Nancy ein so trauriges Ende nahm.

Sogleich nach Entfernung der burgundischen Obwaltung hatten die vier breisgauischen Städte Freiburg, Neuenburg, Breisach und Endingen ein älteres Bündniß unter sich wieder erneuert, damit sie „desto friedlicher, ruhiger und besser bei ihrer Herrschaft von Oestreich bestehen und verbleiben möchten.“ Die Landschaft Breisgau überhaupt aber trat hierauf mit dem Schwarzwald, den vier Waldstädten, der Ortenau, dem Elsaß und Sundgau in eine ähnliche Verbindung, welche den vorderöstreichischen Landständen ihren Ursprung gab. Die Prälaten der Klöster nämlich, der Adel, die Städte und Landschaften verbanden sich zu einer geordneten, festen, ständischen Verfassung, und veranlaßten den Erzherzog, die Landesverwaltung damit in Einklang zu bringen. Siegmund errichtete sofort eine eigene Regierungsstelle, welche aus dem Landvogte oder dessen Statthalter und sechs Räthen vom Adel und von der gelehrten Bank bestund, und deren bleibender Siz zu Ensisheim im Elsaße war.

Im Breisgau fand die neue Verfassung eine so gute Aufnahme, daß selbst freie Reichsglieder ihrer Unmittelbarkeit entsagten, und als östreichische Standesglieder dem ständischen Vereine beitraten. Da der dritte Stand, welchen die Städte und Landschaften oder Aemter bildeten, bei weitem der zahlreichste war, so theilte man ihn in verschiedene Bezirke oder sogenannte Landfahnen ab. Zum Breisgau wurden die acht Bezirke Freiburg, Villingen, Neuenburg, Burgheim, Staufen,

Waldkirch, Hauenstein und Frikthal gezählt, wodurch der Begriff der breisgauischen Landschaft, welcher durch die Ausscheidung der badischen Antheile von Hachberg, Badenweiler und Röteln sehr beschränkt worden, wieder eine beträchtliche Ausdehnung erhielt (9). Für Freiburg erwuchs aus dieser Eintheilung ein großer Gewinn, indem man es zur Leitung führenden Hauptstadt des dritten Standes erhob, und ihm dadurch eine Bahn zu neuem Ansehen und Wohlstand eröffnete.

Werfen wir nun auf die Wirksamkeit der breisgauischen Stände einen Blick, so ist leider lange Zeit kaum etwas Anderes wahrzunehmen, als wiederholte Bewilligungen von Steuern und Hilfsgeldern. Dieses war eine Folge des großen Einflusses der allezeit dienstwilligen Aristokratie auf die Städte, welche wieder die Landschaft bestimmten. Es ist in der That bewunderungswürdig, welche Opfer sie dem Erzhause gebracht haben, und nur erst nach den herbsten Erfahrungen des Undanks sehen wir sie hin und wieder sich zu einigem Widerstand gegen die fürstliche Willkühr und zur Rettung des Landes erheben. Wie schmählich hatte nur schon Erzherzog Siegmund kaum ein Jahrzehnt nach ihrer Gründung, sie hintergangen, da er gegen alles gegebene Fürstenwort die Vorlande abermals zu verpfänden suchte! Zum Glücke wurden die Unterhandlungen, welche deswegen mit Baiern angeknüpft waren, von der Regierung zu Ensisheim entdeckt, und die Verpfändung durch den Kaiser vereitelt (10). Wenn nun aber Siegmund die Regierung auch niederlegte, und die aufgeklärte Thätigkeit seines Nachfolgers, Kaiser Maximilians, mancherlei alte Misbräuche durch zeitgemäße Einrichtungen verdrängte, so war dieser hoffnungsreiche Aufschwung von allzu kurzer Dauer, und die Folgezeit brachte wieder eine Reihe von Fürsten und Ereignissen, welche wenig

---

(9) Dies war aber jezt kein geographischer Begriff mehr, sondern ein politischer. Denn abgesehen von den natürlichen Grenzen des Breisgaues, bezeichnete man mit diesem Worte damals die östreichischen Antheile inner und zunächst außer denselben.

(10) Wie sehr die Stimmung des Volkes gegen diese Verpfändung gewesen war, verräth folgende Anekdote, welche Chmel (östreichischer Geschichtsforscher I, 108) aus einem Kodex der Wiener Hofbibliothek mittheilt. „Als Erzherzog Siegmund damit umgieng, das Elsaß und Breisgau an den Herzog Georg von Baiern zu verkaufen, und ein baierischer Ritter, welcher dieses Geschäft vollbringen sollte, auf seiner Reise durch das Land eines Tags eine Rittersfrau vor ihrem Schlosse mitten unter einer Schweinheerde sizen sah, und sie verwundert darüber befragte, erhielt er zur Antwort: Ich höre, daß wir nun baierisch werden sollen, deswegen möchte ich mich etwas in die baierische Mundart einüben."

geeignet seyn konnten, das ständische Wirken auf eine segensreiche Weise zu fördern. Die Nachwehen des neuen Schweizer- und Bauernkrieges, die Leistungen im schmalkaldischen, französischen und Türkenkrieg stürzten das Land in die alte Noth zurück. Denn nur vom Jahre fünfzehnhundert acht und zwanzig bis acht und sechszig bewilligten die Stände, außer der Kriegsmannschaft und dem gewöhnlichen Umgeld, allein als außerordentliche Steuer gegen achtmalhunderttausend Gulden, so daß es wirklich scheinen könnte, das Vermögen des Landes sey, wie Kreuter (11) naiv sich ausdrückt, unerschöpflich und der Diensteifer grenzenlos gewesen! Aber es herrschte allenthalben Armuth, namentlich schmachtete das Landvolk unter dem Drucke oft des tiefsten Elends; die Städte verloren mehr und mehr ihre Gewerbthätigkeit, und ein großer Theil des Adels wurde ein Raub seiner Schulden.

Dessen ohngeachtet blieben die Breisgauer stets unerschüttert in ihrer „eifrigen Treu“, in ihrem „unterthänigen Gehorsam“ gegen das „gnädige Erzhaus“, was sie nicht allein durch fortgesezte Leistungen, sondern auch durch die standhafte Bewahrung der römisch-katholischen Glaubensform aufs Glänzendste bewiesen. In keiner breisgauischen Stadt gewann die Reformation einen entschiedenen Anhang, und was der Magistrat von Freiburg im Einklange mit der dortigen Hochschule zur Verhütung der gefürchteten Kezerei lange Jahre hindurch gethan, konnte nur den ungetheilten Beifall des Hofes verdienen. Man darf in Wahrheit behaupten, die Breisgauer bewiesen ihren angestammten Fürsten eine Anhänglichkeit und verehrten sie mit einer Pietät, welche selten war und bei deren Betrachtung man sich einer Art von Rührung nicht erwehren kann. Die Regierung indessen schien darin nur den schuldigen Gehorsam zu erblicken, zeigte sich gleichgültig gegen die Liebe, und kalt für das Glück des Volkes. Es geschah weder Etwas zur Hebung der materiellen noch geistigen Kultur, und mehr als einmal wurde das schöne Land beinahe sorglos den Verheerungen des Feindes preisgegeben.

Was der Breisgau, was namentlich Freiburg und Breisach durch harte Belagerungen im dreißigjährigen Kriege erlitten, welche Wunden der folgende französische, und nach kurzer Erholungszeit der spanische und östreichische Erbfolgekrieg in den Rheingegenden zurückließen, über diese traurigen Ereignisse wollen wir hinwegeilen, und uns an dem freudigen Bilde weiden, wie nach dem Aachener Friedensschluß durch den

(11) Vorderöstreichische Geschichte II, 222. Ueber die Verfassung und das Schicksal der breisgauischen Stände wird später ein ausführlicher Aufsaz folgen.

Reichthum des breisgauischen Bodens, durch die Rührigkeit seiner Bewohner, unter der alle guten Talente und Kräfte hervorrufenden und hebenden Regierung Kaiser Josef des Zweiten, ein neuer blühender Wohlstand, ein neues kommerziell und geistig vielfach angeregtes Leben sich entfaltete. Noch mit sehnsüchtiger Erinnerung spricht das Volk von jener „guten alten Zeit“, wo durch alle Klassen eine gewisse Wohlhabenheit und als Folge derselben eine muntere Lebenslust sich verbreitet hatte. Für Freiburg aber ganz besonders ist die josefinische Zeit eine Glanzperiode. Die Stadt erhob sich aus ihren Trümmern wieder zu einem freudigen Gedeihen, und die Hochschule gründete damals den Ruhm, welchen sie seither behauptet hat, als eine der ersten unter den katholischen Universitäten, woran für die heilige Sache der Wahrheit, des Rechts und der Freiheit mit ebenso glücklichem Erfolge als redlichem Eifer gearbeitet wurde.

Die Folgen der französischen Staatsumwälzung hemmten jedoch diese friedlichen Entwicklungen wieder, und der Breisgau mit seiner Hauptstadt erfuhr neuerdings alle Unbilden einer verwirrenden und erschöpfenden Kriegszeit. Und neuerdings erwies das breisgauische Volk seine altererbte Anhänglichkeit an das Erzhaus, aber das Schicksal trennte es nun für immer von demselben und führte es unter die Herrschaft der Enkel von Zäringen ([12]), fünfhundert sieben und achtzig Jahre nachdem in Herzog Berthold dem Fünften der Hauptstamm erloschen war.

---

(12) Kraft des Lüneviller Friedens (1801) hatte Kaiser Franz II nebst andern Landen auch den Breisgau an den Herzog von Modena abtreten müssen, welcher sich aber einer so unzureichenden Entschädigung für sein in Italien verlohrnes Fürstenthum zwei Jahre lang widersezte. Während dieser Zeit war das Land von französischen Truppen besezt, deren Unterhaltung beinahe eine Million Gulden kostete. Im Frühling 1803 endlich gieng die Abtretung an Modena vor sich, aber schon im folgenden Herbst verstarb der Herzog kinderlos, und der Breisgau fiel wieder an Oestreich zurück, da Erzherzog Ferdinand der Erbe des Verstorbenen war. Doch sollte eine neue Veränderung das Land dem Erzhause nun für immer entreißen. Durch den Preßburger Frieden (1805) wurde es dem Kurfürsten von Baden zugetheilt, und im Sommer 1806 feierlich von demselben in Besiz genommen.

Badisches
Ober- und Unterland.

Dem Fremden, welcher unser Großherzogthum durchreist, muß vor allem der Unterschied im Charakter des obern und untern Landestheils auffallen. Er wird nicht allein die Natur des Erdreichs sehr verschieden finden, sondern weit verschiedener noch die Beschaffenheit der Bevölkerung. In den mittlern Gegenden mag es ihm schwerer fallen, eine bedeutende Veränderung zu gewahren; vergleicht er dagegen die beiden Endpunkte des Landes, welch' ein Abstand in Gestalt, in Sprache und Sitten!

Wäre der Fremde aber auch unempfänglich für die Merkmale dieses Unterschiedes, so müßte ihn eine andere Erscheinung dennoch von dessen Dasein überzeugen. Ich meine die Urtheile, welche Ober- und Unterländer gegenseitig über einander fällen. Denn wie stolz die Badener im Ganzen auf sich sein mögen, ebenso eifersüchtig sind sie im Einzelnen auf einander. Am stärksten tritt diese Eifersucht zwischen dem Ober- und Unterlande hervor, und die Art und Weise, wie der Pfälzer zum Beispiel den Seeländer travestirt, oder der Freiburger den Mannheimer bezeichnet, könnte glauben machen, beide Volksstämme stünden in einem Verhältnisse, welches nichts weniger als ein freundmitbürgerliches sei (1).

---

(1) Nichts bezeichnet den Charakter des Unterländers und sein Urtheil über den Oberländer oder Schwaben treffender, als das bekannte Gedicht: „Der Pfälzer in Konstanz", welches zugleich eine gelungene Probe des pfälzischen Dialektes ist.

„Do bin ich ämol uf Käsa
Ach im Schwobelann gewesa.
S'is a traurich Lewwe dort,
Dann mer härt kä pälzisch Wort."

Ein trauriges Leben aber findet der Oberländer auch im Unterland, sowohl in Bezug auf die Natur, als auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Die weite Ebene erweckt gar bald seine Sehnsucht nach den heimathlichen Bergen und Quellen, und in dieser Stimmung glaubt er auch die treuherzige Offenheit nicht zu finden, welche er zu Hause gewöhnt war. Die Reize der oberländischen Naturschönheit dagegen mögen den Pfälzer wohl anziehen, nur läßt er sie

Ein solcher Unterschied im Volks-Charakter kann unmöglich die Folge des geringen Abstandes beider Landestheile und ihrer verschiedenen Beherrschung in frühern Zeiten seyn; er muß tiefer liegen, und nicht in einem zufälligen, sondern in einem wesentlichen Umstande.

Werfen wir einen Blick auf unsere Urväter, die alten Germanen zurück. Der römische Geschichtschreiber Tazitus sagt von ihnen, daß sie ein auffalleud gleichartiges, wie aus einem Guß gekommenes Volk seyen, daß sie aber in zahlreiche Stämme zerfielen, deren gegenseitige Eifersucht einen ewigen Krieg zwischen ihnen erzeuge. Tazitus lebte vor anderhalbtausend Jahren, und bis auf diese Stunde sind die Deutschen noch ganz dieselben, so treffend hat er ihren Grundcharakter bezeichnet.

Unter allen deutschen Stämmen finden wir wohl keine wesentlicher von einander verschieden, als die Franken und Alemannen. Jene waren tapfer, geistreich und lebhaft, jedoch auch übermüthig, prahlerisch und unbeständig; diese dagegen treuherzig, gemüthlich, bedachtsam, dabei ebenso tapfer und weit standhafter. Die Verschiedenheit beider Stämme lag also bevorab in der Natur des Geblüts, und unmöglich konnten sie sich aufrichtig ertragen. Daher jene erbitterten Kriege der frühern Zeit, und jene gehässige Abneigung der spätern. Denn da sich die Alemannen von der Uebermacht der Franken besiegt sahen, da sie ihnen einen großen Theil ihres theuer erworbenen Landes hatten abtreten müssen, und die fränkischen Großen als königliche Amtleute die andern Theile überschwemmten (2), wie mußte nicht die ursprüngliche Eifersucht zur Abneigung und zum Hasse werden?

In der Anwendung dieser historischen Thatsache auf unser Ober- und Unterland liegt nun die Erklärung ihrer charakteristischen Verschiedenheit. Der Kern der oberländischen Bevölkerung ist alemannisch, der Kern

---

bei weitem nicht mit seiner Bergstraße, mit seinem Heidelberg und Neckarthal vergleichen. Kömmt es darüber zum Streit, und der Oberländer vergißt sich in seiner patriotischen Derbheit so weit, dem „großmoulige Allewail" die Faust zu zeigen, so verläßt ihn dieser mit desto größerer Verachtung.

„E'is halt nix im Schwobelännel,
Dumme Lait un schlimme Hännel."

(2) Ein großer Theil unseres oberländischen alten Adels war von fränkischer Abkunft, welche derselbe gegen den eingebornen alemannischen Adel oft mit beleidigendem Stolze geltend machte. Ließ er diesen vermeintlichen Vorzug ja selbst in seine Urkunden einfließen! So heißt es z. B. in einem Schenkungsbriefe des Ritters von Ulmburg v. J. 1052 (bei Würdtwein, nov. subs. VI, 243): « Vir militaris *Sigefridus* magna *Francorum* ex stirpe progenitus. »

der unterländischen dagegen fränkisch. Ich habe schon anderswo bemerkt, daß beide Stämme die eigentlichen Völker des Rheinthals waren; daß die Franken vom Maine abwärts wohnten bis unter Köln, und die Alemannen aufwärts bis über den Bodensee. Nach der entscheidenden Schlacht bei Zülpich aber mußten die leztern ihren Besiegern das Land abtreten bis an die Grenzen des Breisgaues (³), und obgleich Alemannien durch seinen Anschluß an die fränkische Monarchie die ursprüngliche Freiheit als eigenes Herzogthum bewahrte, so konnte es doch die frühere Ausdehnung nicht wieder gewinnen. Der fruchtbarste und bewohnteste Theil jener abgetretenen Landschaft, die Gaue am untern Neckar und am Main, blieben für immer fränkisch, und nur die Ortenau wurde den Alemannen wieder eingeräumt.

Wir kennen daher drei verschiedene Grenzen zwischen den Franken und Alemannen, zuerst den Main, alsdann die Bleich, und endlich die Oos. Aus der untern Gegend war die alemannische Bevölkerung gänzlich gewichen, während sie sich in der obern unvermischt erhielt, das heißt, unser heutiger Unterrhein-Kreis ist von ächten Abkömmlingen der Franken, unser Oberrhein- und See-Kreis dagegen von ächten Sprößlingen der Alemannen bewohnt. In dem Zwischenlande, im heutigen Mittelrhein-Kreis, mußte nothwendig eine Vermischung statt finden, weil die dortigen Gaue ihre alemannische Bevölkerung nicht verloren, aber theilweis unter die fränkische Herrschaft kamen. Diese Vermischung nahm an den Ufern der Murg ihren Wendepunkt, man kann also sagen, daß die Murg den Grenzfluß bilde zwischen dem Ober- und Unterland.

Wer sich darauf versteht, wird in der gegenwärtigen Beschaffenheit der Bewohner des Oosgaues, welchen das beiderseitige Uferland der Murg bildet, noch die unverkennbare Spur jener Vermischung entdecken. Namentlich wird ihn ihre Sprache bald an den alemannischen, bald an den fränkischen Dialekt erinnern. Betrachtet man dagegen den Bergsträßer, den Odenwälder und Taubergründer, ist er nicht in allen Hauptzügen noch ganz der Franke der alten Zeit? Und ebenso der Ortenauer, Breisgauer, Schwarzwälder, Baarer und Seeländer, ist nicht sein auszeichnender Charakter noch ganz jener alemannische?

---

(3) Daß die Erinnerung von der fränkisch-alemannischen Grenzscheide im Norden des Breisgaues noch im 10ten Jahrhundert unter dem Volk fortgelebt habe, geht aus den Urkunden des Stiftes Ettenheimmünster deutlich hervor Vergl. *Dumge*, reg. bad. 6, wo in dem Schenkungsbriefe des Grafen Ruthard v. J. 926, rücksichtlich der Südgrenze des Klosterguts, der Ausdruck vorkömmt »usque ad commarchium Alamanorum.«

Man sollte glauben, unsere Gaue haben im Mittelalter und in der neuern Zeit genug Veränderungen erlitten, die ihren Unterschied hätten verwischen müssen; aber wie der einzelne Mensch seinen angebornen Charakter auch unter dem manigfaltigsten Schicksalswechsel nie verliert, so ist den Völkern ihre ursprüngliche Natur unvertilgbar eingeprägt; nur eine völlige und dauernde Vermischung mit fremdem Stoff kann die alte Originalität aufheben und eine *neue* erzeugen.

Die Art von Abneigung und Eifersucht zwischen unserm Ober- und Unterländer ist also keine Folge etwa von feindschaftlichen Verhältnissen ihres Zusammenlebens in dem gleichen Staat; sie ist keine böswillige Gesinnung, welche ihnen als Landsleuten und Mitbürgern, als Menschen und Christen zur Last fiele, sondern eine nothwendige Wirkung ihres verschiedenen Grundcharakters, eine unschuldige Erbschaft aus der Vorzeit! Sie ist daher auch nicht schädlich, im Gegentheil, sie erzeugt bei mancherlei Anlässen eine nüzliche Rivalität und würzt das gesellschaftliche Leben durch das manigfache Spiel ihres Wizes.

Thöricht wäre es, den beiderseitigen Charakter in Vergleichung zu bringen, um den einen oder den andern als den bessern oder schlechtern herausheben zu wollen. Die Ober- und Unterländer mögen sich aus Neckerei ihre Mängel, ihre Schwächen und Einseitigkeiten immerhin vorwerfen — keinem Vernünftigen unter ihnen wird es einfallen, aus seiner persönlichen Ansicht der Gegenpart im Ernste einen allgemeinen Schluß zu ziehen. Auch liegt ja meistentheils schon im *blosen Unterschied* ein Vorwurf von Fehlern, womit man sich gegenseitig am empfindlichsten zu necken pflegt, welche aber, von einem dritten Standpunkte aus betrachtet, selbst als Vorzüge erscheinen können. So ist es mit einzelnen Menschen, mit Familien, mit Volksstämmen und ganzen Nationen.

9

FÜRSTENBERG
in der Baar.

Kurze Schilderung
des
Hauses Fürstenberg.

Von den alten Grafengeschlechtern, welche in den Gauen unseres Großherzogthums einst geblüht haben, ist das fürstenbergische allein noch übrig. Seit seiner Gründung sind jezt sechshundert Jahre verflossen, und die Spur seiner Ahnen führt uns zurück in das graueste Alterthum. Das jedoch ist der geringste Theil des Ruhmes, womit der Name Fürstenberg im Buch der vaterländischen Geschichte steht. Den größern, den bessern Theil bilden die Verdienste, welche sich die Glieder des Hauses in Krieg und Frieden, für Staat und Kirche erwarben. Der Geschichtschreiber soll ein unparteiischer Richter sein. Viel' traurige Bilder des Lasters, der Zwietracht, der Schwäche, Verschwendung, Herrschsucht und Gewaltthätigkeit, bietet der Ahnensaal auch dieser Familie dar; nur ein blindes Vorurtheil aber könnte hierüber den Ruhm jener Verdienste vergessen!

Der Leser folgt mir an die Ufer des mittlern Neckars, wo die Ursprünge der Häuser sind, mit welchen das fürstenbergische seine Abkunft theilt. Dort erstreckte sich ein großer Gau von der Echaz bis hinab an die Rems, und von der Hochebene der Filder bis hinüber auf den Rücken der rauhen Alp. Er bildete das Herz von Niederschwaben und barg eine uralte Kultur in seinem Schooß. Der Graf, welcher ihn verwaltete, war einer der mächtigsten, und hat mehrere Familien von großem Landbesize gegründet.

Wie diese Gründung im Verlaufe des zehnten und eilften Jahrhunderts allmählig geschah, ist in der Dunkelheit jener Zeit unmöglich zu entdecken. Man bemerkt nur das Resultat; im nördlichen Theile der Landschaft erscheinen die Grafen von Wirtemberg, im westlichen die Zäringer, und im südlichen das pfullingische Grafengeschlecht. Wir verlassen jene und folgen dem leztern.

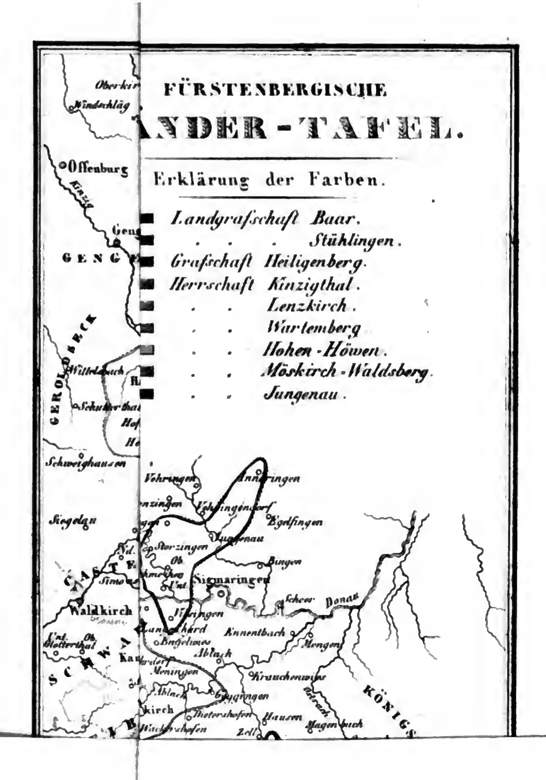
Es hauste anfangs auf der uralten Burg zu Pfullingen, theilte sich aber bald in drei Linien, deren die zwei jüngern von den benachbarten Schlössern Achalm und Urach ihre Namen erhielten.

Diese Schlösser, wie Wirtemberg, wie Tek und Lintberg, waren offenbar nur Erneuerungen römischer Kastelle. Denn hier gerade hatten die Römer eine Menge blühender Niederlassungen, welche von den benachbarten Hochwarten überschaut und beschüzt wurden. Nachdem die Allemannen das Land erobert, zerstörten sie freilich die verhaßten Zwingburgen des Feindes, und die verlassenen Trümmer lagen Jahrhunderte lang unter Moos und Gestrüpp; als aber die Nation in Herr und Unterthan zerfiel, als der Landfrieden sich in das Faustrecht auflöste, erhoben die Gewaltsherren jene Trümmer wieder zu festen Sizen, um sich gegenseitig zu bewachen und im Nothfall eine sichere Zuflucht zu finden. Auf solche Weise wurden die Römerkastelle auf der Achalm, zu Pfullingen und Urach in deutsche Ritterburgen verwandelt, von deren Ursprung und Schicksal die Sage des Volkes noch uralte und wundersame Dinge erzählt.

Von den Zeiten Kaiser Heinrichs an erscheinen urkundlich die Grafen von Pfullingen. Daß aber zu Anfang des eilften Jahrhunderts das alte Haus derselben erlosch und ein rhätisches Geschlecht durch die Gunst Kaiser Ottos oder durch die pfullingische Erbtochter an dessen Stelle trat, ist nur eine Vermuthung. Ohnzweifelhaft lebten damals im Besize der grafschaftlichen Rechte des Pfullichgaues die Brüder Egon und Rudolf, welche als die sichern Stammväter der Familien von Achalm und Urach betrachtet werden.

In ein so dunkles Alterthum verliert sich der Ursprung der Ahnherren des Hauses Fürstenberg. Aber schon durch die Söhne Graf Egons tritt der Name von Urach glänzend hervor. Der gleichnamige Erstgeborne wurde ein Schwiegersohn König Rudolfs von Rheinfelden und Schwager Herzog Bertholds von Zäringen; seine Brüder Gebhard und Kuno, wie ihr Vetter Anno, gelangten durch die Kirche zu noch höherem Glanz. Gebhard, an der Domschule zu Straßburg in Wissenschaften und Künsten gebildet, trat zu Hirschau in den Orden, erhielt nachmals das Vorsteher-Amt daselbst, und endlich die bischöfliche Würde zu Speier; Kuno ward aus seiner freiwilligen Einsamkeit in das Chorherrenstift zu Arras gezogen, stieg alsdann immer höher bis zum Kardinals- und Bischofshut von Preneste; Anno aber ist jener heilige Bischof von Köln, dessen Lob eines der ältesten Heldenlieder unserer Sprache verherrlicht!

Indessen Bischof Gebhard für das Reich, für seinen Sprengel, für seine Freunde in steter Arbeit lebte, und der Kardinal Kuno in den größten Angelegenheiten der Kirche, unter den heftigsten Bewegungen der Zeit, Länder und Meere durchzog, blühte ihr Haus auf der heimath-



Erweiterung seines Wirkungskreises, welche ihm das eigne und das Glück seines Freundes von Habsburg verschaffte. Nachdem Graf Rudolf zum

größten Angelegenheiten der Kirche, unter den heftigsten Bewegungen der Zeit, Länder und Meere durchzog, blühte ihr Haus auf der heimath-

lichen Burg in geräuschlosem Fortgang zu neuen Geschlechtern heran. Graf Egon der Zweite hatte aus seiner Gemahlin zwei Söhne erhalten, wovon Gebhard geistlich ward und das Bisthum Straßburg verwaltete, Egon aber mit seiner Gemahlin, Frau Hedwig von Habsburg, das Geschlecht fortgepflanzt hat.

Der Erstgeborne dieser Ehe war Graf Egon der Bärtige, welcher die Hand der ältern Tochter Herzog Berthold des Vierten von Zäringen erhielt, und dadurch für das urachische Haus eine neue Periode herbeiführte. Denn da Herzog Berthold der Fünfte ohne Kinder verstarb, so erbten die zäringischen Stammgüter an die Gemahle seiner Schwestern. Egon erhielt die Besizungen auf dem Schwarzwald, in der Baar und im Breisgau, namentlich die Städte Freiburg, Neuenburg, Villingen, Haslach und Hausach. Diese Erwerbung bewog ihn, seine schwäbische Heimath zu verlassen, und das Schloß Freiburg zum künftigen Wohnsize zu erlesen. Von damals an erscheint das Haus Urach neben dem größten vaterländischen Adel.

Graf Egon mit dem Bart hinterließ drei Söhne, einen gleichnamigen, welcher als Herr zu Freiburg das Geschlecht fortsezte, alsdann Kuno und Berthold, wovon jener in der Würde eines Kardinals und Bischofs von Oporto dem Beispiele seines Großoheims glücklich und ruhmvoll nacheiferte, während sich dieser als Abt anfangs zu Thennenbach, hernach zu Lüzel und endlich zu Salem stillere Verdienste erwarb.

Egon der Junge erneuerte das Schloß Freiburg und vertauschte mit dessen Namen den angeerbten von Urach. Von seinen Söhnen war Graf Konrad der Fortpflanzer der Stammlinie, welche unter herben Kämpfen und vielfach verschuldeten Verlusten an Gut und Ehre, bis in das fünfte Geschlecht fortbestund, wo sie mit Graf Johann erlosch. Heinrich dagegen gründete eine Nebenlinie — das Haus Fürstenberg.

Es waren ihm bei der Theilung des väterlichen Erbes sowohl die urachischen Stammgüter, als die zäringischen Besizungen auf dem Schwarzwald und in der Baar, die Städte Villingen und Haslach nebst der Herrschaft Dornstetten zugefallen. Im Besize dieser weitläufigen Güter und Rechtsamen gieng er als Familienhaupt, als Lehens- und Vogtherr eine Reihe von Kauf-, Verkauf-, von Tausch-, Bürgschafts- und Schenkungsverträgen ein, welche das Ansehen seines Hauses befestigten, und woraus wir allein schon den vortheilhaftesten Schluß auf seinen Charakter ziehen. In der That aber war Graf Heinrich ein Mann von ausgezeichnetem Kopf und Herzen. Sein Ansehen wuchs mit jeder Erweiterung seines Wirkungskreises, welche ihm das eigne und das Glück seines Freundes von Habsburg verschaffte. Nachdem Graf Rudolf zum

deutschen Throne erhoben worden, war Heinrich stets um dessen Person, und sowohl in friedlichen Reichsgeschäften, als in stürmischen Kriegsaffären aufs Eifrigste für ihn thätig. Solche Treue und Dienstbeflissenheit belohnte der Kaiser. Er ernannte den Grafen zum Reichsstatthalter in Italien, und da Heinrich diese Stelle wegen der Intriken des Pabstes und des Königs von Sizilien wieder aufgab, entschädigte ihn Rudolf später durch die Belehnung mit der Landgrafschaft Baar.

Dieselbe war aus der alten Bertholdsbaar, unter dem Hause der Grafen von Sulz entstanden. Sie erstreckte sich von der Wutach und Donau zu beiden Seiten des Neckars hinab bis zur Nagold, und von der Höhe des Schwarzwaldes bis hinüber an die Eiach; zu Löffingen und Oberndorf geschahen die Landgerichte; zu Hohenberg und Haigerloh, zu Wolfach, Falkenstein, zu Lupfen und Wartemberg saß der alte große Adel des Landes. Die sulzische Familie hatte seit Jahrhunderten in angestammtem Glanz die oberrichterliche Würde behauptet; in den Partheiungen des Zwischenreiches aber zerfiel ihr Glück, und Graf Hermann fand sich im Jahr zwölfhundert zwei und achtzig veranlaßt, die Landgrafschaft freiwillig an das Reich heimzustellen, worauf sie eben Graf Heinrich empfieng.

Diese Erwerbung war für das Haus Fürstenberg von der größten Wichtigkeit, sie erhob es vom Dynasten- in den Fürstenstand. Denn ein Graf ohne landgrafschaftliche Rechte unterschied sich von gewöhnlichen Dynasten oder Freiherren nur durch seinen Titel, während eine Landgrafschaft ihrem Inhaber bei dem Fortgange der deutschen Staatsrechtsverhältnisse zur Reichsstandschaft und Landeshoheit verhalf. Von dem an erscheint also der Graf zu Fürstenberg nicht allein als Herr von uraltem und vornehmem Adel, sondern als schwäbischer Landherr und Reichsfürst.

Durch die Söhne Heinrichs theilte sich das kaum begründete Haus schon in zwei verschiedene Linien, da der eine die Besizungen in der Baar, und der andere jene im Kinziger Thal mit der Stadt Villingen auf seine Nachkommenschaft vererbte. Graf Friedrich, Erhalter der Stammlinie, gewann durch die Hand der Erbtochter von Wolfach die Herrschaft dieses Namens, und sein Sohn Heinrich durch die Hand der freiburgischen Erbtochter Verena die Herrschaften Hausach und Wartemberg, zwei Erwerbungen, welche eine hinreichende Entschädigung für die im Drange der Verhältnisse an Oestreich abgetretene Stadt Bräunlingen und Grafschaft Kürnberg seyn mochten. Nicht so glücklich waren die Söhne Graf Egons, des Stammherrn der Kinzigthaler oder Haslacher Nebenlinie. Sie geriethen mit der Stadt Villingen,

mit ihren Stammesvettern und mit einander selbst in erbitterte Fehden. Graf Göz besonders gefiel sich in diesen und andern blutigen Händeln, und gab dadurch dem Hause Oestreich eine erwünschte Gelegenheit, auch Villingen in seine Hand zu bringen. Die Uebergabe geschah im Jahr dreizehnhundert sechs und zwanzig, nachtheilig genug für das Haus Fürstenberg, welches um eine geringe Summe reicher, aber um eine getreue, blühende Stadt ärmer ward!

Da mit dem Enkel des Grafen Göz die Haslacher Linie wieder erlosch, so fielen die Besizungen derselben an die Stammlinie zurück, welche in dem gleichnamigen Sohn und Enkel Graf Heinrich des Zweiten ihre Fortpflanzer hatte. Durch dessen Großenkel Heinrich den Siebten und Konrad den Vierten, wie durch die Söhne des erstern, Konrad den Fünften und Johann den Sechsten, geschahen aber schon wieder neue Theilungen, welche die Nebenlinien von Geißingen und Wolfach zur Folge hatten. Beide Linien erlebten jedoch den Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts nicht, und die Söhne Graf Konrads, Heinrich der Neunte und Wolfgang der Erste, vereinigten wieder alle fürstenbergischen Eigen- und Lehngüter. Dazu erwarben sie den Ort Donauöschingen mit Aufheim und Kirchdorf, die Herrschaft Lenzkirch, alsdann die Herrschaften Romberg, Loßburg und Schenkenzell, und endlich die Pfandschaft der Landvogtei Ortenau. Das Haus Fürstenberg stund also blühender als je, und um diese Blühte zu erhalten, errichteten die beiden Grafen im Jahr vierzehnhundert ein und neunzig einen Familien-Vertrag, welcher die vielen bei den bisherigen Theilungen geschehenen Veräusserungen für die Zukunft aufhob.

Durch den kinderlosen Tod Graf Heinrichs fielen wieder alle fürstenbergischen Landschaften in eine Hand. Graf Wolfgang ist somit der dritte Stammherr des Hauses, nachdem dasselbe seit seiner Gründung schon einmal nur auf einem einzigen Sprößlinge beruht hatte, welchen wir in dem Enkel Heinrichs des Zweiten bezeichnet haben. Von Wolfgangs zwei Nachfolgern verstarb Graf Wilhelm ohne Leibeserben, während Friedrich, dieses Namens der Dritte, durch die Hand der Erbtochter von Werdenberg die Grafschaft Heiligenberg mit Jungenau und Trochtelfingen, und durch Kauf die Herrschaften Blomberg und Möhringen erwarb, aber durch seine Söhne Albrecht und Joachim der Stammvater zweier Linien ward, der kinzigthalischen und heiligenbergischen. Diese leztere, welche unter Anderm die Herrschaft Tryberg an das Haus brachte, erlosch mit dem siebzehnten Jahrhundert, während die erstere durch die Enkel ihres Stifters aus dessen Sohn Christoph in zwei neue Linien zerfiel. Die eine gründete Friedrich Rudolf, welcher

mit der Erbtochter von Helfenstein die Herrschaft Mößkirch gewann, die andere Graf Vratislaus, dieses Namens der Zweite, welchem die Erbtochter von Pappenheim die Grafschaft Stühlingen zubrachte.

Aus der mößkirchischen Linie erbte aber Froben Ferdinand, der Enkel ihres Stifters, im Jahre siebzehnhundert sechszehn die heiligenbergische, und aus der stühlingischen Josef Wilhelm Ernst, der Großenkel Friedrich Rudolfs, acht und dreißig Jahre später die mößkirchische, wodurch es geschah, daß unter diesem Herrn die sämmtlichen Lande des Hauses Fürstenberg abermals in einer Hand vereinigt wurden, wie weiland unter Wolfgang dem Ersten und Heinrich dem Sechsten.

Graf Josef Wilhelm Ernst, welcher in den Reichsfürstenstand erhoben worden war, und die Herrschaften Prügliz, Kruschowiz, Nischburg, Dobrawiz, Lautschin, Lahna und Neuwaldstein in Böhmen erheurathet hatte, starb im Jahr siebzehnhundert zwei und sechzig. Von seinen Söhnen pflanzte der Erstgeborne, Fürst Josef Wenzel die Stammlinie fort, während Karl Egon die böhmische Nebenlinie gründete. Jene aber starb im Jahre achtzehnhundert und vier mit Fürst Karl Joachim völlig aus, wodurch ihre sämmtlichen Besizungen an den gleichnamigen Enkel Karl Egons fielen, an seine Durchlaucht den gegenwärtigen Herrn Fürsten von Fürstenberg.

Sichtbar also zerfällt die fürstenbergische Hausgeschichte in fünf unterschiedliche Zeiträume. Der erste begreift die Geschlechtsfolge von Heinrich dem Ersten bis auf dessen gleichnamigen Großenkel oder bis zum Erlöschen der Haslacher Nebenlinie im Jahre dreizehnhundert sechs und achtzig; der zweite alsdann reicht bis auf Graf Wolfgang oder bis zum Erlöschen der Wolfacher Nebenlinie im Jahr vierzehnhundert und neunzig; der dritte beginnt mit Graf Friedrich dem Dritten, oder mit Gründung der Heiligenberger Nebenlinie, und währet bis zur Gründung der mößkirch- und stühlingischen durch Graf Friedrich Rudolf und Vratislav den Zweiten; der vierte begreift die Geschlechtsfolgen bis auf Fürst Josef Wilhelm Ernst, oder bis zum Erlöschen der Heiligenberger und Mößkircher Nebenlinien; der fünfte endlich reicht von damals bis zum Abgange der alten Reichslinie und zur Vereinigung aller fürstenbergischen Erblande in der böhmischen.

Werfen wir einen allgemeinen Blick über diese Zeiträume und ihre Geschlechtsfolgen, so gewahren wir zwei neben einander laufende Erscheinungen, welche vornehmlich das Glück oder Unglück des Hauses bedingten. Wir gewahren dort eine fortdauernde Vermehrung sowohl seines Besizthums durch eine Reihe günstiger Heirathen, als seines Glan-

zes und Ruhmes durch die Verdienste und Würden vieler Glieder; hier dagegen eine verderbliche Zersplitterung und Schwächung seiner Gesammtkraft, sowohl durch fremde Interessen, als durch stete Erbtheilungen und Familienzwiste. Man darf sagen, was das Haus Fürstenberg durch jene fünf Erbtöchter an Länderumfang gewann, das verlor es beinahe allein wieder an Geldvermögen in seinen Kriegsleistungen für Oestreich. Hätte es seine reichen Geldquellen vereinigen und zur Erweiterung seiner Erbmacht verwenden können, so würde es neben Wirtemberg und Baden zu stehen gekommen seyn.

War aber Fürstenberg auch nicht so glücklich, wie diese Häuser, so stehet es ihnen an persönlichen Verdiensten und an Thatenglanz keineswegs nach. Denn abgesehen von dem europäischen Ruhme einiger seiner Ahnen, welche vortrefflichen Charaktere waren nicht schon der Stammvater Heinrich und sein gleichnamiger Enkel? Graf Heinrich der Achte alsdann steht würdig neben seinen großen Nachbarn Markgraf Karl von Baden und Herzog Eberhard von Wirtemberg, als ein Mann von ächtritterlicher Gesinnung und Thatkraft, als ein sparsamer Hausvater und gerechter Herr seiner Unterthanen. Würdig an ihn reihen sich die edlen Brüder Heinrich und Wolfgang, welche in Krieg und Frieden für das Reich, für den Kaiser und sein Haus rühmlichst gearbeitet haben. Vor allen aber von der Natur begabt erscheinet Graf Wilhelm, der zum Helden geboren, durch eine wissenschaftliche Erziehung zu Haus und einen längern Aufenthalt am französischen Hof, alsdann durch die Freundschaft Franz von Sickingens und den Umgang verschiedener Reformatoren, für die Forderungen seiner großen Zeit herangebildet, dem fürstenbergischen Namen einen europäischen Ruf erwarb, und nur zu feurig, zu unbeständig war, um etwas Ganzes auszuführen, was seinem Genie entsprochen hätte. Auch Wilhelms Bruder, Graf Friedrich der Dritte, ist eine interessante Erscheinung, obwohl in Charakter und Lebensrichtung demselben völlig entgegengesetzt. Sein friedlicher, konservativer Sinn konnte nur im engsten Anschlusse an den Kaiser und die Kirche Befriedigung finden. So repräsentirte damals das fürstenbergische Haus in einem Brüderpaar die Doppelrichtung der Zeit und ihre Kämpfe. Aber Wilhelm steht allein da, während Friedrichs Nachkommenschaft beinahe sämmtlich dem altem Systeme treu verblieb. Sie enthält jene glänzende, namentlich aus Vratislaus dem Ersten, Friedrich dem Vierten, Egon dem Neunten, Jakob Ludwig und Friedrich Rudolf bestehende Reihe von Feldherren und Diplomaten des dreißigjährigen Kriegs, worunter zumal Egon hervorleuchtet, als der ausgezeichnetste General des Kaisers und der Liga, nachdem Wallen-

stein und Tylli dahingegangen. Und wie Egon als Feldherr, so haben sich seine Söhne Franz und Wilhelm, durch geistliche Würden gehoben, als Diplomaten eine bleibende Stelle in der Staatsgeschichte von Europa erworben. Endlich dürfen auch Froben und Prosper Ferdinand, wie des leztern Sohn, Joseph Wilhelm Ernst, nicht übergangen werden, verdiente Männer des Kriegs und der Politik, wenn gleich weniger glänzend, als ihre Väter. Dieses ist die Wallhalla des Hauses Fürstenberg — mit welch' anderm Fürstengeschlechte seines Ranges darf es nicht in die Schranke treten?

Freilich, vom Standpunkte der deutschen Reichsfreiheit und Nationalität aus, lassen die diplomatische Thätigkeit Franz und Wilhelm Egons im Interesse Frankreichs gegen den Kaiser, wie die Anstrengungen und Opfer der übrigen Fürstenberge für Oestreich und dessen Hauspolitik, eine Beurtheilung zu, welche jenen Verdienst- und Thatenruhm vielfach seines moralischen Werthes berauben würde. Um indessen die unbillige Strenge einer solchen Beurtheilung des fürstenbergischen Hauses zu erkennen, werfe man nur einen tiefern Blick in die Zeiten und Verhältnisse, worin es vom Schicksale zu wirken angewiesen war.

Abgesehen von der engen Verwandschaft beider Familien und der innigen Verbindung schon ihrer Stammväter, abgesehen von hundert andern Verhältnissen, welche sich im Leben geltend zu machen pflegen, wie hätte nicht der ritterliche Sinn der Fürstenberge für Habsburg müssen begeistert seyn, in welchem die Zeitgenossen doppelt und dreifach nur Ruhm und Heil erblickten? König Rudolf galt für den größten Wohlthäter der Nation; die Herzoge von Oestreich, gleich den Babenbergern, galten für die Zierde der süddeutschen Ritterschaft, und bei dem Auftreten der bürgerlichen Komunen für den Hord und Schirm des bedrängten Adels. Wer darf es der fürstenbergischen Treue verargen, daß sie nicht so scharfblickend war, wie der Haß eines Werdenberg? Und ferner, als nach den blutigen Wahlstreiten sich der Wunsch nach einer kräftigen und bleibenden Kaiserfamilie allgemein kund gab, warum sollte nicht auch Fürstenberg für Oestreich sein, für Maximilian, welchen ganz Deutschland für seinen Wiederhersteller, seinen zweiten Rudolf hielt?

Die öſtreichische Politik hatte lange Zeit für unschuldig gegolten; nachdem sie enthüllt war, nachdem am Wiener Hof dieselbe Verderbniß eingerissen, welche die Moral der europäischen Herrscher in der Schmachperiode nach dem westphälischen Frieden überhaupt bezeichnete, und als in Deutschland alle Nationalität vergessen lag, erlebte das Haus Fürstenberg das Beispiel, daß zwei seiner ausgezeichnetsten Glieder, daß

Franz und Wilhelm Egon die vaterländische Sache verließen und mit all' ihrem Talent, all' ihren Kräften und Mitteln für den französischen Hof arbeiteten, welcher gerade damals dem gefallenen Deutschland die tiefste Erniedrigung und Schmach bereitete. Diese Tragödie erscheint aber als eine Rache des Schicksals, worin den fürstenbergischen Brüdern eine Hauptrolle übertragen war, und wir entschuldigen dieselben mit der traurigen Erfahrung, welche sie uns hinterlassen, wie durch ein schlechtes System, durch eine falsche, selbstsüchtige Politik oft im Augenblicke der drohendsten Gefahr die besten Talente dem Vaterlande entfremdet und den ausländischen Interessen dienstbar gemacht werden.

Freundlicher und beruhigender als diese causes celebres treten uns in der fürstenbergischen Geschichte die Scenen des heimathlichen Lebens entgegen, aus dem Kreise der Familie, der Verwandtschaft, der Freunde, Bundesgenossen und Unterthanen, wo ein thätiger, frommer und biederer Sinn manches Schöne und Wohlthätige hervorgerufen hat, dessen sich das Haus und Land noch gegenwärtig dankbar erfreut.

So weit in wenigen Zügen unser Abriß von den Schicksalen Fürstenbergs, „eines Hauses, welches mit Wirtemberg gleichen Ursprungs, mit Habsburg nahe verwandt, und ihm während der Dauer von sieben Jahrhunderten fast ununterbrochen befreundet, die edelsten und berühmtesten Geschlechter zu seinen Sippen zählt; welches der Kirche mehr als einen Erzpriester von europäischer Bedeutsamkeit, dem Reiche der Deutschen eine Reihe von Feldherren und Gesezverwaltern, den Häusern Oestreich, Baiern, Sachsen, eine Reihe von Staatsmännern und Diplomaten erzog; welches für die Interessen der Gesammtnation und die Politik des Erzhauses viele seiner edelsten Sprossen als Märtyrer heldenmüthiger Treue hingab, und welches fast in seiner Gesammtheit nur für dieselben dachte, wirkte und kämpfte; welches in großartiger Rechtlichkeit, einzelne Rettung verschmähend, sein Schicksal an das der mitbedrohten Genossen knüpfte, und für diese Grundsäze das Kostbarste aufopferte“.

Frau Uta,

Herzogin zu Schauenburg.

Eines der merkwürdigsten alten Schlösser in der Ortenau ist Schauenburg bei Oberkirch an der Rench, auf einem ziemlich hohen Berg, wo man eine weite und reizende Fernsicht genießt. Diese Lage und der Name des Schlosses bezeichnen dessen ursprünglichen Zweck. Es war eine Warte, ein speculare, zur Beherrschung der Umgegend. Seinen Ursprung hat man bis in die Zeiten der Alemannen zurückversezt ([1]). Von einem so hohen Alter müssen wir jedoch abstehen, da uns schon im zwölften Jahrhundert alle urkundliche Spur verläßt.

Die Veste Schauenburg war ohne Zweifel ein Allod oder Erbeigenthum des zäringischen Hauses. Als Herzog Berthold der Dritte sein einziges Kind, die schöne Luitgard, an den rheinischen Pfalzgrafen Gottfried verehelichte, mag er ihr Schauenburg zur Mitgift überlassen haben. Denn dasselbe fiel von Luitgarden als mütterliches Erbe an deren Tochter Uta, welche sich nach dem Tode ihres ersten Gemahls mit Herzog Welf dem Vierten vermählte, und nachdem sie auch diesen überlebt hatte, zu Schauenburg ihre Wittwenjahre verbrachte.

Pfalzgraf Gottfried aber war ein Sohn Graf Albrecht des Zweiten von Kalw, aus Wiltrud, einer Tochter Herzog Gottfried des Bärtigen von Lothringen. Er hatte zu Brüdern den nachmaligen Erzbischof Bruno von Mez und den Grafen Albrecht, welcher bei seinem frühen Hingang einen einzigen gleichnamigen Sohn hinterließ. Da ausser demselben und Graf Gottfried kein männlicher Sprosse ihres Hauses vorhanden war, so theilten diese beiden das ganze kalwische Erbe unter sich. Albrecht bekam die Grafschaft Löwenstein und ward sofort der Stammvater der nachmaligen Grafen dieses Namens. Gottfried selbst aber behielt die Stammherrschaft Kalw mit der daran haftenden Kastvogtei des Stiftes Hirschau.

---

(1) Der sel. Pfarrer Trötschler zu Altdorf, welcher sich sonst um die Geschichte seiner Umgegend manches Verdienst erwarb, träumte einen ganzen Roman von der Entstehung Schauenburgs, dessen Hauptinhalt Kolb unter dem Artikel Gaisbach in sein Lexikon aufgenommen hat.

Wie sein Vater einer der eifrigsten Freunde König Heinrich des Vierten gewesen, so war auch Gottfried einer der getreuesten Anhänger von dessen Sohn. Diese Ergebenheit belohnte Heinrich der Fünfte mit dem rheinischen Pfalzgrafenamt, welches Gottfried während der Kreuzfahrt Pfalzgraf Siegfrieds von Ballenstett verwaltet hatte, und nach dessen im Jahre eilfhundert und dreizehn erfolgten Tode nun für beständig erhielt.

Pfalzgraf Gottfried heißt in den alten Zeitbüchern der Reiche. Die kalwischen Stammgüter verbreiteten sich durch den ganzen Wirmgau, und die hirschauische Kastvogtei trug eine nicht unbedeutende Steuer. Zudem hatte sich Gottfried von dem Abte Benno zu Lorch, als Erkenntlichkeit für sein Verdienst um dessen Wiedereinsezung, die Anwartschaft auf alle Lehen erworben, welche während der Lebzeiten Bennos ledig würden, und der Zufall wollte es, daß durch den Abgang von sieben der edelsten Vasallen deren Voll-Lehen schnell nach einander in seine Hand fielen.

Gottfried erlangte ein sehr hohes Alter, dessen lezte Tage er in klösterlicher Abgeschiedenheit zu Hirschau frommen Uebungen widmete. Sein früheres Leben war überaus geräuschvoll und nicht ohne große Verdienste in den Geschäften des Reichs gewesen; die Zeitbücher enthalten nirgend einen Tadel über ihn. Er starb im Jahre eilfhundert acht und vierzig, und wurde in der hirschauischen Klostergruft zur ewigen Ruhe bestattet.

Des reichen Pfalzgrafen einzige Erbin war Uta, seine Tochter. Ihr erster Gemahl scheint ein Herr vom Hause Eberstein gewesen zu seyn (2), mit welchem sie aber nur kurze Zeit gelebt hat, da sich schon im Jahre eilfhundert fünfzig Herzog Heinrich von Baiern für seinen Bruder Welf um die Hand der reichen und reizenden Wittwe bewarb. Diese Verbindung verhieß ein glänzendes Glück, wurde aber für den Gemahl und seine Verwandtschaft der Stoff verderblicher Fehden, wie für Uta selbst die Ursache bitterer Thränen.

Graf Albrecht von Löwenstein, welcher sich schon durch seinen Oheim bei der Theilung des kalwischen Erbes verkürzt glaubte, und nun all' seine Hoffnung auf dessen Tod gesezt hatte, sah es mit größter Entrüstung, daß Herzog Welf seine Base ehelichte und ihre reiche Erbschaft in Besiz nahm. Er erschien mit wiederholten Ansprüchen auf Wiedererſaz,

---

(2) Da Uta entschieden eine Geborne von Kalw war, so sollte es in der Nachricht bei *Petrus*, Suev. eccles. 652, anstatt »*nata* comitissa de Eberstein« wohl »*nupta*« heißen. Diese Annahme bekräftigt eine Urkunde (bei Würdtwein, nov. subs. XIII, 290), worin Eberhard von Eberstein der Erbe Uta's genannt wird, verbunden mit dem Umstande, daß die ortenauischen Güter der Herzogin, namentlich die Veste Schauenburg, später als ebersteinisches Lehen erscheinen.

und da dieselben unbeachtet blieben, griff er mit Gewalt zu. Die Folge hievon war ein Krieg, welcher von den verwandten Häusern um so erbitterter geführt wurde, je mehr er vom Privatinteresse in das politische übergieng. Denn Graf Albrecht hieng sich an die Hohenstaufen, und auf der Seite Herzog Welfs standen die Zäringer. So erhoben auch hier jene großen Parteien der Guelfen und Guibellinen ihre Banner, unter deren blutigem Flattern damals ganz Deutschland und Italien feindlich in sich zerfallen war.

In diesem Kriege drang Herzog Konrad von Hohenstaufen plözlich in die zäringischen Lande ein und belagerte die Veste Schauenburg. Kaiser Lothar sandte jedoch zu guter Zeit noch einige Hilfsmannschaft, und die Belagerung mußte wieder aufgegeben werden (3). Herzog Welf hingegen zog vor die Burg Löwenstein, brach ihre Mauern, mezelte die ganze Besazung nieder und verbrannte die Wohngebäude. Dieser glückliche Fortgang seiner Waffen ermuthigte ihn, auch die Burg Kalw anzugreifen, welche Graf Albrecht ihm entrissen und besezt hatte. Es bedurfte jedoch des Schwerdtes nicht. Albrecht, zu sehr gedrängt und von seinen Freunden verlassen, kam heraus und warf sich dem Herzoge zu Füssen. Dieser vergaß hierüber seinen Groll, und belehnte den gedemüthigten Grafen mit dem Stammschlosse seiner Väter aus der umliegenden Landschaft.

Herzog Welf war der Sohn Heinrich des Schwarzen und Bruder Heinrich des Stolzen, des Vaters von Herzog Heinrich dem Löwen. Er besaß von den welfischen Erblanden in Schwaben und Baiern einen schönen Antheil, und erwarb sich überdies von Kaiser Barbarossa das Lehen des Herzogthums Spoleto, des Fürstenthums Sardinien, der Markgrafschaft Tuszien und der mathildischen Güter in Italien. Diese Lande und jene mit der kalwischen Erbtochter erheiratheten Besizungen machten ihn zu einem der reichsten Herren damaliger Zeit. Dazu war er jung und mannhaft, und verstund wie keiner die ritterliche Lebensart. Wer erwartete, daß Uta mit einem solchen Gemahl nicht würde glücklich seyn!

Die alten Zeitbücher ertheilen dieser Frau das Lob einer edlen Gesinnung und seltenen Sittenstrenge (4). Sie beschenkte ihren Gemahl mit einem Sohn. Aber der Tod ließ denselben kaum das Knabenalter erreichen, und es folgte kein zweiter nach. Da wandte sich Welf von

---

(3) Eadem tempestate Conradus dux de Stouphen *Scowenburch*, castrum Guelfonis, obsedit, sed adjutorio Lotharii Imperatoris infecto negotio recessit. *Hess*, monum. Guelf. 26.

(4) »Nobilissima et *castissima* femina.«

dem unglücklichen Weib, und suchte bei andern die Vergessenheit seines Grams ([5]). Eine Trennung war unvermeidlich — und jezt, ohne Gemahlin, ohne Kinder, an das Vergnügen gewöhnt und von ausschweifenden Freunden umgeben, überließ sich der Herzog völlig dem Zuge seiner Leidenschaften, während Uta, irgend in einem Winkel Italiens, wohin sie geflohen war, einsam und verlassen die Schmach ihres verlassenen Zustandes beweinte.

Herzog Welf hatte schon früher auf dem glänzendsten Fuße gelebt, zweimal eine kostspielige Reise nach Palästina gethan, und sich in viele Fehden verwickelt. Nach dem Tode seines Sohnes verkaufte er all' seine Lande an den Kaiser und verschwelgte das Geld. Einer so vielfachen Uebertretung des natürlichen Maßes im Genuß aber folgte endlich die Strafe. Welf wurde blind und die Sünde verließ ihn. Da kam die Reue. Es wurde die verstoßene Gemahlin zurückgerufen und versöhnt, es wurden Gelübde gethan, Kirchen gestiftet oder beschenkt und arme Nothleidende verpflegt. Aber der zürnende Himmel war nicht mehr zu beschwichtigen. Herzog Welf verschied, mitten unter seinen Büßungen, im Jahre eilfhundert ein und neunzig, als der vierte und lezte seines Namens im welfischen Haus.

Nach dem Hingange ihres Gemahles zog sich Uta auf die Veste Schauenburg zurück, um nach dem Geiste der damaligen Zeit, ihre Wittwenjahre in Verrichtung frommer Uebungen und gottgefälliger Werke zu verbringen. Ihr erstes Geschäft bestund in der Stiftung eines Klosters für Prämonstratenser-Mönche, deren Regel sie besonders liebte. Vielleicht war es ein Vermächtniß des sterbenden Welf, da er neben Herzog Berthold von Zäringen und dessen Bruder Hugo von Ulmburg als Mitstifter bezeichnet wird. Erbaut wurde das neue Gotteshaus eine Meile hinter Schauenburg, auf einem freundlichen Wiesengrunde des Bergtobels, aus welchem das Nordwasser in die Rench hervorrauscht ([6]).

---

(5) »Post obitum filii nullatenus heredem suscepturum se de conjuge ratus, cum et illam minus diligeret et alienarum magis amplexibus delectaretur, studuit per omnia solenniter vivere, conviciis et voluptatibus deservire.« *Anonym. Steingadensis.*

(6) Die Sage erzählt, daß die Herzogin, nachdem sie über den Ort, wo das Kloster erbaut werden sollte, lange unschlüssig gewesen, endlich einen Esel mit dem Gelde, welches für den Bau bestimmt war, habe beladen und in das benachbarte Gebirg führen, alsdann aber frei laufen und nur von einigen Männern beobachten lassen, um die Stelle zu bemerken, wo er sich zuerst werde niederlegen. So wäre das Thier zwei volle Stunden bergan gegangen, bis der Durst es genöthigt, bei einer Quelle halt zu machen. Bald

Schon im Jahre eilfhundert drei und neunzig war die Kirche vollendet und zur Ehre Aller Heiligen eingeweiht. Der Bezirk, womit es die Stifterin beschenkt hatte, erstreckte sich von der Schneeschmelze auf dem Grintberg bis an den Sol- und Brunnberg, und von Geisbronn bis herab in das Rench-thal. Das übrige Stiftungsgut bestund in Grundstücken zu Renchen, Ramsbach Heselbach und Elesweiler, der Fischerei zu Busterich und dem Kirchensaze zu Nußbach, Oppenau, Oberkirch und im Schlosse zu Schauenburg mit den zugehörigen Opfern und Zehnten. Alles dies bestätigte Uta dem Kloster drei Jahre hernach durch eine öffentliche Urkunde, während ihres Aufenthaltes zu Sindelfingen, allwo sie wahrscheinlich auch dem Stifte Hirschau die reiche Schenkung verbrieft hat, welche ihr dasselbe verdankte (7).

Die Herzogin verstarb noch vor dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts (8). Ihr väterliches Erbe fiel an das kalwische Haus zurück, ihr mütterliches dagegen gedieh an die Grafen von Eberstein, unter denen es dem Rittergeschlechte von Schauenburg seinen Ursprung gab (9). Allerheiligen Kloster aber, ihre Stiftung, fieng freudig an emporzublühen, geleitet vom Geiste einer strengen Regelzucht und Oekonomie, und unterstüzt durch fromme Schenkungen, womit das gläubige Volk der Umgegend das bescheidene Gotteshaus allmählig bereicherte.

---

aber habe es seinen Weg durch das Dikicht des Waldes fortgesezt und sich erst auf der Höhe des Gebirges seiner Last entledigt. Da jedoch dieser Ort viel zu rauh und windig gewesen, so habe man daselbst nur eine Kapelle errichtet und für das Kloster die am Fuß der Anhöhe gelegene Niederung gewählt. *Petrus*, Suevia eccl. 652.

(7) S. *Schöpflin*, Als. dipl. I, und *Crus.* annal. Suev.

(8) Eichhorn, Urgesch. der Welfen, sezt ihren Tod in das Jahr 1196, so daß also jener Bestätigungsbrief von Sindelfingen ihre lezte öffentliche Handlung gewesen wäre.

(9) Schon zur Zeit Utas trug der Edelknecht Friedrich die Schloßvogtei von Schauenburg zu Lehen, dessen Vorfahren es wahrscheinlich unter den Zäringern erblich erlangt hatten. Dieser Dienstmann gieng nun mit der Burg an die Grafen von Eberstein über und ist daher als der Stammvater des ebersteinischen Vasallen-Adels von Schauenburg zu betrachten, welcher um die Mitte des 14ten Jahrhunderts ausstarb. Vergl. *Schöpflin*, Als. ill. II, 693. Das Burglehen gedieh hierauf an verschiedene schauenburgische Ganerben-Familien, deren einem die jezigen Barone von Schauenburg ihre Abkunft verdanken. Ueber die schauenburgische Gan- oder Gemeinerbschaft handeln wir später in einem besondern Aufsaz.

Das erste Christenthum

in unserer Heimath.

Als die Franken und Alemannen die römische Herrschaft aus dem Rheinthale verdrängten und sich darin festsezten, waren sie durchaus noch Heiden. Das Christenthum konnte ihnen kaum bekannt seyn, und wenn sie zu einer nähern Kenntniß desselben gelangten, so mußte es ihnen verhaßt seyn, weil es die Religion ihrer Feinde war. Wie nun geschahe es, daß diese Völker, welche damals mit so hartnäckiger Treue an dem Glauben ihrer Väter hiengen, nach weniger als drei Jahrhunderten so eifrige Christen waren, daß sie jede Erinnerung, jede Spur, jeden Ueberrest aus den Zeiten ihres Heidenthums mit Namen des tiefsten Abscheues gebrandmarkt haben? Diese auffallende Veränderung im religiösen Glauben unserer Vorväter, wird man sagen, konnte unmöglich herbeigeführt werden ohne ganz ausserordentliche Ereignisse, ohne ganz besondere Umstände, welche sie beförderten. Und in der That leitet uns die Geschichte auf solche Ereignisse und Umstände zurück, deren die einen durch ihr hervorstehendes Gepräge uns genugsam in die Augen fallen, während der andere Theil in dem stillen, weniger bemerkbaren Fortschritte der Zeiten lag.

Man weiß, daß die Schlacht bei Zülpich, im Jahre vierhundert sechs und neunzig, von doppelter Wichtigkeit war, daß sie den Franken das Geschenk des Evangeliums und die Oberherrschaft Europas verschaffte. König Klodwig war von den Göttern seiner Väter verlassen worden, der Gott der Christen aber, der Gott seiner Gemahlin, verlieh ihm den Sieg des verhängnißvollen Tages. Da ließ er sich taufen und sein Volk folgte ihm nach, aus blinder Anhänglichkeit, oder aus Furcht, oder von der christlichen Geistlichkeit des eroberten Galliens gewonnen.

Wären die Alemannen von ihrem Besieger völlig unterjocht, wären sie zu Sklaven gemacht worden, so würden auch sie das Evangelium haben annehmen müssen. Allein sie waren nur besiegt, nur vom Besize Galliens, vom Wege zur Weltherrschaft verdrängt und zur Anerkennung der fränkischen Oberhoheit, zur Leistung der Heerfolge und eines jährlichen Tributes genöthigt; den Kern ihrer Freiheit, die alten Götter und

die ererbte Verfassung, hatten sie aus der erlittenen Niederlage glücklich gerettet. Und während nun die Franken mit den Gothen, Longobarden und Burgundern dem Evangelium Christi huldigten, bewahrten die Allemannen mit den Baiern, Thüringern und Sachsen den Glauben ihrer Väter, die Religion des Wodan.

Sie bewahrten ihn noch lange Zeit, und die Schriftsteller des sechsten Jahrhunderts haben es als etwas Auffallendes angemerkt, daß das allemannische Volk so hartnäckig das Christenthum verschmähe, obgleich es zunächst an christliche Länder gränze und von christlichen Kirchen mehrfach umgeben sey. Bei dieser Anhänglichkeit an die altererbte Religion würden die Alemannen dieselbe ebenso treu auf die Zeiten Karls des Großen gebracht haben, wie die Sachsen; was aber die bisherigen großen und gewaltsamen Ereignisse nicht hatten bewirken können, das bewirkte jene wunderbare Macht der kleinen Umstände und Verhältnisse des täglichen Lebens, welche man den stillen Gang der Kultur nennt.

Wir wissen, daß der Landstrich, welchen die Alemannen am Ober-Rheine, am Neckar und an der Donau im Besitze hatten, größtentheils von den Römern kultivirt worden war und lange Zeit das Vorland des römischen Reichs gegen die Deutschen bildete. Wir kennen die Niederlassungen, welche sie in diesem Vorlande gegründet und durch verschiedene Straßenzüge zu einem großartigen Ganzen verknüpft haben. Wir entdecken allenthalben noch Trümmer genugsam, welche uns auf einen nicht geringen Grad des Anbaues, des Handels und Wandels schließen lassen. Um so leichter begreifen wir, wie das Christenthum bei seiner Erhebung zur römischen Staatsreligion auch an den Ufern des Oberrheines siegreich emporblühen mußte, nachdem es schon seit anderthalb hundert Jahren daselbst Wurzeln gefaßt und sich ausgebreitet hatte. Die christlichen Priester und Lehrer entwickelten in ihren Kreisen eine stille, aber um so wirksamere Thätigkeit. Wo irgend es ihnen gelungen war, festen Fuß zu gewinnen, da wurden Kirchen und Bischofssitze gegründet. Selbst die Verfolgungen, welche sie erlitten, beförderten ihr Werk, und das Blut der Märtyrer wurde der Saamen neuer Bekenner. Als Kaiser Konstantin der Große das Edikt von Mailand erließ, waren die Rheinländer schon größtentheils christlich (1). Mit erneutem Eifer

(1) Ueber die frühe Verbreitung des Christenthums sowohl in Gallien als im römischen Deutschland, besitzen wir drei Stellen aus gleichzeitigen Schriftstellern, welche freilich eine weitere oder engere Auslegung zulassen. Der heilige Irenäus, welcher im J. 202 als Bischof zu Lyon verstarb, sagt (adversus Haereses lib. I, cap. 10): „Obgleich die Sprachen der Völker

arbeiteten damals die Bekenner des Evangeliums an der Verbreitung desselben, und es stunden Männer auf, welche mit wunderthätiger Begeisterung den Völkern in Vindelizien, Rhätien, Helvetien und am Rheinstrome die Lehren des göttlichen Erlösers verkündigten, hier die ältern Gläubigen frisch belebend und dort neue gewinnend. Das morsche Heidenthum, troz seines Triumphes unter Julian, war gebrochen und mußte endlich überall dem christlichen Gottesdienste seine Tempel räumen!

So fanden sich in unserm Rheinthale schon mehrere Bisthümer, als die Alemannen und Franken dasselbe eroberten. Es fand sich eines zu **Windisch** an der Limat, eines zu **Augst** bei Basel, ein drittes zu **Straßburg**, zwei fernere zu **Speier** und **Worms** und ein sechstes zu **Mainz**, welches wohl das älteste und vornehmste war, da Mainz als die Hauptstadt des römischen Vorlandes galt (²). Diese sprechenden

---

verschieden sind, so bleiben Glaube und Lehre der Christenheit doch überall eins und dasselbe. Weder die Kirchen in **Deutschland** glauben und lehren anders (*οὔτε αἱ ἐν Γερμανίαις ἱδρουμέναι ἐκκλησίαι ἄλλως πεπιστεύκασιν, ἢ ἄλλως παραδιδόασιν*), noch die in Spanien, in Gallien (*ἐν Κελτοῖς*), im Orient und in Afrika.» Sein Zeitgenosse **Tertullian** aber schreibt (adversus Judaeos cap. VII): «An Wen anders glauben schon alle Nationen, als an Christum? Die Parther, Meder, Mesopotamier, Armenier, Phrygier, Kappodozier; die Völker am Pontus, in Asien, in Afrika; die Römer, die Stämme der Getuler und Mauren, die Gaue Spaniens, Galliens und Britanniens, sind sie nicht dem Herrn unterthan? In den Gauen der Sarmaten und Daker, der **Germanen** und Scythen (et Britannorum inaccessa Romanis loca, Christo vero subdita, et Sarmatarum, et Dacorum, et *Germanorum* et Scytharum) und vieler entlegenen Länder — hier überall herrscht der Name des Erlösers.» Der Kirchenhistoriker **Sozomenus** endlich bezeugt (histor. eccles. lib. II, cap. 6), daß in den Tagen, als Kaiser Konstantin der Große das Christenthum annahm, die Völker am **Rheinstrom** bereits schon **christlich** waren (*ἤδη γὰρ τά τε ἀμφὶ τὸν Ῥῆνον φῦλα ἐχριστιάνιζον*).

(2) Die Entstehung dieser Bisthümer ist natürlich nicht mehr nachzuweisen. Sie verliert sich zum Theil in das zweite und dritte, zum Theil in die nächstfolgenden Jahrhunderte, und die Nachrichten, welche wir darüber besizen, sind meistens blose **Sagen**, deren Helden mit frommer Naivetät dem Kreise der ersten Apostel und Kirchenväter entlehnt wurden. Von der Kirche zu **Mainz** hat man wohl das zuverlässigste Zeugniß ihres Alterthums in jener Stelle des Ammianus Marzellinus (histor. lib. XXVII, cap. 10), wo er erzählt, wie der alemannische Herzog Rando im J. 367 an einem Festtage der **Christen**, da sich der größte Theil der Einwohnerschaft im Gottesdienste befand, die Stadt unversehens überfallen habe, um seine längstgehegte Rache an ihr auszulassen. Hiemit übereinstimmend, enthalten die Akten der s. g. Kölner Synode vom Jahr 346 (*Labbe*, concil. II, 615) die Unterschrift eines Bischofs **Martin** von Mainz. Sey aber die Aechtheit derselben auch zweifel-

Angaben der Geschichte berechtigen uns zu dem Schlusse, daß sich die damalige Bevölkerung unserer heimathlichen Gaue schon großentheils zum Evangelium bekannt habe, wenn uns die Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller auch wenig unterstüzen, und die Ueberbleibsel aus den Zeiten des römischen Vorlandes beinahe sämmtlich von heidnischem Gepräge sind. Die junge Kirche der Christen konnte nicht glänzend auftreten; es lag in ihrem Charakter, mehr innerlich zu wirken, als nach äusserer Darstellung zu streben. Und so mußte es kommen, daß bei der Verwüstung unserer rheinischen Städte durch die hereinbrechenden Deutschen die christlichen Denkmale leicht verwischt wurden und untergiengen, während die heidnischen in hundert und hundert Trümmerstücken auf die späthe Nachwelt gelangten.

Was indessen konnte es auf die heidnischen Alemannen für einen Einfluß haben, daß die Bevölkerung, welche sie aus ihrem Besize verdrängten, christlich war? Freilich, wenn die Eroberung des Rheinthales durch die alemannischen Waffen auf eine so barbarisch zerstörende

haft, so muß man doch jedenfalls annehmen, daß die Hauptstadt des römischen Obergermaniens, deren zahlreichste Bevölkerung christlich war, sicherlich damals einen Bischof gehabt habe, wie Lyon schon ums Jahr 170 einen hatte. Die Reihe der folgenden Vorsteher der mainzischen Kirche wurde aber durch die Zerstörung der Stadt während der Völkerwanderung unterbrochen, und von Ruthard, welcher dabei umkam, erscheint keiner mehr mit Bestimmtheit bis in das sechste Jahrhundert. (Vergl. Werner, der Mainzer Dom I, 122.)

Neben Martin von Mainz sind in den genannten Synodalakten auch die Bischöfe Viktor von Worms, Jesses von Speier, Amandus von Straßburg und Justinus von Basel unterzeichnet. Aber diese Städte erlitten die gleiche Verwüstung, wodurch ihre Kirchen in denselben Zerfall geriethen. Mehr als ein Jahrhundert verfloß vielleicht ohne geregelte Vorsteher. Die wormsische Bischofsfolge beginnt zuverläßig erst mit Chrothold um die Mitte des sechsten Jahrhunderts wieder (*Schannat*, episcop. Wormat. I, 308), die speierische und straßburgische erst mit Athanasius und Amandus, welche von König Dagobert I eingesezt wurden (Lehmann, chron Spir. lib. III, cap. 12. und Schöpflin, Alsas. illustr. I, 337). Von den Bischöfen zu Windisch erscheint nach den Stürmen der Völkerwanderung zuerst Bubulkus ums Jahr 503 (*Neugart*, episcop. Const. I, 1), und zu Basel zwei Jahrhunderte später Walanus. (Ochs, Gesch. von Basel I, 146.)

Der gelehrte Streit, welcher über die Ursprünge der rheinischen Bisthümer lange Zeit geführt wurde, hat die fabelhaften Begründer derselben aus ihrem Dämmerscheine an das Tageslicht gezogen. Wollte man indessen das erste Bestehen dieser Kirchen allein auf die urkundlich bestimmten Namen beschränken, so wäre dies ebenso unhistorisch, wie im Gegentheil der Glaube an ihre Gründung durch den heiligen Maternus, Beatus und Crescens

Weise geschehen wäre, wie man früher gewöhnlich geglaubt hat; wenn die Eroberer die alten Bewohner sämmtlich vertrieben und ihre Kultur vertilgt hätten, dann wäre von einem Einflusse kaum zu reden. Die Alemannen aber vertrieben aus den überfallenen Gauen nur den widerstrebenden Feind, nur die Kriegsmannschaft und die oberkeitlichen Behörden; sie zerstörten nur die städtischen Mauern, die Schlösser und Paläste. Die große Masse der Bevölkerung, der Bürger in seiner Stadt, der Landmann in seiner Hütte, wurde verschont, weil er sich unterwarf, und die Sieger theilten sich friedlich in das eroberte Land und dessen Bebauer, das heißt, sie machten jenes zu ihrem erblichen Eigenthum und diese zu ihren Leibeigenen.

Ueberall aber, wo ein eroberndes Volk auf solche Art sich niederließ, hat es mehr oder weniger die vorgefundene Kultur zu der seinigen gemacht, und vom Charakter, von der Sitte und Religion der Urbewohner Dasjenige angenommen, was örtliche und persönliche Verhältnisse geboten, oder was mit seiner eigenen Lebens-, Denkungs- und Glaubensweise im Einklange stund. Wie sehr dieses bei den heidnischen Alemannen der Fall war, davon überzeugt uns das Resultat aller Forschungen über die Zustände der alemannischen Ansiedlung im Rheinthal. Und nehmen wir auch den mindesten Grad von Einfluß der christlichen Bewohner auf die Herren des Landes an, so wurde der Alemanne doch jedenfalls mit dem Christenthume näher bekannt, gewöhnte sich allmählig an dessen Lehre und Gottesdienst, und fand hundert Uebergangspunkte, wenn ihn ein äusserer oder innerer Beweggrund zum Bekenntnisse des neuen Glaubens antrieb. Denn es bestand eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den Vorstellungen und Gebräuchen der germanischen Nationalreligion und dem Christenthume, welchem eben dadurch das beste Mittel gewähret war, sich jener zu bemächtigen, wenn es nur ihr Gepräge annahm. Unsere heidnischen Voraltern glaubten an einen himmlischen Allvater, für dessen Verehrung jedes Bild, jeder Raum zu beschränkt war. Diese oberste, unsichtbare Gottheit stellten sie sich getheilt in drei Personen vor, wofür sie allerdings auch bildliche Zeichen und Tempel hatten, wie für die niedern Gottheiten, welche diese heilige Trias umgaben. Ferner hatten die Germanen unzweifelhaft schon einen Begriff von Erlösung und Versöhnung; sie hatten einen Himmel und eine Hölle; selbst eine Art von Taufe hatten sie, und religiöse Opfer und Gastmahle; sie verschmähten die Vielweiberei, und in ihren Sitten herrschte jene Strenge und Nüchternheit schon gleichsam durch die Geburt, welche das Evangelium von seinen Bekennern als Pflicht der Tugend fordert ([3]).

---

(3) Vergl. Grimm's d. Mythol. und Kreuzer's Symb. fortges. von Mone.

Nach dem Sturze der römischen Herrschaft waren unsere alten Kirchen und Bisthümer freilich in einen traurigen Zerfall gerathen, und der anfängliche Einfluß, welchen der Sieg und die Taufe Klodwigs auf ihre Wiederherstellung hatten, scheint nicht von besonderer Bedeutung gewesen zu seyn. Erst später konnte vom Throne aus für die Verbreitung und Hebung der christlichen Kirche etwas Mehreres geschehen, und erst von König Dagobert kennen wir mit Bestimmtheit einen Akt, welcher auf den Fortschritt der kirchlichen Verhältnisse unserer Heimath ein günstigeres Licht wirft. Dieser Akt betraf die Erweiterung und Ordnung des oberländischen Bisthums, dessen Siz vor achzig Jahren von Windisch nach Konstanz verlegt worden. Man ersieht daraus, daß sich das Christenthum damals weit nach Schwaben hinein verbreitet hatte, und im ganzen südwestlichen Deutschland die herrschende Religion war (4).

Nicht gar lange vor Dagoberts Regierung hatte die Masse des alemannischen Volks noch dem Wodan gehuldigt, und wenige Zeit nach derselben finden wir schon die lezten Spuren des Heidenthums aus unserer Heimath verschwunden. Diesen Umschwung bewirkte das Zusammentreffen einer Reihe von Umständen und Ereignissen, welche auch in anderer Beziehung nicht minder auffallende Folgen herbeiführten. Seit beinahe britthalb hundert Jahren wohnten die Alemannen vermischt mit der alten Bevölkerung des Vorlandes, deren bei weitem zahlreichster Theil christlich war. Die vielfache, tägliche Berührung stumpfte die scharfen Ecken der ursprünglichen Verschiedenheit im christlichen und heidnischen Gottesdienste allmählig ab. Mehr oder minder gieng von dem einen Etwas in den anderen über, was bei den mancherlei wechselseitigen Anklängen beider Religionen um so leichter und unbemerkter geschehen konnte. Es bildete sich endlich ein Gemische von Heiden- und Christenthum, dessen Charakter uns deutlich wird, wenn wir lesen, daß in einem und demselben Tempel das Kruzifix oft neben dem Bilde des Wodan hieng, oder Christus in Gestalt einer heidnischen Gottheit erschien.

Diese Ausartung und Vermischung war freilich beiderseits verderblich, konnte aber nur für das Heidenthum der Weg zum Untergange seyn, welches weder in seinem Innern noch in den äussern Verhältnissen einige Ressourcen fand, während das Christenthum von den Königen und Großen

---

(4) Vergl. *Neugart*, episcopat. Constant. I, 24. Hier ist angemerkt: «In catalogo fratrum conscriptorum Augiae divitis perantiquo inter defunctos constantienses canonicos primus legitur «Tagobertus rex», argumento satis claro, eum non minore liberalitate usum in ecclesiam constantiensem, quam in ceteras regni basilicas pene omnes, quibus amplissimos thesauros testamento Bigorgii condito anno 635 consignavit.»

begünstigt, wie durch eine Reihe begeisterter Glaubensboten immer neu belebt und eifrigst gepflegt wurde.

Nachdem Alemannien ein Herzogthum der fränkischen Monarchie geworden war, überzogen es eine Menge christlicher Franken theils als freie Grundeigenthümer, theils als königliche Amt- und Dienstleute der Grafen und Hofmaier. Denn abgesehen von den Privaterwerbungen fränkischer Herren, so wurde alles Land, welches nicht schon im Hof- oder Markbefang der Einwohner war, als Gut des Königs betrachtet, wo derselbe alsdann seine eigenen Maierhöfe und Pfalzen errichtete, welches lauter Kolonien fränkischer, also christlicher Familien wurden. Als dann aber mußte es auch im Interesse vieler Großen des Landes liegen, das Christenthum anzunehmen und zu begünstigen, weil der königliche Hof diese Aufmerksamkeit verlangte. Viele anderen wußte die christliche Geistlichkeit durch die Frauenwelt zu gewinnen, welche der Bekehrung weit zugänglicher war und selbst öfters mit großem Eifer oblag. War aber der Herr zum Evangelium übergegangen, was blieb den Dienern übrig, als ihm zu folgen? Bald wurde es in der vornehmen Welt gleichsam zur Mode, sich taufen zu lassen und einen Bischof oder Abt zum Hausfreunde zu machen. Und so geschah es, daß in kurzer Zeit eine Menge angesehener Familien mit ihrem Gefolge das Heidenthum verließen und die christliche Gemeinde dadurch nicht blos vermehrten, sondern auch an Stärke und Glanz erhoben.

Welch' ein Christenthum aber mußte es seyn, dessen Einführung und Beförderung auf so zweideutigen Interessen beruhte? Einige Gebethsformeln, einige frommen Gebräuche und abergläubischen Zeichen waren wohl Alles, was der große Haufen unter dem Bekenntnisse des Evangeliums begriff. Und je entfernter die christlichen Gemeinden von einem Orte lagen, wo eine Kirche, ein Kloster oder ein Bischofsitz bestund, desto mehr näherte sich ihr Gottesdienst dem Heidenthume, desto trauriger war der Zustand ihres religiösen und kirchlichen Lebens. Der Eifer der höhern Geistlichkeit hatte nachgelassen, und die niedere, ohne alle Erziehung und Bildung, vom Aberglauben geblendet, von der Armuth gedrückt und zu Lastern verleitet — hemmte wohl eher das Gedeihen des Evangeliums, als sie es befördern konnte.

Auf diese Art mußte es kommen, daß man in Ländern, wo sich die christliche Kirche eines bessern Zustandes erfreute, mit Bedauern nach Deutschland schaute, und daß der apostolische Eifer viele frommen Leute dahin trieb, um dem gesunkenen Glauben neuen Geist und Schwung zu bringen. Wie nothwendig in der That ein solches Unternehmen war, lehret uns die geschilderte Lage des deutschen Christenthums, und wir

werden nicht anstehen, die Mission aus Irland als eines der wichtigsten Momente für die Wiedergeburt desselben zu betrachten.

Das „grüne Erin“, welches lange Zeit neben dem christlichen England seine heidnische Religion bewahrt hatte, war gerade vom Schicksale ausersehen, ein Siz ächt evangelischer Begeisterung, eine wahre Mutter christlicher Missionen zu werden. Wer kennt nicht die Namen jener Glaubenshelden, welche das ferne Eiland nach den deutschen Wäldern gesendet? Nach Irland aber kam das Evangelium von Süden her durch einzelne Glaubensboten, deren Lehre und Beispiel in den unverdorbenen Herzen des irischen Volkes das beste Erdreich fand. Bald blüheten christliche Klöster und Schulen empor, aus denen eine lange Reihe von Männern und Frauen hervorging, die keine Entfernung, keine Mühe, keine Gefahr scheuten, um die christliche Kirche in Gegenden zu verbreiten, wo noch das Heidenthum herrschte, oder da ihr wieder aufzuhelfen, wo sie zerfallen war (5).

Der erste dieser Glaubensboten war Fridolin, der Abkömmling eines vornehmen Geschlechtes im südlichen Irland. Er hatte einen gründlichen Unterricht in den Wissenschaften erhalten, wandte sich aber von der Eitelkeit der weltlichen Weisheit zur Quelle der göttlichen, und übernahm das schwere Amt eines wandernden Predigers und Apostels. Nach längerm Aufenthalte in Gallien, wo ihm die Stadt Poitiers die Wiederauffindung der Gebeine des heiligen Hilarius verdankte, begab sich der Mann Gottes mit einem Theile der kostbaren Reliquie nach Alemannien, an den Rhein, wo er die Insel Säkingen, welche ihm König Klodwig zum Geschenke gemacht, zur bleibenden Niederlassung wählte. Ueberall auf seiner Wanderung hatte Fridolin ein Denkmal seines Apostelamtes zurückgelassen, überall hatte er zur Ehre des heiligen Hilarius Kirchen errichtet oder erneuert, zu Säkingen aber gründete er ein Doppelkloster,

---

(5) Von den beiden brittischen Inseln hatten die Römer nur die östliche zu zwei Drittheilen erobert und christianisirt. Die freigebliebenen Länder, welche den gemeinschaftlichen Namen Skotien führten, das heutige Schottland und Irland oder Hibernien, behielten auch ihr Heidenthum, bis im vierten Jahrhundert einige Saamenkörner des Evangeliums dahin verbreitet wurden, welche hernach der gallische Einsiedler, Bischof Palladius, und der gallische Priester, Bischof Patricius, pflegten und groß zogen. In kurzer Zeit blüheten schon mehrere christliche Kirchen und Schulen in Irland, freilich als blose Mönchsanstalten im Geiste der frommen Anachoreten des Orients. Aber sie entwickelten ebendarum eine ausserordentliche Energie und ihre Jünger überzogen bald den ganzen Occident als Glaubensprediger und Heidenbekehrer.

welches das erste in ganz Deutschland war und für den obern Schwarzwald die Pflanzschule des klösterlichen Lebens geworden ist ([6]).

Fridolin steht aber vereinzelt in der Zeit König Klodwigs, denn erst hundert Jahre später begann die ununterbrochene Reihe der irischen Missionen nach dem Festlande und in unsere Heimathgegenden. Sie begann mit dem heiligen Kolumban und dessen Jüngern, worunter Gallus durch die Gründung jener berühmten Abtei seines Namens für uns von besonderer Wichtigkeit geworden ist. Kolumban war durch Gallien und über die Vogesen an die Ufer des Bodensees gezogen, begab sich aber, um gewissen Feindseligkeiten auszuweichen, nach Italien, wo er das Kloster Bobio stiftete. Den Gallus hatte eine Krankheit zurückgehalten. Der fromme Mann erholte sich unter der sorgsamen Pflege des Pfarrers zu Arbon jedoch bald wieder, heilte hierauf die kranke Tochter des Herzogs Gunzo in Ueberlingen, schlug demüthig den ihm zur Belohnung angebotenen Bischofsstab von Konstanz aus, und lebte ganz seinem apostolischen Berufe, indem er weit umher die Anwohner des Bodensees im ächten Christenthume unterrichtete, und eine Anzahl frommer Jünger zu Glaubenspredigern und Volkslehrern erzog. Nach dem Hinscheide des edlen Greises im Jahre sechs hundert sieben und zwanzig erhob sich seine Zelle durch den trefflichen Geist ihrer Bewohner, durch Wallfahrten und Vergabungen, bald zu einem berühmten und reichen Kloster, welches später Jahrhunderte lang als eine Hauptschule der Wissenschaft und Kunst im ganzen Abendlande geglänzt hat ([7]).

Ohngefähr zu derselben Zeit, als Kolumban mit seinen Gefährten an den Bodensee kam, erschienen drei ihrer Landsleute und Berufsgenossen im Breisgau und in der Ortenau. Offo, welchen die Sage nur dunkel kennt, gründete an der Kinzig eine Zelle, woraus nachmals das Kloster Schuttern erwachsen ist ([8]). Landolin hatte sich ohnweit der Bleich niedergelassen und lebte dort als Lehrer des Evangeliums, bis ihn der Pfeil eines Jägers neben dem Kreuz niederstreckte, welches er aus einer gefällten Thanne eben errichten wollte. Sein Freund Edulf bereitete ihm ein Grab, wohin später die gläubige Umgegend wallfahrtete und in dessen Nähe sich fromme Einsiedler nieder ließen, um das Werk des edlen Märtyrers fortzusezen. Diese Waldbrüder sammelte endlich

---

(6) S. vita *S. Fridolini* von dem säkingischen Mönch Balther (bei den *Bolland.* acta Sanct. I, 430) und *Neugart*, episcop. Const. I, 7.

(7) S. die vortreffliche Geschichte St. Gallens von Arx, I, 12.

(8) S. chronicon Schutteran. bei *Schannat*, vindem. liter. I, 17. und *Gerbert*, hist. S. n. I, 44.

Bischof Wikger von Straßburg in eine Zelle, welche sein Nachfolger Etto im Jahre siebenhundert vier und dreißig zu einem Kloster erhob (9). Das Schicksal Landolins erfuhr auch Trutbert, der sich im breisgauischen Schwarzwald, am Flusse Neumagen, unter dem Schuze des Grafen Ottbert, angesiedelt hatte. Es erschlugen ihn während der Mittagsruhe seine eigenen Knechte aus Ueberdruß der arbeitsamen und frommen Lebensart, wozu er sie anhalten wollte. Graf Ottbert ließ über dem Grabe des Ermordeten ein Bethaus errichten, welches hernach seine Enkel in eine Klosterzelle verwandelten, und so der Abtei Sankt Trutbert ihren Ursprung gaben (10).

Ein Menschenalter nach den irischen Missionen an den Bodensee und Oberrhein erhielt auch die westliche Maingegend, wo damals zum Theil noch heidnische Thüringer wohnten, ihre Apostel des Christenthums. Der Irländer Kilian mit mehreren Genossen und Schüler bahnte den Weg. Nachdem ihn der Pabst zu seinem Bekehrungsgeschäfte bevollmächtigt und angewiesen hatte, ließ er sich in der Gegend, wo jezt Würzburg liegt, für bleibend nieder, und predigte das Evangelium mit solchem Eifer und Erfolge, daß Fürst und Volk die Taufe empfiengen. Aber die Rache eines beleidigten Weibes brachte ihm den Untergang. Herzog Gozbert hatte die Gemahlin seines Bruders geehlicht, und als er auf Kilians Zubringen von dieser Verbindung abstehen wollte, ließ jene die frommen Missionäre sämmtlich ermorden. Die blutige That geschah im Dunkel der Nacht; die Leichname der Gemordeten wurden vergraben, während man ausstreute, sie wären hinweggezogen (11). So wurden hier die noch schwachen Keime des Christenthums halb wieder erstickt, und es mußte ein neuer Apostel erscheinen, um sie zu retten.

Aber nicht allein wollte das Evangelium in diesen nordwestlichen Ländern damals noch keinen Eingang finden, sondern es gerieth selbst in seinen alten Heimathgegenden am See und Oberrhein wieder mehr und mehr in Zerfall. Neue Apostel waren also auch hier nothwendig, um dasselbe aufzufrischen, um die Geistlichkeit aus ihrem Schlafe zu rütteln und die Pflanzschulen christlichen Wissens und Wandels zu vermehren. In diesem Sinne erschien der gallische Bischof Pirminius zu Anfang

(9) S. *Grandidier*, hist. de l'egl. de Strassb. I, 249. und *Gerbert*, S. n. I, 56.

(10) S. vita *S. Trutberti* von dem Mönche Erchenbald (bei *Herrgott*, geneal. dipl. Habsburg. I, 285) und chronicon San-truth. von Keraslit (bei den *Bolland.* acta Sanctor. III, 130). Vergl. *Gerbert*, hist. S. n. I, 47.

(11) S. vita *S. Kiliani* (bei den *Bolland.* acta Sanct. II, 612) und *Ussermann*, episcopat. Wirzb. diss. II.

des achten Jahrhunderts am Bodensee, wo er auf Veranlassung eines alemannischen Großen und unterstüzt von dem mächtigen Hausmeier Karl Martell, das Kloster Reichenau gegründet hat. Man weiß, welchen Rang diese Stiftung später behauptete, da sie an Wissenschaftlichkeit mit Sankt Gallen und Hirschau glücklich wetteiferte, und an Reichthum beide überbot. Pirmin aber verfolgte seinen Beruf nun weiter und durchreiste die benachbarten Länder, um ihre gesunkenen Klosteranstalten zu reformiren. Während dieses Geschäftes bekam er Gelegenheit, neue Gotteshäuser zu errichten, deren es nicht weniger als dreizehn sind. Bei uns zunächst gründete er Gengenbach, Schwarzach und Amorbach, im benachbarten Elsaß dagegen verdankten ihm Murbach, Maurusmünster, Neuweiler und Weißenburg ihre Entstehung, später zum Theil sehr berühmt gewordene Abteien, welche auch für das diesseitige Rheinufer von einflußreicher Wichtigkeit waren (12).

Pirmin beschloß sein thatenvolles Leben im Winter siebenhundert vier und fünfzig, nachdem er noch die Freude genossen, mit demjenigen Manne bekannt zu werden, welcher das christliche Bekehrungswerk in Deutschland vollendet hat, drei Jahrhunderte seit es der heilige Fridolin begonnen. Ich meine dessen Landsmann Winfried. Dieser große Apostel wandte sich von Rom aus, wo ihm der Pabst die Vollmacht seiner Mission ertheilte, zuerst nach Thüringen, um in den Fußtapfen des heiligen Kilian dem verschollenen Evangelium eine neue Stimme zu leihen. Was er daselbst noch vorfand, war ein trauriges Gemengsel von christlichen und heidnischen Gebräuchen, und nur seiner energischen Thätigkeit konnte es gelingen, das Unkraut auszurotten, um den Keimen der ächten Christuslehre einen gedeihlicheren Raum zu verschaffen. Winfried errichtete an verschiedenen Orten neue Kirchen und Klöster, erweiterte seinen Wirkungskreis nach Hessen und Baiern, ordnete die kirchlichen Verhältnisse im südwestlichen Deutschland, und gründete endlich auch das Bisthum zu Würzburg, zwei und fünfzig Jahre nachdem sein Vorgänger diesen Ort durch das Blut des Märterthums geheiligt hatte.

Vielfach unterstüzt aber in seiner apostolischen Arbeit wurde Winfried durch eine Reihe neuer Missionäre, welche ihm aus Britannien nachgefolgt waren, und worunter sich auch mehrere Frauen befanden. Von diesen leztern ist Lioba für uns wichtig, da sie zu Bischofsheim an der Tauber ein Kloster errichtete, dessen Einfluß auf die Umgegend damals nicht unwichtig gewesen seyn mag. Eine Anzahl anderer Missionäre

(12) S. vita *S. Pirminii* von dem reichenauischen Mönche Warmann (bei *Mabillon*, acta Sanct. Sect. III. P. II, 132) und *Gerbert*, hist. S. n. I, 61.

sammelte sich auf der Hohenau am Rhein, ohnweit Straßburg, und erhielt von dem elsäßischen Herzog Albrecht die Erlaubniß zur Errichtung einer Abtei, wie auch zu Konstanz und an andern Orten ganze Klöster von Britannien aus bevölkert wurden.

Endlich, nach einem vierzigjährigen Wirken in Schwaben, Baiern, Hessen, Sachsen und Friesland wurde Winfried unter dem Namen Bonifacius auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben, wo er die oberste Leitung der deutschen Kirchen führte, bis ihn bei einer neuen Bekehrungsweise eine Rotte heidnischer Friesen ermordete ([13]).

Dieses sind die Haupterscheinungen der irischen Mission in Beziehung auf unsere Heimathländer. Die Bekenner aus Irland lehrten ein Christenthum in mönchischem Sinne, und sind auch als die Gründer des Mönchthums bei uns zu betrachten; aber es erfüllte sie derselbe heilige Eifer für die Lehre des Erlösers, wie ihn die ersten Apostel geathmet. Der Geist des Evangeliums hatte sie ergriffen und führte sie hinaus unter die Völker. Die Welt mit ihrer rohen und eiteln Sinnlichkeit sollte besiegt werden; die alte Nacht der Abgötterei sollte dem Lichte des wahren Glaubens weichen, das Gesez der Liebe und des Friedens sollte herrschen. Dieser Gedanke begeisterte ihre starken Seelen und gab ihnen jenen Muth, womit sie alle Güter des Glücks verschmähten, alle Entbehrungen, alle Mühseligkeiten und Gefahren ertrugen, um der göttlichen Offenbarung als würdige Werkzeuge zu dienen. Viele von ihnen wurden die Opfer ihres Apostelamts, die meisten verschwanden ohne Ruhm und Anerkennung bei ihrer Mitwelt. Aber die Nachwelt wallfahrtete dankbar zu ihren Gräbern, und schmückte ihre verehrten Bilder mit Märtyrkrone und Heiligenschein!

In der völligen Verdrängung des Heidenthums aus Alemannien wurde die irische Mission noch aufs Wirksamste unterstüzt durch das alemannische Gesez. Die fränkischen Könige des sechsten Jahrhunderts hatten es aufzeichnen und nach den poltischen und kirchlichen Verhältnissen ihrer Zeit modifiziren und erweitern lassen. Die lezte Veränderung und Herausgabe geschah unter Dagobert dem Großen, und enthält im Eingange eine Reihe kirchlicher Bestimmungen, welche offenbar den Zweck verrathen, die Reste des heidnischen Gottesdienstes vollends zu unterdrücken und der herrschenden Kirche ein imponirendes Ansehen zu verschaffen. Die christliche Geistlichkeit sollte eine unverlezliche Achtung der Person und des Standes genießen; die Kirchen und Gotteshäuser wurden mit

---

(13) S. vita *S. Bonifacii* von seinem Schüler Wilibald (bei *Mabillon*, Sect. IV. P. II, 1.) und *Ussermann*, l. c.

besondern Freiheiten ausgestattet, im Erwerbe zeitlicher Güter mehrfach begünstigt und im Besize derselben sorgfältig gesichert ([14]).

Die Folgen der irischen Mission und dieser Geseze zeigten sich bald in einem Grade, welcher für die allgemeine Freiheit und Wohlfahrt gefährlich zu werden drohte. Denn nicht nur entstunden überall neue Zellen und Klöster der Mönche, sondern es erzeugte sich zwischen dem Volk und seinen Großen ein wahrer Wetteifer, dieselben mit Vergabungen und Vermächtnissen zu überhäufen. Das Mönchthum wuchs dadurch zu einer überwiegenden Macht in der Kirche heran, und die freudige, die sanfte

---

(14) Der Hauptinhalt dieser 37 ersten Titel ist ungefähr folgender: „Wenn ein freier Mann sein Gut oder sich selbst der Kirche vermachen will, soll ihn weder der Herzog, noch der Graf, noch sonst Jemand daran hindern. Jede Vergabung muß aber urkundlich und im Beisein von 7 Zeugen geschehen. Wer der Kirche ein solches Vermächtniß wieder entzieht, fällt in das Gericht Gottes, in den Kirchenbann und in die bestimmte Strafe, muß das Entzogene zurückerstatten und das gesezliche Friedgeld erlegen. Ein Verfolgter genießt in der Kirche das Asylrecht, und wer dieses an ihm verlezt, bezahlt ihr und der königlichen Kammer 60 Schillinge, nicht allein weil er gegen das Gesez gehandelt, sondern et ut alii cognoscant, quod sit timor Dei in *christianis*, et honorem ecclesiis impendant. Ermordet ein Freier den andern in der Kirche, so verfällt er ihr und dem Fiskus mit derselben Summe und der Familie des Ermordeten mit dem gesezlichen Wiedergeld. Wer ein der Kirche anvertrautes Gut raubt, soll es dem Eigenthümer doppelt, wer es stiehlt 27fach ersezen, und die Kirche selbst mit 36 Schillingen versöhnen. Derselbe 27fache Ersaz hat der Dieb eines eigenthümlichen Guts der Kirche zu leisten, und wer einen ihrer Knechte tödtet, hat ihn, wie einen königlichen Knecht, mit 45 Schillingen zu bezahlen. Wer bewaffnet in die Wohnung eines Bischofs oder Pfarrers eindringt, sühnet es mit 36 Schillingen. Wer einen Bischof ermordet, soll es büßen, wie einen Herzogsmord. Der Mörder eines Pfarrers wird mit 600, der eines Diakons oder Mönchs mit 400 Schillingen gestraft. Kein Diener der Kirche darf ein Eigenthum derselben anders veräussern, als durch Tausch, und kein Laie ein solches besizen ohne urkundlichen Beweis. Die Knechte der Kirche sollen drei Tage für sie, und drei Tage für sich selbst die Feldarbeit besorgen, und ihre Abgaben regelmäßig entrichten. Die Freien oder Kolonen der Kirche leisten ihr dieselben Abgaben, wie die Königsleute an die königliche Kammer. Niemand soll am Sonntage Knechtsarbeit verrichten, weil das Gesez und die heilige Schrift es verbiethen. Ein Knecht, der dies übertritt, soll mit Schlägen gezüchtigt, ein Freier, nach dreimaliger vergeblicher Mahnung, um die Hälfte seiner Erbschaft gebüßt, und bei fernerer Uebertretung mit Verlust seiner Freiheit bestraft werden.“ (S. Lex Alemannorum bei *Urstis.* Script. r. g II, 61.) Pater Neugart (episc. Const. I, 25) sagt: „Dagobertus rex omnem Alemanniam legum emendatione plurimum sibi obstrinxit, *rescissis inde gentilitium superstitionum reliquiis.*“

Lehre des Heilandes erhielt von ihm jenen strengen und finstern Charakter, der ihr späterhin so viele Herzen entfremdet hat. Was übrigens die Klöster der ersten Zeit für die Religion, für Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Landbau geleistet, ist anerkannt genug, und sichert ihnen stets ein würdiges Andenken in der Geschichte. —

Weit weniger, als die Mönchsanstalten, vom Geschicke begünstigt waren die Weltgeistlichen und die Kirchen, welche sie besorgten. Wohl entstunden in gangbaren Gegenden zahlreiche Pfarreien; aber irdisches Gut wurde ihnen nur kärglich zugemessen, und die eigenthümlichen Verhältnisse ihres Entstehens verhinderten auch für ihre Fortdauer jede günstigere Gestaltung ihres materiellen und geistigen Bestandes, wie ihres Einflusses auf die religiöse Bildung des Volkes.

Unsere ältesten Pfarreien sind aus den einzelnen Kirchen und Bethhäusern entstanden, welche die ersten christlichen Bekenner errichtet hatten. Sie befanden sich daher größtentheils in Städten und andern Hauptflecken, also, daß das christliche Volk auf dem Lande, welches fast lauter einschichtige Höfe und Hütten bewohnte, oft einen sehr weiten Weg nach seinem Pfarrort hatte. Allmählig indessen wurde es unter den reichen Gutsbesitzern zur Sitte, auf ihren Höfen selbst solche Kirchen zu errichten, und sie von einem Geistlichen gegen ein geringes Einkommen versehen zu lassen, welche deshalb aber ein Privateigenthum, und aller Abhängigkeit, allem Wechsel eines solchen unterworfen blieben ([15]). In

(15) Den gewöhnlichen Ursprung unserer Pfarrkirchen im 7ten, 8ten und 9ten Jahrhunderte schildert Arx (Gesch. von St. Gallen I, 163) in Folgendem mit urkundlicher Genauigkeit:

„Ein reicher Güterbesitzer, weltlichen oder geistlichen Standes, oder ein Kloster baute auf seinem Maierhofe für seine Zinsleute und Leibeigenen in Form eines Schopfes ein Bethhaus und stellte zur Bedienung desselben Jemanden aus seiner Familie oder einen seiner Leibeigenen an, nachdem er denselben zum Priester hatte weihen lassen. Dieser wohnte auf dem Hofe und bezog darab seinen Gehalt, den ihm der Hofherr entweder in Naturalien oder in liegenden Gütern anwies, welche aber deswegen, wie das Bethhaus selbst, nicht aufhörten, ein Theil des Hofgutes zu seyn, und dem Besitzer desselben zuzugehören. Oftmals war der Priester zugleich Pfarrer und Verwalter des Hofes. Nur selten geschah es, daß eine Kirche gleich bei ihrer Erbauung ein eigenes Vermögen angewiesen bekam. Aber auch dieses war der Hauptsache nach das nämliche; denn die Stifter behielten in beiden Fällen die Kirche und alle derselben Güter und Einkünfte als ihr Eigenthum, welches sie nach Belieben verkauften, vertauschten, zu Lehen gaben, vererbten, und zwar die Kirche, wie den Hof, als Erbmasse in Stücke getheilt, so daß dieselbe Einem ganz, oder halb, oder zum Drittel zufallen

weit bessere Verhältnisse gelangten diejenigen Pfarrkirchen, welche die Klöster auf ihren Dörfern und Höfen errichtet haben, da sie reicher dotirt und besser versehen wurden. Es mochte den Gemeinden vieler weltgeistlichen Pfarreien daher nicht unerwünscht seyn, wenn dieselben an ein Kloster übergiengen. Die Mönche benüzten diesen Umstand auch so emsig, daß die Weltgeistlichkeit um ihre Anstellungen kam, welches den gegenseitigen Haß zum sichtbaren Verderben der öffentlichen Religiösität auf's heftigste entflammen mußte.

Dieses war im allgemeinen der Zustand der kirchlichen Verhältnisse in unsern Heimathgauen, als Karl der Große jene Verordnungen erließ, deren Erfolge in dem tief religiösen Leben der mittelalterlichen Blüthezeit nicht zu verkennen sind. Damals durchdrang der Geist des Evangeliums die Masse, wie er ehedem nur einzelne Bekenner durchdrungen und begeistert hatte. Es zeigte sich ein allgemeines Ringen nach Befreiung aus den Banden der Sinnlichkeit; man gab mit Freuden seine irdischen Güter hin, um sich himmlische zu erwerben; der Größte demüthigte sich freiwillig vor dem Geringsten; der Unterschied, welchen der launische Zufall geschaffen, sollte verwischt seyn vor dem Herrn, der für Alle in den Tod gegangen. Weche Beispiele frommer Selbstverläugnung

---

konnte. Die Geseze ließen alles dieses zu, nur verbothen sie den Patronen (Kirchherren), das Eigenthumsrecht so weit zu misbrauchen, daß sie in den Kirchen ihr Heu und Stroh versorgten, oder die Schindeln ab dem Kirchdache wegnähmen, um ihre Häuser damit zu bedecken, und befahlen, wenigstens über den Altar eine Decke oder Gewölb zu schlagen, damit nicht Unrath oder Regen- und Schnee auf ihn falle.«

»Die Leute, welche in der Nähe eines Hofes wohnten, wo sich eine Kirche mit einem Geistlichen befand, besuchten in selbiger den Gottesdienst, und brachten aus Erkenntlichkeit der Kirche Opfer, oder machten dem Hofherrn zum Besten derselben Vergabungen. Sie bequemten sich allmählig auch, den Zehnten zu entrichten, welchen Karl der Große den Kirchen zum Behufe des Priesters, der Reisenden und Armen zu geben befohlen hatte. Alles dies aber bezog der Eigenthümer der betreffenden Kirche und des damit verbundenen Hofs, dessen Werth solche Einkünfte sehr erhöhten.«

»In der Kirche nahmen Kanzel und Taufstein die Mitte ein. Der Altar war mit einem Kruzifix geziert, und das Hochwürdige war in einer Büchse aufbewahrt. Der Pfarrer bethete des Tagszeiten; er mußte die Psalmen und die Taufgebethe auswendig wissen, und so viele Bücher haben, um in seinen Predigten die christliche Religion wenigstens den Hauptsäzen nach vortragen zu können. Denn die Unwissenheit war bei Einigen so groß, daß die Bischöfe es für nöthig fanden, sie bei den Visitationen zu befragen: ob sie die Episteln und Evangelien lesen, und bei Ausspendung der heiligen Sakramente die lateinischen Formeln, und zwar auch in der vielfachen Zahl, aussprechen könnten.«

und Erniedrigung vom Throne bis herab zur Hütte kennen wir nicht aus dieser schwärmerischen Zeit! Ueberhaupt aber erhielten Religion und Kirche in allen Angelegenheiten bei Weitem den Vorrang; Denkungsart, Sitten und Gebräuche der Nation nahmen einen vorherrschend religiösen Charakter an, und die mittelalterliche Theokratie oder Priesterherrschaft gedieh zur üppigsten Blüthe. Es kann hier nicht dargethan werden, in wie ferne unter dieser Form von einer wahren Entwicklung, von einem Siege des Christenthumes zu reden sey; wir müssen uns begnügen, an die großen Ideen zu erinnern, welche jene Jahrhunderte bewegten, und auf das großartige Gepräge hinzuweisen, welches man an ihren Ueberbleibseln bewundert.

Wiederholen wir zum Schlusse den Gang der Einführung und ersten Entfaltung des Christenthums in unserer Heimath mit einigen Hauptzügen. Das sonderbare Gemengsel von keltischem, römischem und selbst ägyptischem Gottesdienste, welches sich im Anfange der Kultivirung unserer Rheingegend gebildet hatte, wird nach der Erhebung der Christuslehre zur römischen Staatsreligion allmählig von ihr verdrängt, bis sie in allen Hauptorten Obergermaniens die herrschende Kirche ist. In diese Zeit fällt die Gründung der ersten rheinischen Bischofssize, welche unter der Verwaltung frommer Oberhirten zu Pflanzschulen des Evangeliums heranblühen. Da aber brechen die heidnischen Deutschen immer gewaltiger herein, um die verhaßte Römerherrschaft aus dem Vorlande zu verdrängen und das schöne Rheinthal zur neuen Heimath zu machen. Unter diesen Stürmen zerfallen die christlichen Kirchen, und die endliche Eroberung des Landes durch die Franken und Alemannen gibt ihnen den Todesstoß. Doch siehe da — aus ihrem Grabe erstehen sie nur zu erneutem, freudigerem Leben!

König Klodwig wird Christ und erobert das christliche Gallien, worauf sich das ganze fränkische Volk zum Evangelium bekennet. Die Alemannen indessen, obgleich besiegt und dem Sieger zinsbar, widerstreben dem neuen Glauben noch. Im Stillen aber wirkt der Geist desselben unter ihnen und überwältigt, von mancherlei Ereignissen und Umständen unterstüzt, allmählig auch diese hatnäckigen Verehrer des Wodan. Doch hatte sich die Kraft der jungen Kirche an ihnen gleichsam erschöpft, und sie bedarf jezt einer Stärkung und Erneuerung, die ihr von Aussen kommen muß. Es erscheinen die Glaubenshelden von den brittischen Inseln. Sie bringen neue Liebe, neue Begeisterung für die Christuslehre, neue Kräfte für die Arbeit der Kirche, aber im Gewande des Mönchthums. Und nun, unter dem befördernden Einflusse des fränkischen Hofs und der einheimischen Großen, bei der so günstigen Wirkung

des alemannischen Gesezes, erheben sich eine Menge von Kirchen und Klöstern ([16]), und die lezte Spur des Heidenthums ist verschwunden. Es lebt nur noch als Erinnerung in den Sagen des Volkes, verabscheut und verspottet. Die Boten des Evangeliums aber, welche seine Gözen gestürzt, erscheinen als Werkzeuge der Erlösung, werden mit der Glorie des Märtyrerthums und der Wunderthätigkeit umgeben, und als Schuzheilige und Fürbitter gläubig verehrt. Ihr Vorbild ([17]) wirkt für die praktische Moral des Volkes in demselben Maße, wie das Wort der göttlichen Lehre selbst für die Erleuchtung und Bildung der Seele. Man vergabet an ihre Altäre Güter über Güter und macht die Kirche reich, für deren Gründung und Erhebung sie gearbeitet, gelitten und in den Tod gegangen. Dies war das erste Christenthum unserer Heimath ([18]).

---

(16) Die Völker der alten Welt waren ihrem Götterdienste entwachsen; er gab ihnen für die Leiden ihrer Ueberlebtheit keinen Trost mehr — sie fühlten das Bedürfniß eines neuen, höhern Glaubens. Daher die schnelle Aufnahme des Christenthums unter ihnen. Die germanischen Stämme dagegen, jung und unverdorben, wie sie waren, hiengen noch fest an ihren Göttern, denen sie die Ueberwältigung der römischen Tyrannei verdankten. Es bedurfte also wohl der energischen Thätigkeit und Ausdauer des Mönchthums, um dem Evangelium in Deutschland festen Boden zu gewinnen und das Gebäude der Kirche daselbst zu vollenden.

(17) »Intuere sanctorum patrum *vivida exempla*, et videbis, quam nihil sit, quod *nos* agimus. Deo servierunt in fame et siti, in frigore et nudidate, in labore et fatigatione, in persecutionibus et opprobriis. Quam multas et graves tribulationes passi sunt Apostoli, Martyres, Confessores et Virgines! Omnibus divitiis et honoribus renunciabant, in vera humilitate stabant, in simplici obedientia vivebant, in caritate et patientia laborabant. Testantur adhuc vestigia derelicta, quod vere *viri sancti* fuerunt, qui tam strenue militantes, mundum suppeditaverunt, dati nobis in exemplum.« *Thom. á Kempis*, de imit. Chr. I, 18.

(18) Dieser Aufsaz ist die Frucht der Lektüre von C. J. Hefele's verdienstvoller »Geschichte der Einführ. des Christenthums im südwestl. Deutschland. Tübing. 1837.«

Rudolf der Erste,

König der Deutschen.

König Rudolf der Erste, der Wiederhersteller Deutschlands und Gründer des Hauses Oestreich, war der älteste Sohn Graf Albrecht des Weisen von Habsburg und Frau Heilwigs von Kyburg. Seine Geburt fiel auf den ersten Mai des Jahres tausend zweihundert und achtzehn, in dieselbe Zeit, da mit Herzog Berthold dem Fünften das Haus Zäringen in seiner Stammlinie erlosch. Rudolfs Geburtsstatt aber ist das Schloß Limburg am Kaiserstuhl (1). Graf Albrecht mochte daselbst wohnen, weil er die Landgrafschaft des Elsaßes verwaltete. Es war ein Umstand, welcher das Schicksal unseres Helden bestimmt hat. Denn da sich Kaiser Friedrich damals gerade zu Breisach aufhielt, so erbat ihn Graf Albrecht zum Taufpathen seines Erstgeborenen. Durch den Kaiser aber kam der junge Rudolf an den Hof und nach Italien, wo er zu demjenigen Ruhm den Grund legte, der ihm nachmals auf den Thron der Deutschen verhalf!

Indem Rudolf unter den Waffen heranwuchs, empfing sein Charakter eine entschieden kriegerische Richtung. Vom vier und zwanzigsten Lebensjahr bis zur Erlangung der königlichen Würde hat er über zehn Fehden gegen meist überlegene Feinde mit so ausnehmendem Glücke geführt, daß der Ruf seines Schwerdtes in ganz Elsaß, Helvetien und Schwaben verbreitet war.

Jedoch wirkte Rudolf auch gerne in friedlichen Kreisen. Er unterstüzte die Klöster und zeigte sich als Freund des Volkes. Daher ehrte ihn die Geistlichkeit, wie ihn der Adel hochschäzte, und seine Frömmigkeit fand nicht weniger Lobredner, als seine Tapferkeit. Bei Bürgern

(1) Abgesehen davon, daß sich mancherlei wichtige Ereignisse der badischen Geschichte an das Leben Rudolfs von Habsburg knüpfen, so berechtigt uns schon sein Geburts- und öfterer Aufenthaltsort, ihn als unsern Landsmann zu betrachten und in der Badenia aufzuführen. Die Trümmer von Limburg ruhen noch auf der vereinzelten Höhe bei Sasbach am Rheinufer, wo man eine vortreffliche Aussicht in die ganze Runde der Umgebung genießt.



KÖNIG RUDOLFS I

Grabmal, wie es ehedem im Dom zu Speier zu sehen war.


B
MÜNCHEN

und Landleuten aber genoß der Graf ein solches Vertrauen, daß ihm die Züricher, hierauf die schweizerischen Waldstätte, endlich die Bürger von Straßburg ihre Hauptmannschaft übertrugen. Mit jenen hat er die stolzen Freiherren von Regensberg, und die mächtigen Grafen von Tokenburg gedemüthigt; in den Waldstätten stillte er die blutige Partheiung der Geschlechter von Gruba und Schachdorf, den Straßburgern aber half er wider die Willkühr Bischof Walthers von Geroldsek ihre städtische Freiheit behaupten.

Nicht so ehrenhaft, wie diese Fehden, waren freilich seine frühern gegen den Freiherrn von Tiefenstein, gegen seine Vettern von Habsburg-Laufenburg, gegen seinen Oheim von Kyburg, und die spätere gegen den Bischof von Basel. Wozu aber konnte ein Mann, wie Rudolf, in einer Zeit, wie das Zwischenreich, durch Ehrgeiz und Geldnoth nicht verleitet werden? Jedenfalls muß man gestehen, wenn der Mord des Tiefensteiners, wenn der Ruin der Laufenburger und das Elend manches Unschuldigen auch schwer auf dem Grafen von Habsburg lastet, so war er gleichwohl noch vielfach besser als seine Verhältnisse, als seine Umgebung und seine Zeit.

Von Ulrich von Tiefenstein wird erzählt, daß er den Grafen persönlich gereizt habe; seinen väterlichen Oheim von Laufenburg beschuldigte Rudolf der Uebervortheilung während seiner Minderjährigkeit; an seinen mütterlichen Oheim von Kyburg aber that er so häufige und ungestüme Geldforderungen, daß ihn derselbe enterbte und all' sein Gut an das Domstift Straßburg vermachte. Dieselben Forderungen that Rudolf auch an seinen Vetter, den Bischof von Basel, und zerfiel darüber gleichfalls mit ihm. Diese Mißhellung benüzte der Graf, um die lezte Macht aus dem Wege zu räumen, welche ihn hindern konnte, Herr der oberrheinischen Lande zu werden. Der Krieg entbrannte schnell und heftig und war die bedeutendste von den habsburgischen Fehden. Rudolf konnte sie wagen, nachdem er durch jenen Sieg über Bischof Walther die kyburgische Schenkung vernichtet und sich in den Besiz der reichen Erbschaft gesezt hatte; auch war es seiner Klugheit gelungen, in dem Abte von Sankt Gallen einen gefährlichen Feind zu versöhnen und zum Bundesgenossen zu gewinnen.

Schon hatten die gegenseitigen Einfälle und Verwüstungen einige Jahre gedauert, als es im September zwölfhundert drei und siebzig zu einem Hauptschlag kommen sollte. Das Heer des Grafen lag auf einer Anhöhe vor Basel, und das bischöfliche Volk war gerüstet, die Stadt zu entsezen. Eine Schlacht schien unvermeidlich, und bei dem Kriegsglücke Rudolfs war es sicherlich um den Bischof gethan. Da aber traten

einige Herren der Nachbarschaft dazwischen, welchen es gelang, einen Waffenstillstand zu vermitteln.

In denselben Tagen saßen zu Frankfurt am Main die deutschen Fürsten versammelt, um endlich den Gräueln des Zwischenreichs durch die Wahl eines entschiedenen Oberhauptes ein Ziel zu setzen. Nachdem bereits mehrere Namen bezeichnet worden, erhob sich Erzbischof Werner von Mainz und sprach für den Grafen von Habsburg. Er habe ihn kennen gelernt und bisher mit allem Beifall beobachtet. Rudolf sey ein tapferer, kluger, frommer und biederer Mann, ein Herr ohne gefährliche Hausmacht und der Vater von drei liebenswürdigen Töchtern. Diese Rede gab den Ausschlag. Die sechs anwesenden Kurfürsten erwählten einstimmig den Grafen Rudolf von Habsburg zum König der Deutschen. Die siebte Stimme, welche dem König von Böhmen zustund, wurde übergangen, weil er nicht persönlich erschienen war.

Die Nachricht von der neuen Königswahl brachte der Burggraf von Nürnberg in das Lager bei Basel. Als der Bischof sie vernahm, rief er höhnisch aus: „Size fest, Herr Gott, sonst besteigt er auch noch deinen Thron.“ Rudolf aber freute sich in Demuth seines Glückes, hob die Belagerung auf, gab die Gefangenen frei und sagte zu den Seinigen: „Habt Friede mit Allen.“ Da erscholl es von tausend und tausend Lippen: „Es lebe der König!“

Schon frühzeitig hatte sich in Rudolf der Trieb nach einer Laufbahn entwickelt, welche er in den beschränkten Fußtapfen seiner Väter nicht verfolgen konnte. Die gesezlose Zeit des Zwischenreichs begünstigte diesen Trieb, und es entstund der Plan des Grafen, durch Eroberung derjenigen Territorien am Rhein und auf dem Schwarzwald, welche seiner Botmäßigkeit nicht schon unterlagen, die habsburgischen Stammgüter mit den elsäßischen Besizungen zu verbinden, und solchergestalt in diesen gesegneten Landen ein mächtiges Fürstenthum für sein Haus zu gründen. Das Unternehmen war kühn genug und hatte den glänzendsten Fortgang. Da überraschte den Grafen, in seinem kräftigsten Mannesalter, ein Glück, wovon er niemals träumen konnte, und welches er um so mehr verdiente, je weniger er es misbraucht hat.

Von Basel begab sich Rudolf am Rheine hinab nach Achen, wo unter einem ungeheuern Volkszulaufe seine Krönung geschah. Als er nach dieser Feierlichkeit den Fürsten ihre Lehen ertheilen sollte — siehe, da fehlte das Scepter, so sehr hatte man während des Zwischenreichs alles verschleudert und vergessen. Es trat eine peinliche Spannung ein, und schon sprachen einige Uebelgesinnten von Aufschub. Rudolf indessen wußte sich zu helfen, er trat an den Hochaltar, ergriff das Kruzifix,

küßte es und sagte: „Dieses Zeichen, in welchem die ganze Welt erlöset werden, mag wohl ein königliches Scepter ersezen“ (2).

Als Graf war Rudolf der Mann des Kriegs gewesen, als König ward er der Mann des Friedens (3). Schon der erste Schritt seines Regimentes betraf die Wiederherstellung des öffentlichen Rechtszustandes, der gesunkenen Ordnung und Sicherheit. Klar und entschieden legte er der Reichsversammlung zu Nürnberg, im Herbste zwölfhundert vier und siebzig, seine Wünsche und Entschlüsse für das Wohl von Deutschland zu Tage. Vor allem sollten Handel und Wandel durch Säuberung der Straßen von dem Unwesen des Raubadels, durch die Befreiung der Flüsse von ungerechten Zöllen, durch Beschirmung der Städte und Märkte, wieder neues Leben erhalten. Alsdann sollten dem Reiche alle während des Interregnums entzogenen Lehen und Güter zurückgestellt und dadurch das Gewicht und Ansehen der königlichen Würde neu begründet werden. Endlich sollte allen Reichsständen die Bestätigung ihrer Privilegien und Rechtsamen gewährt seyn, in so ferne sie bereit wären, den allgemeinen Landfrieden feierlich zu beschwören.

Die Heiligachtung der Rechte und der Gerichte wurde zum obersten

---

(2) Ueber die Wahl und Krönung Rudolfs hat man folgende alten Verse:

»Comes in *Habsburg* et in Kiburg, Landgraviusque
Alsatiae, merito tituli pollens utriusque,
Francfurti festo Michaëlis stemmate septus
Magnatum, regni Romani culmen adeptus.
Hectora pugnando, Titum bona dando, Catonem
Moribus exsuperans, regit omnia sub *ratione*.
Ecce, coronatur, leo surgit, ad alta levatur,
Regno ditatur, ceu diva Sibylla profatur.
Bis sexcentos septuaginta tres nota Christi
Annos, quando Rex factus, *Rudolfe*, fuisti.
Te regem procerum fecit Deus ipse procerum,
Cordeque sincerum, nunc *mitem*, nuncque *severum*.
Teque coronat eâ procerum collectio luce,
Quando dies Martis est post sollemnia Lucae.
Papa sedet decimus Gregorius. Hic quoque primus
Rudolfus rex est, si gesta notare velimus.«

(3) Sehr schön drücken diese Verwandlung (durch eine Anspielung auf den Löwen des habsburgischen und den Adler des Reichswappens) einige Verse aus, welche wie die obigen der Zeit Rudolfs angehören:

»Tu *Comes* in clipeo gestas insigne *Leonis*,
Quem velut ad *praedam* distento corpore ponis.
Sed *Rex* fers *aquilam*, quae transvolat omnia, claris
Signans indiciis, quod cunctis praedominaris.«

Grundsaze der Wiedergeburt des zerrütteten Reichs gemacht, und während Rudolf sich selbst dem oberrichterlichen Urtheile des Pfalzgrafen-Gerichtes unterwarf, sollte Jedermann über gegründete Beschwerden von ihm gehört werden, wie er unter anderm, als die Wache einen armen Mann vom Throne zurückwies, unwillig ausrief: „Bin ich denn König geworden, um unzugänglich zu seyn?“

Diesen Geist athmete der erste Reichstag König Rudolfs. Er sezte das Wort Landfrieden zum Motto für seine ganze Regierung. Die Fürsten konnten es deutlich wahrnehmen, daß sie wieder unter einem kräftigen Oberhaupte stünden, und die Nation konnte sich Glück wünschen, wieder einen väterlichen Schirmer und Richter erhalten zu haben.

Rudolfs zweiter Schritt betraf seine Krönung zu Rom. Sie sollte kein leeres Gepränge seyn, sondern ein Symbol des Friedens der ganzen Christenheit. Die vergeblichen Kämpfe der früheren Kaiser gegen den römischen Stuhl hatten ihn weise gemacht ([3]); er sah die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges seiner Bestrebungen nur in der Aussöhnung der päbstlichen Schlüssel mit dem kaiserlichen Schwerdt, in der Eintracht zwischen Kirche und Staat. Daher die Nachgiebigkeit des Königs rücksichtlich seiner italienischen Ansprüche, und seine Bereitwilligkeit für den Kreuzzug, welchen Pabst Gregor damals betrieb.

Die Zusammenkunft beider Theile zu Lausanne, im Oktober zwölfhundert fünf und siebzig ([4]), hatte den befriedigendsten Erfolg. Der König nahm mit seiner ganzen Familie und seinem Gefolge das Kreuz, nachdem er schon früher in einem Briefe geäußert, die Kreuzfahrt liege ihm um so näher am Herzen, da die Gebeine seines Vaters im heiligen Lande ruhten. Ferner versprach und schwur der König, der Kirche sowohl die angesprochenen Lande in Italien zu überlassen, als sie überhaupt im Besize ihrer Güter kräftigst zu beschirmen. Dagegen genehmigte der Pabst nicht allein die Krönung Rudolfs zum römischen Kaiser, sondern versicherte ihm auch eine bedeutende Summe Reisegeld für seinen Römerzug.

---

(3) Rudolf soll gesagt haben, Caesarum vestigia hactenus in *ingressu* Italiae laeta fuisse, sed in *reditu* tristia. Daher:

> «Olim quod vulpes aegroto cauta leoni
> è Flacco dixit: quia me vestigia terrent,
> Omnia quae *antrorsum* spectant, sed nulla *retrorsum*.»

(4) Folgender alte Reimvers, den man auf diese Zusammenkunft gemacht hat, nennt fälschlich das 73ste Jahr:

> «Bis sexcenti septuaginta tresque stetere
> Anni, *Lausannae* dum Rex et Papa fuere.»

Man sieht also, beide Häupter meinten es redlich, sie erkannten ihre erhabene Stellung, sie wollten ein friedliches Oberregiment der seit langem traurig getrennten Christenheit, und wenn sowohl der Kreuzzug als die Krönung unterblieben, so war hieran nur der frühe Tod des Pabstes und die veränderte Gesinnung seiner Nachfolger schuld.

Wir kommen zum dritten Hauptschritte Rudolfs. Von allen Fürsten des Reiches wollten ihn nur zwei nicht anerkennen, König Ottokar von Böhmen, weil er selbst nach dem deutschen Thron getrachtet hatte, und Herzog Heinrich von Niederbaiern, welcher wegen seiner Familienhändel für jenen Parthei nahm. Beide waren weder auf dem Nürnberger Reichstage erschienen, noch leisteten sie den fernern Vorladungen eine genügende Folge. Solchen Ungehorsam mußte Rudolf mit aller Strenge ahnden, wenn er sein Ansehen als Reichsoberhaupt nicht preisgeben wollte. Er fühlte dies deutlich genug, und sein entschiedenes Auftreten trug den Sieg davon. Herzog Heinrich fügte sich gütlich, während Ottokar das Opfer seines fortgesezten Widerstandes ward, und durch sein Blut die strafende Majestät des Königs verherrlichte.

Nirgends zeigte Rudolf seinen Muth, seinen Verstand und sein Vertrauen auf die gute Sache so glänzend, wie in diesem Krieg. Ottokar hatte Geld und ein zahlreiches Heer. Dem König mangelte beides. Dabei lebte im Reich eine starke Parthei, welche triumphirend ihr Haupt erhob, sobald sein Glück zu schwanken begann. Es war nicht zu bezweifeln, durch den Sieg Ottokars wäre Rudolf gestürzt gewesen, er wagte also Alles — Ehre, Thron und Leben!

Als bei Eröffnung des ersten böhmischen Feldzugs den König Jemand fragte, wie es mit dem Kriegsschaze zu halten sey, antwortete er ruhig: „Ich habe keinen. Diese fünf Schillinge sind all' mein Geld; aber ich vertraue auf Denjenigen, der mir bisher geholfen hat.“ Und siehe, nach wenigen Wochen, noch ehe ein entscheidender Schlag geschehen, war es an dem, daß Ottokar um Frieden bat!

Diesen Umschwung hatte zunächst ein Bündniß Rudolfs mit dem Könige von Ungarn herbeigeführt. Der darauf erfolgte Friedensschluß von Wien nöthigte den stolzen Böhmen zur Anerkennung des neuen Reichoberhauptes. Er stellte die Länder Oestreich, Kärnthen, Krain, Steier- und Windischmark dem Reiche anheim, beugte das Knie vor des Königs Majestät und empfing von ihm die Belehnung mit den Reichslehen seiner Krone. Befestigt sollte dieser Friede werden durch eine doppelte Blutsverwandtschaft des habsburgischen und böhmischen Hauses, denn für Rudolfs jüngsten Sohn war eine Tochter Ottokars, und für dessen Sohn Wenzel eine Tochter des Königs bestimmt.

In der Seele Ottokars aber gährte es fort. Seine Demüthigung

reizte ihn zur Rache auf, und das Spiel der Partheien führte bald genug einen entschiedenen Bruch mit dem Könige herbei. Es war im Sommer des Jahres tausend zweihundert acht und siebzig, als beide Theile sich neuerdings rüsteten. Mit einem gleich starken Heer, wie im vorigen Feldzug, rückte Ottokar heran, während Rudolf mit den alten Hindernissen zu ringen hatte. Doch blieb ihm der alte Muth, und auch die alten Freunde fanden sich wieder ein, tapfere Mannschaft aus Deutschland und zahlreiches Volk aus Ungarn. Auf der Ebene, wo sich der Marchfluß in die Donau ergießt, trafen die Heere zusammen. Der König mochte die Größe des Augenblickes fühlen; es mochte ihm schwer auf das Herz fallen, wie Vieles auf der Spize seines Schwerdtes beruhe; aber das Vertrauen auf den Lenker der Schlachten stärkte ihn. Der Kampf hub an; die Massen drängten sich, hierhin, dorthin. Pözlich wurde Rudolf von vier Verschwornen umringt, das Pferd stürzte unter ihm zusammen, er schien verloren, nur seine Geistesgegenwart half ihm noch. Eine Schaar Getreuer eilte herbei, der Kampf begann mit neuer Wuth und die Böhmen fiengen an zu weichen. Umsonst harrte Ottokar auf seine Nachhut, sie war treulos davongegangen. Da warf er sich verzweifelnd in das Getümmel, wo ihn zwei seiner bittersten Feinde überfielen und erbarmungslos niederhieben. Mit vierzehen Wunden bedeckt gab der Gefallene seinen Geist auf. Der Tag war entschieden, die Ehre Rudolfs, der Bestand seines Hauses, die Ruhe Deutschlands und der Christenheit waren gerettet ([5]).

---

(5) Die Chronik von Zwiefalten hat hierüber den Vers aufbewahrt:

»*Rudolfo* rege per bella petente Bohemum,
Vicit eum, jura Regni cedunt sibi demum.«

Vortrefflich aber besinget diesen glorwürdigen Sieg der Dichter Konrad von Würzburg, ein Zeitgenosse Rudolfs, in folgenden Strophen:

„Dem Adelar von Rome würdiglichen ist gelungen,
Wenn er Krähnvögel hat mit seiner Kraft bezwungen.
Er hat Lob erschwungen
(Durchlauchtiq, lauter) unde Glanz.
Er Habch' und Falken zwang zu Osterlanden und in Styre,
Das mag in Füll' erschrecken wohl die Raben und die Gyre.
Rubinen und Saphire,
(Wie billig) zieren seinen Kranz.
Sein Glück und seine Kraft entsize, was nun Wildes lebet,
Es gehe, oder schwimme, oder ob es schwebet,
Ob dem kann er wohl fliegen;
Kein Vogel kann aus allen Landen wider ihn nun kriegen.
Sich mußt' ein Löw' aus Böheim unter seine Klauen schmiegen.
Er ist ohne Triegen,
Fest und an hohen Ehren ganz.“

Nach der Schlacht auf dem Marchfeld verweilte König Rudolf bei fünf Jahren in Oestreich, um die Angelegenheiten dieses Landes zu ordnen. Es war keine geringe Arbeit, die böhmische Parthei zu beschwichtigen, die unruhigen Großen im Zaume zu halten, und den vielfach sich widersprechenden Wünschen des Volkes zu genügen. Auch wurde Rudolf durch deutsche und italienische Geschäfte fortwährend unterbrochen, und durfte über der Menge des Einzelnen das Ganze nie aus dem Auge verlieren. Um so mehr bewundern wir seine Klugheit und Thatkraft, welche er bald darauf in neuer drohender Gefahr, gegen einen Feind im Herzen des Reiches, bewähren sollte.

Es galt jezt den vierten Schritt für die Behauptung des königlichen Ansehens und der Ruhe von Deutschland, es galt die völlige Unterdrückung eines gegen jenen Befehl der Heimgabe aller Güter und Lehen, welche seit langem dem Reiche entzogen worden, gebildeten Bündnisses. Dieser Befehl traf die angesehensten Großen in Schwaben, an deren Spize der Graf von Wirtemberg stund. Sie hatten den Tod Herzog Konradins während der kaiserlosen Zeit dazu benüzt, ihre Besizungen zu arrondiren und sich die herzogliche Gewalt darüber anzumaßen. Auf solche Art waren sie von abhängigen Grafen zu selbstständigen Fürsten emporgestiegen, und wollten diese Stellung nicht wieder opfern. Hatte doch Rudolf, ehe er König war, das Gleiche gethan, und jezt sollten sie sich einen Herzog von ihm sezen und ihre Macht vernichten lassen? Umsonst war Rudolf schon vor dem böhmischen Krieg strafend gegen sie zu Felde gezogen (6); ihre Hartnäckigkeit rief ihn abermals herbei. Nachdem er zu Nürnberg strenge Gewaltsverbote erlassen und zu Mainz den Landfrieden erneuert hatte, kam es zu wiederholten heftigen Fehden mit den verschwornen Grafen, deren Unterwerfung beinahe schwieriger war, als die Eroberung von ganz Oestreich gewesen. Endlich jedoch führte die Belagerung von Stuttgard einen dauernden Frieden herbei, welcher im Oktober zwölfhundert sieben und achtzig zu Eßlingen geschlossen ward. Die Hauptsache konnte der König dadurch für erreicht halten, nur darin hatte er nachgeben müssen, daß Schwaben keinen Herzog mehr erhielt, sondern unmittelbar unter dem Reiche verblieb.

Während des schwäbischen Krieges aber that Rudolf noch einen anderen Schritt. Der plözliche Tod seines jüngsten Sohnes mahnte ihn

---

(6) Doch nicht völlig umsonst! Markgraf Rudolf von Baden, welcher dem aufrührerischen Bündnisse ebenfalls angehörte, hatte sich damals dem Könige unterworfen und lebte von dem an in freundschaftlichster Verbindung mit ihm. Vergl. Sachs II, 23.

an die Versorgung der beiden ältern. Es sollten ihnen jene Länder zugewendet werden, welche er mit so vielem Schweiß und Blut der Gewalt Ottokars entrissen hatte. Ein glänzender Reichstag zu Augsburg, im Dezember zwölfhundert zwei und achtzig, war dazu ausersehen. „Dieweil das Reich, sprach der König zu den versammelten Fürsten, mir und den Meinigen die Wiedererlangung der östlichen Länder zu verdanken hat, so ist es billig, daß mein Haus dafür belohnt werde. Ich habe daher beschlossen, die Fürstenthümer Oestreich, Krain, Windisch- und Steuermark, mit eurer Zustimmung an meine Söhne Rudolf und Albrecht zu verleihen.“ Als hierauf kein Widerspruch erfolgte, nahm Rudolf sofort die feierliche Belehnung vor. Sein nächster Wunsch war erfüllt — die Gründung einer imponirenden Hausmacht.

Nach der Beruhigung Schwabens zog der König gegen einige ungehorsame Städte im Südwesten des Reiches, und gegen den Pfalzgrafen von Hochburgund, welcher damit umging, die Oberlehensherrlichkeit seiner Lande dem Könige von Frankreich zuzuwenden. Dieser Feldzug endigte eben so glücklich, als er wegen Mangel an Lebensmitteln schwierig war. Man hatte den König im Kriegsrathe gefragt, womit er sein Volk in der hochburgundischen Wildniß speisen wolle? „Gerade deswegen, erwiderte er, ungesäumt in's Treffen! Erlangen wir den Sieg, so haben wir zu essen genug, und werden wir gefangen, so muß uns der Feind erhalten.“ Die Burgunder indeß zogen die Sicherheit eines gütlichen Vergleiches der ungewissen Entscheidung des Schwertes vor und unterwarfen sich ihrem Kaiser und Herrn. Rudolf verließ den Südwesten nun gleichfalls beruhigt, und wendete sich nach Thüringen, wo ein verderblicher Krieg zwischen den Gliedern des herrschenden Fürstenhauses seine Gegenwart erheischte. Er schlichtete aber nicht allein diesen Familienstreit und eine Menge anderer Mishellungen, sondern reinigte das Land auch von dem Raubadel, welcher daselbst mehr als anderswo überhand genommen hatte.[1] Und um die Wohlthaten seines Aufenthaltes in Thüringen zu krönen, ließ König Rudolf von den Großen des Landes zu Erfurt einen Landfrieden beschwören, und stellte zur Bewachung desselben einen eigenen Statthalter auf.

In allen bisherigen Unternehmungen und Geschäften hatte sich Rudolf des Rathes und der Feder eines Mannes bedient, welchem an dem Verdienste seiner ruhmvollen Reichsverwaltung ein großer Antheil gebührt. Es war Bruder Heinrich von Isny, sein Beichtvater und Geheimschreiber, zuerst Bischof in Basel, hernach Erzbischof und Reichskanzler zu

Mainz (⁷). Gelehrt, geistvoll, gewandt und beredt, als Mönch von strengen Grundsäzen, aber nichts desto weniger human und aufgeklärt, dabei unermüdlich thätig und ausdauernd, entsprach er vollkommen seiner wichtigen Stellung als der vertrauteste Freund und Rathgeber des Königs, der ihm selbst in folgenden Worten das beste Lob ertheilte: „Stets hat uns Bischof Heinrich sowohl in den drohendsten Gefahren als überhaupt in allen Geschäften und Anliegen solche getreue und ersprieſsliche Dienste geleistet, daß Wir ihn mit besonderer Liebe im Herzen tragen und nie aufhören werden, solches öffentlich zu bekennen.“ Dieser Mann aber starb, nachdem er als königlicher Statthalter das Gericht des thüringischen Landfriedens geordnet hatte, mitten in seiner segensreichen Thätigkeit, und König Rudolf sollte es bald genug empfinden, welch' herber Schlag des Schicksals der Hintritt Heinrichs für ihn, für sein Haus und für ganz Deutschland war.

Erst im Winter des Jahres zwölfhundert und neunzig begab sich Rudolf aus den nördlichen Theilen des Reiches wieder nach den südlicheren. Sein vornehmstes Geschäft bestund jezt in der Erneuerung des großen Landfriedens. Es geschah auf einem Reichstage zu Speier. Von da machte er einen Besuch in seinen Stammländern am Oberrheine und kehrte alsdann zurück nach Frankfurt, wohin er einen Reichstag versammelte, um seine lezte Angelegenheit zu bewerkstelligen. Dieselbe betraf die Wahl seines Sohnes Albrecht zum römischen König, an deren Ausführung er nicht zweifeln konnte, nachdem das Nämliche noch keinem seiner Vorgänger mislungen war. Gleichwohl betrog sich Rudolf in dieser Hoffnung. Sie scheiterte an dem Widerstande Gebhards von Eppenstein, welcher nach Heinrich von Isny den Stuhl zu Mainz erhalten hatte, und ein alter Feind des Königs war. Dieser Mann stellte den Fürsten vor, daß das Haus Habsburg jezt viel zu mächtig sey, um für die deutsche Freiheit nicht gefährlich zu werden, und daß der Sohn keinen Charakter besize, wie der Vater. In der That war Albrecht durch seinen finstern, tyrannischen Geist schon allenthalben verhaßt, und so blieb dieser lezte, angelegentlichste Wunsch des alten, hochverdienten Königs unerfüllt.

Höchst misvergnügt hierüber verließ er Frankfurt und reiste nach dem Elsaß. Da befiel ihn plözlich eine auffallende Schwäche, deren An-

(7) Er war geboren im Jahr 1222, trat in den damals neu gestifteten Franziskaner Orden, studierte zu Mainz, und lernte als Klosterguardian zu Luzern den Grafen von Habsburg kennen, der ihn sofort von Stufe zu Stufe emporhob bis zur höchsten geistlichen Stelle in Deutschland.

bauer sein nahes Lebensende verkündigte. Rudolf fühlte dieses selbst, und sagte mit ruhiger Entschlossenheit: „So bringet mich denn zurück nach Speier, in die Gruft meiner Vorfahren.“ Noch wenige Tage verbrachte er hier im Schoose seiner Vertrauten, und legte alsdann das müde Haupt, um ruhig zu einem bessern Leben zu entschlafen. König Rudolf der Erste verstarb seines Alters im vier und siebzigsten, christlicher Zeitrechnung im tausend zweihundert ein und neunzigsten Jahr (8), nachdem er achtzehn Jahre hindurch die Zügel des Reiches gelenkt, in dreizehn Schlachten gesiegt, und mehr als einmal nur wie durch ein Wunder dem Schwerdt seiner Feinde entgangen!

Die Jahrbücher der Dominikaner von Kolmar beschreiben den König folgendermaßen: „Rudolf war von hoher (denn er maß sieben Schuh in der Länge) und angenehmer Gestalt, hatte ein kleines Haupt, geringen Haarwuchs, ein bleiches Antliz, und eine stark gebogene Nase. In allen Genüssen war er mäßig, überhaupt ein weiser und ein kluger Herr.“ In andern Chroniken liest man, daß er mit hohem Ernst eine zutrauliche Freundlichkeit verbunden, daß er das bürgerliche Leben geliebt, alles Gepränge verschmäht habe, und allezeit, ausser da er vor dem Pabste erschien, sehr schlicht gekleidet gewesen sey.

Es ist in unzähligen Geschichtbüchern aus allen Jahrhunderten, seit den Tagen Rudolfs von Habsburg bis auf die unsrigen, das Lob desselben beinahe einstimmig ausgesprochen und dadurch genügsam anerkannt worden, welche Wohlthat der Himmel dem deutschen Vaterlande durch das Geschenk dieses Königs erwiesen habe. Stets aber nöthigt uns die nähere Betrachtung seines öffentlichen und Privatlebens, seines Wirkens und Strebens, eine neue Bewunderung ab! Wir finden in Rudolf nicht die geniale Größe seines Taufpathen, Kaiser Friedrich des Zweiten; das Geheimniß der seinigen lag in der glücklichen Vereinigung von minder glänzenden Eigenschaften, welche ihn gerade aber für die vom Schicksal empfangene Stelle vollkommen eigneten. Er sollte Deutschland vom Rande des Untergangs, von der politischen Auflösung, von der Anarchie des täglichen, tausendfältigen Krieges, auf den sichern Boden des Gesezes, der Einigkeit und Ordnung zurückführen. Diese Aufgabe war schwer. Rudolf löste sie, weil er sich völlig darauf beschränkte; er löste sie durch seine kluge Passivität gegen Aussen, und seine energische Aktivität im Innern. Wenn er sich von dem Parteikampfe der Guibelinen und Guelfen nicht frei, wenn er mit dem Pabste nicht

---

(8) Rudolfs Grabmahl zu Speier soll folgende Inschrift tragen:
„Mortuus est anno milleno C triplicato,
Sex minus atque tribus Julii Rex mense Rudolfus.“

Frieden hielt, und nicht sorgfältig vermied, in das von den Schlägen des Faustrechts erschütterte Reichsgebäude noch die Brandfackel eines kirchlichen Krieges zu werfen, wie konnte er dasselbe retten und neu befestigen?

Obgleich Rudolfs Ansehen in Italien so groß war, daß ein dortiger Geschichtschreiber sagen konnte, er hätte nur in das Land kommen dürfen, um davon Herr zu seyn, hielt ihn seine Klugheit dennoch möglichst von den welschen Angelegenheiten zurück, und er verkaufte sogar einen ziemlichen Theil italischer Besizungen, um sowohl einer lästigen Verbindung los zu werden, als mit dem Erlöse die vaterländische Sache zu unterstüzen. Verdankte aber Rudolf dieser Politik gegen Aussen einen unberechenbaren Gewinn an Zeit, an Geld und Kraft, so gewann ihm seine innere das Vertrauen der Nation und damit den segensreichen Erfolg seines Regiments. Der König regierte, indem er, fern von allem despotischen Gebrauche seiner Macht, streng und gewissenhaft im Geiste der Reichsverfassung die bestehenden Geseze handhabte und verwaltete. Es handelte sich bei der Wiederherstellung der zerrütteten Reichsverhältnisse weniger um neue Geseze und Einrichtungen, als um die Geltendmachung der alten. Denn das herrschende Uebel lag mehr in der losgebundenen Kraft des Zeitalters als in einer moralischen Krankheit, welche durch die Arznei einer neuen künstlichen Gesezgebung hätte gehoben werden müssen; es lag in der Auflösung derjenigen Bande des Staatsvertrags, welche sich im obersten Reichshaupte vereinigten, in dem misbrauchten Rechte der Faust, in der schrankenlosen Freiheit der Selbsthilfe. Ein Kaiser von großen Planen hätte diese wilde Kraft einseitig benüzt; ein despotischer hätte sie gegen sich aufgereizt, und ein schwacher wäre ihr erlegen. Rudolf aber ergriff die Zügel des Reiches mit starker Hand, und lenkte sie mit weiser Mäßigung. Und so gelang es ihm, auf dem zwanzigjährigen Tummelplaze des tobenden Fehdegeistes und der faustrechtlichen Willkühr den Landfrieden, die erste und Hauptbedingniß der neuen Ordnung, wieder einzuführen.

Aber nicht blos äusserlich hat Rudolf den Schuzbau des Landfriedens wieder aufgerichtet, er hauchte ihm auch eine Seele ein, er verlieh dem Geseze, dem Rechte und der Freiheit ihr wahres Leben durch die Wiederherstellung eines unabhängigen Gerichtswesens. Die deutsche Reichsverfassung hatte troz ihres widersprechenden Anscheines auf eine bewundernswürdige Weise die Konsequenz der altgermanischen Freiheits- und Rechtsgrundsäze bewahrt und in Folge derselben ein Gerichtswesen ausgebildet, dessen freiheitsachtende und schirmende Selbstständigkeit ohnstreitig ihr kostbarstes Kleinod war. Unter den Stürmen des

guelfisch-guibellinischen Parteikampfs und während der Verwirrung des Interegnums konnten die Gerichte ihr Ansehen nicht behaupten, sie erlagen der rohen Gewalt und den schlechten Interessen, sie waren faktisch aufgehoben, und Freiheit und Wohlstand lagen vernichtet. In diesem Zustande des Vaterlandes hatte Rudolf sein Mannsalter erreicht, dessen reiche Erfahrung ihm die ganze Größe des Uebels erkennen ließ. Um so tiefer mußte er fühlen, was Noth that, um so lebhafter mußte die Wichtigkeit des Gerichtsstandes, die Heiligkeit des Richteramtes vor seiner Seele stehen.

Darum begann Rudolf, in dem Gefühle, daß es dem obersten Haupte der Nation gebühre, ihr als Beispiel voran zu gehen, mit sich selbst, durch jene Anerkennung und Erneuerung des obersten Reichsgerichtes, welchem des Königs eigene Majestät unterworfen war (9). Und darum vermied er es sorgfältig, seine monarchische Gewalt den Gerichten gegenüber auf eine ihren Kreis und ihr Ansehen beschränkende oder verlezende Weise geltend zu machen. Selbstständig sollten sie walten, um nicht allein nach dem todten Buchstaben, sondern in der That und Wahrheit eine Bürgschaft der öffentlichen und Privatfreiheit zu seyn. Ueberall wollte Rudolf mit eigenem Auge sehen, und durchreiste daher fortwährend die verschiedenen Reichslande, um entweder als Friedensstifter oder als Rächer des verlezten Gesezes zu erscheinen. Denn allenthalben versuchte er zuerst den Weg des Vergleichs durch Schiedsgerichte, und bestrafte alsdann aber die verstockte Widersezlichkeit auch desto schwerer. Es war die Idee des Rechts und der Gerechtigkeit, wodurch König Rudolf sich seiner wilden Zeit bemeisterte, und die Art und Weise, wie er sie praktisch geltend machte, erwarb ihm vollkommen entsprechend den sprichwörtlichen Beinamen "des lebendigen Gesezes".

Neben dem Verdienste des Wiederherstellers der gesezlichen Ordnung und Freiheit erscheint Rudolf aber auch als besonderer Beförderer der

---

(9) Dieses Gericht, an dessen Spize der rheinische Pfalzgraf stund (daher die Benennung »judicium Palatinum«), entschied über alle Streitfälle zwischen dem Reichsoberhaupt und den Reichsfürsten. Mehrere Juristen haben es in neuerer Zeit für eine Fabel erklären wollen. Aber die urkundlichen Beweise über seinen wirklichen ehemaligen Bestand liegen jezt vor Aller Augen. Vergl. *Wedekind*, de jud. Palat. in Caesarem. Acta Palat. Tom. IV, pag. 236. Mögen's die Verächter der deutschen Verfassung und Freiheit in dem "finstern und barbarischen Mittelalter" beherzigen — die höchste Majestät des weltlichen Erdkreises, der Kaiser, ist der Gleichheit vor dem Geseze unterworfen, und von diesem obersten Reichsgerichte der Fürsten bis herab zum geringsten Dorfgerichte leibeigener Unterthanen gilt der Grundsaz einer völlig unabhängigen Richtergewalt!

Städte und des Bürgerthums. Mehrere Fürsten und Fürstenhäuser hatten durch ihre Städtestiftungen dem bürgerlichen Elemente Grund und Boden verschafft, während des Zwischenreichs war dasselbe erstarkt; ein Kaiser im Geiste der Hohenstaufen konnte sein Aufblühen leicht wieder unterdrücken oder hemmen; daß es sich aber fortan so glücklich entwickelte und die Mutter unserer gegenwärtigen Kultur und Freiheit wurde, das lag in der volks- und bürgerfreundlichen Gesinnung König Rudolfs. War er schon als Graf der Freund des blühenden Zürich und des mächtigen Straßburg, mit wie viel mehrerem Interesse mußte er als König der Begünstiger der Städte seyn, zumal jener ihm unmittelbar untergebenen. Die Hohenstaufen ertrugen das bürgerliche Selbstgefühl nur wo es ihnen diente; Rudolf aber faßte dasselbe würdiger auf und ehrte es selbst in Formen, welche ihm nichts weniger als schmeichelten. So erwiderte er einstmals die Bemerkungen einiger Höflinge über den muthwilligen Wiz eines Eßlinger Bürgers auf seine Person mit den Worten: „Nun, nun, in einer freien Stadt muß man die Gedanken und Zungen der Leute billig auch frei lassen.“

Die Fehler, welche der König wirklich besaß, darf man aufzählen, ohne daß sie seinen Ruhm verringern. Mit zu scharfem Tadel hat man ihm aber Habgier vorgeworfen und Gleichgültigkeit gegen die höhere Kultur, gegen Kunst und Wissenschaft ([10]). Sparsam allerdings war er, und mußte es seyn, da ihm eine hinreichende Hausmacht fehlte. Und wenn er sich eine solche zu gründen mit besonderem Eifer bemühte, wer darf es ihm verargen? Gegen die Gelehrten und ihre Werke aber bezeigte sich Rudolf keineswegs gleichgültig, er schäzte sie, wie alles Gute und Nüzliche, und hätte dieses wohl auch thatsächlich bewiesen, wenn ihn sein näherer und dringenderer Beruf nicht davon abgehalten. „Wollte Gott“, sagte er einst, als ein Kriegsmann sich über seine Freigebigkeit gegen einen Straßburger, welcher ihm ein Buch überreicht hatte, misbilligend äußerte, „wollte Gott, daß ich nur mehrere Zeit zum Lesen

---

(10) Von den verschiedenen Stellen aus gleichzeitigen Schriften, welche dem Könige diese Fehler vorwarfen, stehen hier folgende:

„Der König Rudolf minnet Gott und ist an Treuen stete;
Der König Rudolf hat sich manchen Schanden gar versaget;
Der König Rudolf richtet wohl und hasset falsche Räthe;
Der König Rudolf ist ein Held, an Tugend unverzaget;
Der König Rudolf läßt sich dick in hohen Ehren schauen;
Der König Rudolf ehret Gott und alle werthen Frauen.
Ich gönn' ihm wohl, daß ihm nach seiner Milde Heil geschieht;
Der Meister Singen, Geigen, Sagen,
Das hört er gern, doch gibt er ihn'n — niht.“

erübrigen und die Kosten auf gelehrte Leute verwenden könnte, die ich auf manchen untüchtigen Ritter wagen muß."

Die deutschen Könige führten den Titel "Mehrer des Reichs", Rudolfs Wahlspruch aber war: **Melius est bene imperare, quam imperium amplificare** (11), und in solchem Sinne wollte er ebenfalls des Reiches Mehrer seyn, nämlich nicht nach Aussen, sondern nach Innen. An dieser Aufgabe hat er so mit ganzer Seele und Kraft bis in sein höchstes Alter, und mit so glücklichem Gelingen gearbeitet, daß es zweifelhaft wird, ob man seinen großen Verstand, oder sein redliches, vaterländisches Herz, oder seine unermüdliche Thätigkeit mehr bewundern und preisen soll (12). Mag der hohenstaufische Ruhm den seinigen überstrahlen; vielleicht hat kein deutscher König das Reich aus einer größern Gefahr gerettet, vielleicht keiner so ganz im Geiste der Reichsverfassung regiert, wie Rudolf; jedenfalls aber war er von allen der beste und populärste.

---

(11) Viel besser ist's, das Reich getreu bewachen,
Als es an Land und Leuten größer machen.

(12) Ich kann hier die Verse nicht unangeführt lassen, in welchen der alte Konrad von Muri den Charakter von Rudolfs Reichsverwesung eben so treffend als poetisch schön bezeichnet. Sie lauten:

"*Defensat* sibi subjectos, et in hoste superbo
Omne, quod est reprobum, *gladio consumit* acerbo.
Laeta sit, et jubilet felix Alemannia tali
Fato, tam miro, tam magno, tam speciali.
Eximium sidus radiosa luce subortum,
Genti *naufragium* patienti vult dare *portum*."





ALT- UND NEU- WINDEK
in der Ortenau.

Die ortenauischen

Herren von Windek.

Zwischen Steinbach und Achern, wo sich aus der weiten Ebene eine Menge weinreicher Hügel und waldiger Berge erheben, deren Hintergrund der lang gedehnte Rücken der Herrenwiese bildet, in dieser heitern, gesegneten, wohlbewohnten Gegend, erheben sich unweit hinter Bühl, auf der Höhe beim Dorfe Waldmatt, zwei gewaltige Quaderthürme weithin über ihre Umgebung, während in halbstündiger Entfernung, jenseits des Neusazer Thals, auf dem Waldhügel hinter Lauf, ein dritter Geviertthurm, als entsprechendes Gegenstück, einsam über die Wipfel der Bäume hervorragt. Stolz und düster blicken diese Ueberreste einer eisernen Vorzeit auf die Straße herab. Der vorbeiziehende Wanderer betrachtet sie mit wechselnden Gefühlen und fragt sich unwillkührlich: Wer mögen die Ritter gewesen seyn, welche hier als Schirmer und Wohlthäter, oder als die Plage und der Schrecken des Gaues einst gehaust haben? Seine Neugier ist erwacht, die kühnen Thürme locken ihn nach ihrer freien, frohen Höhe.

Er hat sie erreicht und erlabt sich jezt im Genusse kühlenden Schattens, erfrischender Luft und einer Aussicht, welche das Herz in die angenehmsten Empfindungen versenkt. Welch' ein Garten ist diese Gegend! Das Füllhorn der Natur scheint über sie ausgeschüttet; sie prangt im Schmucke landschaftlicher Schönheit; sie athmet Reichthum und Gedeihen; sie wiederhallet friedlich und freudig vom regen Leben ihrer Bewohner.

Still entzückt von der blühenden Gegenwart wendet sich der Wandrer endlich zu den Trümmern der Vergangenheit. Das öde, gewaltige Gemäuer erfüllt ihn mit seltsamen Schauern, dunkle Bilder der Vorzeit steigen auf in seiner Seele, und abermals frägt er: Wer mögen sie gewesen seyn, die als gute oder böse Genien der Gegend einst aus diesen Mauern hervorgegangen? Da erzählen ihm die Bewohner einer benachbarten Hütte: „Die Burg, auf deren Trümmern Ihr steht, nennt man die alte Windek oder das Waldmatter-Schloß, und jenes dort ist Neuwindek. Vor mehreren Jahren feierte man hier ein Fest zu Ehren

des adeligen Geschlechtes, welches diese Schlösser ehedem bewohnt hat ([1]). Es sollen stattliche Rittersleute gewesen seyn, welche in der Gegend reichbegütert waren und zu den Vasallen der mächtigen Grafen von Eberstein gehörten."

Wirklich waren die Windeker unter dem ebersteinischen Lehenadel lange Zeit der zahlreichste und ausgezeichnetste. Die Eiche ihres Geschlechtes wurzelte im Herzen der Ortenau und beschattete mit reichbelaubten Aesten weithin die Umgebung des Stammsizes. Aber die wuchernde Kraft erschöpfte sich, der Sturm der Jahrhunderte entzweigte einen Ast nach dem andern, und die Wurzeln vertrockneten. Jezt lebt in der Heimath der edelfesten Ritter kaum noch eine Erinnerung ihres einstigen Daseyns, und auch diese wäre im Zeitenwechsel verschwunden, klammerte sie sich nicht wie eine Epheuranke an das trozende Gemäuer der alten Stammburg. Wir wollen sie auffrischen aus den wenigen Pergamenten, welche sich im Schuz der Archivgewölbe erhalten haben. Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, und die Arbeit eines nüzlichen Vergnügens. Denn wer auch nur Einiges für die Kultur des vaterländischen Bodens, für die Aufnahme der heimathlichen Orte beigetragen, verdient das Andenken der Nachkommenschaft, und diese muß es ebenso erfreuen als belehren, von den Freuden und Leiden, von den Bemühungen und Thaten Derjenigen einige Kunde zu erhalten, welche uns da voraus gegangen sind, wo wir mit unserer Familie, mit unsern Freunden und Mitbürgern die Mühen und Ergebnisse des Lebens theilen.

Wie der meiste niedere oder Dienstadel treten auch die Herren von Windek mit dem dreizehnten Jahrhunderte allmälig aus der Masse des Volkes hervor. Das Lehenwesen und die Ritterwürde, welche damals Hand in Hand die Vorrechte der adeligen Geburt schon vollkommen begründet und mit dem Glanz einer besondern Ehre umgeben hatten, bereiteten den Lehen- und Dienstmännern der Fürsten, Grafen und Dynasten eine breite Grundlage ihres Gedeihens und Emporblühens. Der niedere Adel vermehrte sich in dem Maße, daß man bald keine Stadt, keinen Flecken, kein Dorf mehr zählte, welches nicht sein eigenthümliches Herren-Geschlecht besaß, und daß die Burgen und Säßhäuser dieser Herren beinahe das ganze Land bedeckten.

Von der gewöhnlichen Menge dieses Adels zeichneten sich aber, wie es bei allen menschlichen Dingen der Fall ist, eine Reihe von Familien mehr oder weniger aus. Mehr oder weniger treten in jedem Gau einige Namen unterscheidend hervor und überglänzen durch Besizthum und

---

(1) Vergl. Kolb, topogr. Lexik. von Baden. III, 387.

Ansehen, durch Schicksale und Verdienste den Kreis ihrer Umgebung. So erscheint in der Menge des ortenauischen Vasallen- und Dienstadels die Familie von Windek wenigstens als eine der ältesten, reichsten und ausgebreitetsten. Sie besaß theils eigenthümlich, theils als Lehen von Eberstein, vom Reich, vom Hochstift Straßburg und andern, ausser den Burgen ihres Namens die Stadt Stollhofen und den Marktflecken Bühl, alsdann die Orte Niederschopfen, Hügelsheim, Nonnenweier, und Sellingen, ferner die Schlösser Wendelbach und Sand, endlich in verschiedenen Zeiten zu Altsweier, im Bühlerthal, zu Kappel, Neusaz, Waldmatt, Lauf, Sasbach und Sasbachwalden, zu Renchen, Achern, Gams- und Unzhurst, zu Hessenweiler, Ottersweier, Vimbuch, Schwarzach, Steinbach zahlreiche Leibeigene, Güter, Zehnten und Rechte; dreihundert Jahre hindurch verwaltete sie die Schuz- und Kastvogtei des Klosters Schwarzach; zu ihren Lehnleute gehörten die von Birken, von Speckbach und Diersburg; geblüht aber hat sie bis zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts, nachdem ihr Stamm zu Anfang des vierzehnten in zahlreiche Aeste und Zweige ausgewachsen, worunter sich die zwei Hauptlinien von Alt- und Neuwindek namentlich ausschieden.

Aus diesen Vermögens- und Geschlechtsverhältnissen der Herren von Windek schließen wir leicht auf den Einfluß, welchen sie in ihrer Heimathgegend ausgeübt haben. Daß derselbe mehr schädlich als wohlthätig war, würde man ohne Grund annehmen. In den Chroniken ihrer Zeit treten die Windeker freilich mit Handlungen auf, deren Quelle nur jene ungezügelte Willkür seyn konnte, welche die Schattenseite des mittelalterlichen Adels bildet. Aber die Chronikschreiber waren großentheils ungerecht; das Auffallendere, Ungewöhnlichere, die Gräuel und Gewaltthaten haben sie getreulich verzeichnet, während das stille Verdienst des alltäglichen Wirkens ihrem Blicke und Griffel entgieng.

Seit Herrn Melchior, einem persönlich sehr angesehenen Mann, welcher mit dem Jahre zwölfhundert und zwölf die Reihe der urkundlich bekannten Namen von Windek eröffnet (2), bis in die Zeiten König Rudolf des Ersten kennen wir beinahe nichts von der Familie, als ihre Mishellungen wegen der Schirmvogtei über die Abtei Schwarzach. Es war dieses Amt ein Lehen des Reichs in der Hand des Burggrafen von Nürnberg, welcher dasselbe den Windekern als Untervögten oder After-Schuzherren verliehen hatte, bei denen es nach altem Herkommen, nicht wie anderwärts an den ältesten, sondern an alle zugleich lebenden Mannssprößlinge des Geschlechtes vererbte. Hiedurch aber entstund eine unab-

(2) Diplom. Geschichte der Abtei Schwarzach. I, 41. II, num. 19.

selbare Kette von Irrung und Hader. Denn während die Vögte das reiche Stift mit Erpressungen und Anmaßungen aller Art bedrängten ([3]), zerfielen sie auch unter sich selbst, und die getheilten Interessen führten zu Ausbrüchen der gereizten Leidenschaft, welche für das Gotteshaus, für die Familie und die Umgegend gleich verderblich seyn mußten. Das Uebel wurde endlich so arg, daß der König den windekischen Brüdern und Vettern bei Strafe des gänzlichen Verlustes der Schirmvogtei befahl, sie einem Einzigen aus ihnen zu überlassen ([4]).

Die Folgen jener Familienzwiste bei der großen Zertheiltheit des Stammgutes thaten sich bald genug auf eine traurige Weise kund, und wurden die Quellen neuer Zerwürfnisse und Uebelstände. Schon im Beginne des vierzehnten Jahrhunderts war Herr Eberhard genöthigt, die Stadt Stollhofen mit den Dörfern Sellingen und Hügelsheim an den Markgrafen von Baden zu verkaufen ([5]).

Mit dieser Veräusserung eines so wichtigen Theiles der Stammerbschaft war der erste Schritt zum Zerfalle des windekischen Wohlstandes gethan. Es folgten ihm mit jeder Generation neue und häufigere ([6]), und mochte andrerseits durch Heirathen, Erbschaften und Ankäufe auch manch' schöne Erwerbung gemacht werden ([7]), so gieng der Gewinn derselben in den Verlusten wieder auf, welche die Folge einer zersplitterten und leichtfertigen Wirthschaft waren. Für das Zusammenhalten des Be-

---

(3) Ebendas. I, 43, 46. II, num. 23, 24, 25, 26, 27, 32. In einer dieser Urkunden sagt der Bischof von Straßburg: »Antiquâ Abbatis de Swarzahe et conventus sui *gravi* et *enormi* advocatorum ejusdem ecclesiae *persecutione* inspecta, ac super eadem apud nos et antecessores nostros *lacrimabilibus querimoniis* frequentius iterata, tandem ut *malitiis* et *insolentiae* praedictae possemus evicaciter obviare, inter abbatem et advocatos pacem et concordiam studuimus reformare.«

(4) Ebendas. I, 49. II, num. 41, 42. Spieß, Archival. Nebenarbeit. I, 26.

(5) *Schöpflin*, histor. bad. V, 328. Der Ort Stollhofen, dessen Pfarrkirche und Dinghof von Alters her dem Stifte Schwarzach zugehörte, war unter den windekischen Kastvögten, während des großen Zwischenreichs, zu einer Burg und Stadt erwachsen, und bildete mit den Dörfern Sellingen und Hügelsheim eine kleine Herrschaft, welche aus einem sonderbaren Gemengsel theils wohlerworbenen, theils angemaßten und erschlichenen Besitzthumes bestund, und später mancherlei Streitigkeiten hervorrief.

(6) Verschiedene Urkunden von den Jahren 1318, 1327, 1334, 1336, 1431, 1439, 1494, 1500, 1549, 1550, 1554, 1573, und die unten Note 11 bezeichneten.

(7) Urkunden von 1393, 1419, 1422, 1423, 1430, 1450, 1522, und Hattstein, Hoheit des deutsch. Reichsad. III, 344.

sizthums sorgte weder ein bestimmtes Hausgesez, noch ein altes Herkommen; die Zweige der Familie wurden immer zahlreicher, ihre Erbverhältnisse immer verwickelter, ihre Bedürfnisse gesteigerter und ihre Güter an Werth geringer. Zu dieser innern Fäulniß kam alsdann noch der Sturm äusserer Ereignisse, welcher das lockere Gebäude vollends erschütterte, und beim Erlöschen der Familie nichts als ein Paar Trümmerstücke in die Hand der Erben gelangen ließ!

Den empfindlichsten Schlag von Außen hatte die windekische Familie im Schleglerkriege zu erleiden. Wir wissen, daß dieser Krieg aus der Eifersucht des niedern Adels gegen die überhand nehmende Macht der Fürsten entstanden war, und in seinem Verfolge einer Menge von Privatinteressen als willkommenes Mittel diente. Welchen Zusammenhang die persönliche Feindschaft zwischen dem straßburgischen Domprobst Hamann von Kyburg und dem Dekan Johann von Ochsenstein mit der politischen Verbindung der Schlegler auch haben mochte, jedenfalls erscheinen die Windeker auf Seiten der leztern, und Herr Reinhard ließe sich zum Werkzeug eines Faustſtreiches gebrauchen, der seine ganze Familie in die Gefahr des entzündeten Krieges stürzte. Es war im Jahre dreizehnhundert und siebzehn, als er einstmals nächtlicher Weile jenen Domdekan von Ochsenstein in seiner Wohnung zu Straßburg festnahm und heimlich nach Windek führte. Dieser Vorfall erregte großes Aufsehen und traf namentlich den Ehrgeiz der Straßburger, welche ob einer so frechen Verlezung ihres Stadtfriedens in erbitterten Unwillen geriethen. Sobald sie den Thäter erkundigt hatten, stund schon ihre Mannschaft gerüstet, eine blutige Rache zu nehmen. Windek aber hatte starke Mauern und muthige Vertheidiger. Nachdem zwei volle Wochen in vergeblicher Belagerung der Burg und in nuzloser Verwüstung der Umgegend verflossen, verglichen sich die Partheien und es ward Friede. Doch nur ein fauler Friede; denn er erzeugte auf's neue den Krieg. Abermals zog die straßburgische Waffenmacht vor Windek, und da sie auch diesmal an der Stärke des Schlosses scheiterte, entschädigte sie sich durch die grausamste Verwüstung der windekischen Besizungen. Herr Reinhard hinwiederum mit seinen Helfern rächte sich hiefür auf jede mögliche Art, und der kleine tägliche Krieg währte ein volles Jahr, ohne ein anderes Resultat zu haben, als die beiderseitige Ermüdung. Im Frühlinge tausend dreihundert drei und siebzig endlich kam ein definitiver Friede zu Stand, welcher die Windeker mit der Stadt versöhnte, und ihnen eine Summe von viertausend Gulden als Azungsvergütung für den gefangenen Domdekan auswarf, aber auch die Bedingung auflegte, innerhalb

dreier Jahre keinen Schlegler in ihrer Burg mehr zu hausen und zu hofen ([8]).

Die alte Windek aber, welche in diesem Kriege ihrer zweimal angedrohten Zerstörung glücklich entgangen war, sollte dennoch das fünfzehnte Jahrhundert nicht ohne einen merklichen Unfall erreichen. Eine

---

(8) *Wenker* de Ussburg. pag. 124. Königshofen, in seiner bekannten elsäßischen Chronik (§. 147), erzählt diesen Krieg folgender Maßen:

»Do man zalte 1370 Jor, do was zu Strosburg ein Dechan uf der Stift, genannt Her Johans von Ochsenstein, und ein Dumprobest, hies Her Hannemann von Kyburg. Diese zwene Prelaten heltent grose Fientschaft miteinander. Darumbe so trug der vorgenannte Probest an mit sinen Dieneren und mit Hern Reinhart von Windecke, daß sie den Dechan heimelichen fiengent in sime Hofe zu Strosburg in Brantgaße, und trugent ihne mit Gewalt und mit Geschreige, one alle Gewer siner Dienere, Richtersgeßelin abe in ein Geßelin, das sie do bestellt hettent. Dies beschach by Nacht, noch der dritten Wachtglocken. Do reit man zu Strosburg zu Stund us, her und dar, und suchte den Dechan. Also kunde Nieman wissen, wer ihn gefangen hette, und do zogete man wieder heim. Donoch an dem dritten Tage, do befant man, daß es der Probest von Kyburg geton hette. Der was geflohen in ein Hus in Oleigeßelin by Sant Stephan und lag darine heimelich verborgen. Do lief der Ammanmeister hin und fieng den Probest und leit jn in einen Turn. Do inne lag er gefangen zwei Jor und drie Wochen. Donoch wart er ledig usgelossen ohne Schazunge, dann daß er 400 Pfund Pfennige gab vor den Atz.«

»Do nu der Dechan von Ochsenstein alsus gefangen wart und man befant, daß er gen Windecke gefüret was, do zogetent die von Strosburg mit groser Macht vor Windecke und logent dovor uf 14 Tage. Dann es verdros die von Strosburg gar sere, daß man ohne jr Wissen hette Einen in der Statt gefangen und us der Statt gefüret, und meintent der Stette Friheit were domit gebrochen. Darumbe woltent sy es nüt ungerochen lossen und zogetent vor die Vesten Windecke, also vor geseit ist, und verhergetent und verbrantent die Gegene dorumbe. Donoch möchtent sy der Vesten nüt getun, do wart ein Friede gemachet zwüschen jn'n, und die von Strosburg zogetent wieder heim.«

»Zehant aber gieng der Krieg wieder uf, und die von Strosburg machtent eine Brucke mit Schiffen über den Rin und saztent etwie viel gerittens Volckes über Rin uf den von Windecke, und die verhergetent Bühlertal und was dem von Windecke zugehorte. Do schedigte der von Windecke die Statt hinwiederumb, wie er möchte. Do nu dirre Krieg vil by ein Jor gewerte, do wart er verrichtet und dem von Windecke wart die Stat ewekliche verteilet, und ein Schade wart gegen dem andern glich ufgehoben. Hiezwüschent war der Dechan geschezet uf Windecke umbe vier tusent Gulden und umbe 60 Pfunt Pfennige für den Atz, und wart ledig gelassen. Also nam dirre Krieg ein Ende.«

Brunst, deren Ursache man nicht mehr kennt, raubte ihr einen Theil der Wohngebäude, was für die Familie um so empfindlicher seyn mochte, da sie ziemlich gedrängt darin wohnen mußte. Denn nicht einem Zweige allein etwa gehörte sie als Behausung an, sondern sie war getheilt unter mehrere, welche einander gegenseitig ihre Antheile je nach Umständen und Bedürfnissen käuflich, pfand- oder miethweis abtraten oder selbst in fremde Hände veräusserten (9), wie solches fortwährend auch mit ihren Leibeigenen, Zehnten und Gülten geschah. Man hat keinen Begriff mehr von dem sonderbaren Kleinhandel mit diesen Vermögensstücken, worin sich die damalige Gesellschaft aus Mangel an Metallgeld und wegen des Zinsverbots (10) bewegen mußte. Indem der geschraubte Finanzzustand uralt und allgemein war, durchkreuzten sich die verschiedenartigsten Interessen, Rechte und Ansprüche, welche unaufhörlich neue Mishellungen, Prozesse, Vergleiche oder Gewaltstreiche herbeiführten. Die Urkunden über diese Verhältnisse waren daher von äusserster Wichtigkeit und wurden mit großer Sorgfalt ausgefertigt, verwahrt und vererbt. Da bei dem Brande zu Altwindek ein Theil des dortigen Archives ein Raub der Flammen geworden, so war es eine besondere Angelegenheit der Familie, die eingebüßten Urkunden möglichst wieder herzustellen und für ein neues gemeinschaftliches Briefgewölbe zu sorgen (11).

---

(9) So z. B. verträgt ein Schiedsgericht die Streitigkeit, welche Reinhard von Windek mit den Gebrüdern Reinbold und Peter von Neuwindek wegen ihres Antheils an der Burg Altwindek gehabt. Diese leztern nämlich wollten das Haus mit der Küche wieder einlösen, welches ihr Großvater weiland Herrn Konrad von Windek versezt hatte. Reinhard aber entgegnete, daß Haus und Küche vor Zeiten verbrannt und von ihm wieder neu erbaut worden wären, wofür er 400 Gulden zugesichert erhalten. Diese Zusicherung läugneten aber die Gebrüder und forderten weiters einen Theil auch an dem Thurm und Vorhof, nebst Garten außerhalb der Burg, und die Hälfte desjenigen Theils, welcher von ihrem Großvater an Herrn Brun von Windek gefallen sey. Reinhard indessen behauptete standhaft, sie hätten nichts zu fordern, als besagtes Haus mit der Küche, alles Uebrige habe er bisher als väterliches Erbe unangefochten innegehabt. (Urk. von 1410.)

(10) Um dem Wucher der Geldmäklerei zu steuern, verboten die damaligen Geseze, Geld auf Zinsen auszuleihen. Man erfand daher den Ausweg des Gültenkaufs, d. h. wer Jemanden 100 Gulden ausleihen wollte, sagte, er kaufe ihm eine jährliche Gülte von 5 Gulden Gelds um die Summe von 100 Gulden auf Wiederlösung ab. Solche Gülten bestunden ursprünglich in Naturalien, in bestimmten jährlichen Maßabgaben an Frucht und Wein, welche auf einem Grundstück oder einem Hause lasteten, und sich aber immer mehr in Geldzinse verwandelten.

(11) Urk. von 1400 und 1415. In der leztern werden 35 windekische Perga-

Mit dem Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts trat für die windekische Familie eine folgenreiche Veränderung ein. Derjenige Theil nämlich der Grafschaft Eberstein, welcher damals an das Haus Baden gelangte, zog auch die ebersteinischen Lehenrechte über Windek nach sich, und wir sehen von dem an die Enkel Herrn Melchiors völlig in die badischen Vasallenverhältnisse verwebt und in verschiedenen Diensten des markgräflichen Hofes erscheinen (12). Zu Altwindek aber, welches damals zwischen Markgraf Jakob, Wyrich von Hohenburg und Hans Reimbold von Windek getheilt war, entstund sofort auch eine Burgfriedens-Einung (13), wie Solches bei den meisten Schlössern von Belange der Fall war, um den überhand genommenen Irrungen und Händeln ihrer zahlreichen und stets wechselnden Besizer zu steuern.

Seit dem Uebergange der windekischen Lehnherrlichkeit an Baden und dem hierauf errichteten Burgfrieden gestalteten sich die Verhältnisse der Familie allmählig wieder ruhiger und fester. Die alte Stammburg war aus ihrem Brandschaden wieder hergestellt; stolz erhoben ihre Zwillingsthürme das Haupt in die Ferne, während sie zunächst die bescheidnen Wohngebäude überschatteten, welche Ringmauer und Graben schüzend umzogen. Ohnweit des Burgthors lag ein kleiner Garten, am Bergabhange wechselte üppiges Buchengehölz mit Aeckern und Weingärten (14),

---

mentbriefe von gemeinschaftlichem Interesse aufgezählt, welche einstweilen bei Junker Reinhard von Grosweiler hinterlegt seyen.

(12) Im Jahre 1387 hatte der kriegerische Graf Wolf von Eberstein wegen Schuldendruck seinen Antheil der Grafschaft an Markgraf Rudolf **VII** von Baden verkauft, nach dessen bald hierauf erfolgtem Tod derselbe an Markgraf Bernhard **I** fiel, dem sich die Windeker als ihrem rechten Lehnherrn verpflichteten. Urk. von 1400 und altes Verzeichniß in der Badener Kanzlei gefundener windekisch. Lehnbriefe. Vergl. Sachs, **II**, 299.

(13) Urk. von 1429 und 1430, worin es heißt: „Es ist auch beredt, daß der Burgfriede, den wir (die Markgr. Bernhard und Jakob) und Wyrich und Reinbold mit einander zu Windek haben, in sinen Krefften bliben soll.“

(14) Vrgl. oben Note 9. Eine Urk. von 1325 nennet „Reben by der alten Burge“, und nach einer andern von 1373 verkaufte das Kloster Schwarzach an Albert Kesse von Lichtenau den Ertrag von jährl. 220 amarum *vini nobilis* et albi melioris ab seinem Gut am „alten Berg unter Windek.“ Kraft Urk. von 1422 wird Burkhard von Windek durch Markgr. Bernhard belehnt „mit seinem Theil an der Burg zu alten Windek, mit Wald, Wasser und Waide im Schwarzwald; mit seinem Theil an der Lache, den breiten Reben unten an der Burge, mit der Hellhalde ob dem Burgweg, und mit dem Garten an Windek gelegen.“

deren Saum die Gefilde der Ebene berührten. Die herrliche Veste war auf weithin eine Zierde der Gegend, und mochte manchen wandernden Rittersmann in ihre gastlichen Mauern gelockt haben. Aber freilich diente sie jezt eher dem landesherrlichen Interesse, als den Gliedern der eigenen Familie, welche sich beinahe ganz auf ihre zweite Heimath, auf Neuwindek beschränkt sah. Zum Glück verminderte sich dieselbe im Verlaufe des fünfzehnten Jahrhunderts wieder etwas, nachdem sie es unter nicht weniger als sieben Häuptern mit mehr oder weniger Nachkommenschaft angetreten hatte ([15]). Die Söhne theilten sich gleichmäßig in die Stamm-Erbschaft, welche nach dem Verluste der Herrschaft Stollhofen, des Dorfes Nonnenweiler und mehrerer altwindekischen Erbstücke, noch hauptsächlich in Neuwindek, in einem Theile des Reichslehens zu Bühl, den Kirchensäzen zu Ottersweier und Kappel und der schwarzachischen Kastvogtei bestand. Viele Familienglieder waren daher genöthigt, in geistliche Stifte zu treten, oder Kriegs- und Civildienste zu suchen, um durch Pfründen und Besoldungen das fehlende Vermögen zu ersezen. Den Ruhm ihres uralten Adels erhielten sie übrigens immer noch in möglichstem Glanze, machten fromme Stiftungen zum dankbaren Gedächtnisse ihrer Vorältern, erschienen auf Turnieren und andern Ritterfesten, giengen mehrere glückliche Verbindungen ein, und konnten sich geschmeichelt fühlen, daß der markgräfliche Hof sie gerne in seiner Umgebung sah ([16]).

In diesen Verhältnissen erreichte die windekische Familie noch mit zwei Hauptästen das sechzehnte Jahrhundert, als ihr greiser Stamm sich plözlich entlaubte und abzusterben drohte. Er beruhte allein noch auf Herrn Wolf, bis ihm dessen Gemahlin in vier Söhnen wieder neue Stüzen zu verleihen schien. Aber grausam vernichtete der Tod diese Hoffnung, indem er die drei ältern ereilte, bevor sie noch seine Nachkommenschaft gewonnen hatten, und auch Herrn Georg, den jüngsten, auf das Siechbette warf, als ihm seine dritte Gemahlin erst einen Erben geschenkt. Ueberhaupt war das Leben Georgs voll trauriger Vorzeichen des nahenden Falles seiner Familie. Denn nicht allein mußte er sehen, wie die Burgen seiner Väter, Alt- und Neuwindek, in Schutt und

---

(15) Es waren Reimbold und Brun von Windek, Reinhard und Hans Reimbold von Altwindek, Reimbold, Kaspar und Peter von Neu-Windek.

(16) Urk. von 1349, 1376, 1386, 1431, 1478, 1535; die in Note 11 und 12 genannten Urkunden-Verzeichnisse; Herzog's elsässische Chron. VI, 217; Hattstein's Hoheit des deutschen Reichsadels III, 344 und Kremer's Friedr. der Siegr. 442.

Asche sanken ([17]), sondern auch, wie das Vermögen der Familie durch unselige Verhältnisse beinahe vollends ein Raub fremder Hände ward. So hatten namentlich die Markgrafen von Baden die öftere Geldnoth derselben klug benüzt, und bereits einen großen Theil der windekischen Stammherrschaft an sich gebracht. Das bisherige gute Vernehmen zwischen den Vasallen und ihrer Lehnherrschaft wurde mehrfach gestört, es erhoben sich Irrungen wegen der betreffenden Antheile, und als Georg im Jahre fünfzehnhundert sieben und siebzig zur endlichen Hebung derselben eine spezielle Abtheilung eingieng, geschah es unter Ausdrücken, welche seine bedrängte Lage deutlich genug verrathen. „Es hätten, sagte er gegen Markgraf Philipp auf eine fast rührende Weise, seine geliebten Voraltern nicht allein diesen Flecken Bühl und Bühlerthal, sondern auch andere ansehnliche Dörfer und Orte, neben ihren bewiesenen Treuen, an das fürstliche Haus Baden um ein ganz Geringes kommen lassen. Nun wüßte er sich nicht anders zu berichten, als daß er ein gleich gut markgräfisch Herz wie seine Voraltern habe, und seiner fürstlichen Gnade nach äusserstem Vermögen alle unterthänigen und angenehmen Dienste zu erweisen begierig sey.“ Die Theilung selbst ließ er sich nach den etwas unbilligen Bestimmungen der badischen Räthe „in Gottes Namen“ gefallen, und schien froh zu seyn, durch seinen Verlust wenigstens den Frieden zu erkaufen ([18]).

Eilf Jahre nach der bühlischen Abtheilung verstarb Junker Georg, nachdem er alle Windeker hatte zu Grabe gehen sehen, bis auf den eigenen Sohn. Dieser war Jakob, ein minderjähriger Knabe, dessen heranblühende Jugend inzwischen eine sichere Bürgschaft für die Fortdauer seines Geschlechtes zu werden versprach. Es sollte jedoch das siebzehnte Jahrhundert nicht mehr erreichen; unerbittlich hatte ihm das Schicksal den Untergang bestimmt. Um seine edelmännische Bildung zu vollenden, machte Jakob im Jahre fünfzehnhundert zwei und neunzig eine Reise nach Italien. Da wurde er zu Venedig plözlich von einer Krankheit ergriffen, welche ihm auf der fremden Erde, fern von der geliebten Heimath, sein Grab bereitete. Der lezte Hoffnungsanker lag also zerbrochen, das Haus Windek hatte abgeblüht, eine lange Reihe mannhafter Ritter, Kirchen- und Fürstendiener war in die Gruft gestiegen.

---

(17) Auf welche Weise dies geschah, ob durch Krieg, und durch welchen, ist mir unbekannt. Jedenfalls aber lagen die beiden Windek, das alte vor 1561 und das neue vor 1580 schon in Ruinen. Gibt in dortiger Umgegend nicht vielleicht eine Sage nähern Aufschluß hierüber?

(18) Abscheid zwischen M. Philipp von Baden und J. Georg von Windek über die Rechte der Oberkeit zu Bühl vom 13. Dez. 1577.

Nur zwei junge Schwestern hatte Junker Jakob zurückgelassen, deren Pfleger sich in einer rührenden Vorstellung an kaiserliche Majestät wendeten, um ihnen ausser den wenigen Allodialstücken das bühlische Reichslehen noch zu erhalten. Nach Vermeldung der Todesnachricht sagten sie darin: „Da unser Vetter selig zwei minderjährige Schwestern hinterlassen, auf welchen der uralt adeliche Namen einzig und allein beruht, hingegen die Lehenbriefe von unvordenklicher Zeit so allgemein lauten, daß sie weder des Mannsstammes noch der Lehens- oder anderer Erben einige Meldung thun, so haben wir die Hoffnung gefaßt, Euer Majestät werden solche Investituren aus hochberühmten Gnaden als ein Ziehbrunnen der Gerechtigkeit also interpretiren, daß unsere lieben Basen mit solchem Stammlehen vor allen Andern gnädigst bedacht werden mögen; in der besondern Erwägung, daß dieser uralt adelig Stamm von Windek vor viel hundert Jahren in diesen Landen des Rheinstroms hergekommen und weiland Euerer Majestät Vorfahren am Reich mit Darstreckung Leibs, Guts und Bluts oft und viel Ritterdienst erzeigt, und inmittelst durch den Segen des Allmächtigen und fleißige Haushaltung seinem Stand nach seine eigenthümliche Güter an sich gebracht, deren Absonderung von den Lehen ohne mühsame Weiterung nicht abgehen kann, ja sich gegen seine Lehnsunterthanen in vorfallenden gemeinen Nöthen und Anliegen dermaßen mitleidig und väterlich bewiesen, daß dieselben vom lieben Gott nichts erflehet, als bei dem adeligen Geblüt von Windek verbleiben zu können“ (19).

Der Kaiser entschied aber nicht für die beiden Schwestern. Von ihm beauftragt, sandte der Bischof von Speier einen Kommissär nach Bühl, welcher die Beamten windekischen Theils ihrer Verpflichtung enthub, und für das Reich beeidigte. Das Lehen aber fand man bestehend in einem Drittel des Gerichts und der Frevel, einem Antheile an der Beet, und im halben Zoll, Jahrmarkt, Ohm- und Pfenniggeld. Natürlich wendete Baden, welchem die übrigen Theile bereits zugehörten, Alles an, um dieses von seinem Gebiet eingeschlossene „Kleinod“ (20) nicht in

(19) Vorstellung der windekischen Pfleger Friedrich Bok von Gerstheim und Hans Philipps von Kippenheim vom 7. März 1592.

(20) Der heutzutage so blühende Amtsflecken Bühl war vor dem 14ten Jahrhundert noch ein unbedeutender Ort und nach Ottersweier eingepfarrt, bis seine 1319 fundirte Kapelle 1370 zu einer eignen Pfarrkirche erhoben ward. Aus dieser Erhebung läßt sich auf eine inzwischen ziemlich angewachsene Bevölkerung schließen. Seine spätere Aufnahme verdankt Bühl aber hauptsächlich dem 1438 daselbst errichteten Wochenmarkt, womit Kaiser Albrecht II die Herren von Windek belehnte, und welcher noch gegenwärtig

eine fremde Hand gelangen zu lassen. Es machte jedoch nur geringe Fortschritte, und erst hundert Jahre nach Erlöschung der windekischen Familie erlangten die Verdienste Markgraf Ludwig Wilhelms, was die lange Bemühung der Sachwalter nicht hatte erringen können ([20]).

---

als einer der beträchtlichsten im Lande die vorzüglichste Nahrungsquelle der bühlischen Bevölkerung ist.

(20) Einmal waren die windekischen Vormünder dem Ziel sehr nahe gewesen. Der Kaiser hatte seinen Reichshofs-Vizekanzler Kurz von Senftenau für geleistete Dienste mit dem bühlischen Lehen begnadigt, und dieser zeigte sich geneigt, dasselbe an die Schwestern von Windek um 11000 Gulden zu übertragen. Er starb aber vor Beendigung der Sache. Indessen waren auf windekischer Seite zwei neue rüstige Kämpfer aufgetreten, Friedrich von Flekenstein und Johann Heinrich Hüffel, welche sich 1594 mit den windekischen Fräulein vermählt hatten; doch gelangten sie um nichts weiter als früher die Vormünder. Denn 1602 bekam der kaiserl. Geheimrath von Hornstein die Anwartschaft, welcher die kurzischen Erben anderwärts befriedigte, und von dessen Familie der Bischof zu Speier den fraglichen Lehensantheil zu Bühl an sein Bisthum erwarb.

Zwischen 1616 und 1639 starben die Ehemänner der windekischen Schwestern, und fortan bemerkt man von dieser Seite keine Bewerbungen mehr. Der Bischof aber übertrug das Lehen mit kaiserl. Bewilligung auf den Freiherrn von Sötern, dessen Familie zu verschiedenen Zeiten damit belehnt wurde, bis endlich der Kaiser mittelst eines Instruments vom 13. November 1686 dem Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, „in Anerinnerung sowohl des gesammten fürstlichen Hauses, als auch seiner hochfürstlichen Durchlaucht selbsten, Ihrer Majestät und dem Reich bezeugender treugehorsamster Devotion, sonderlich aber dero bei diesem wider den Erbfeind christlichen Namens führenden schweren Krieg und Eroberung unterschiedlicher Pläze rühmlich erwiesener Tapferkeit und annoch wirklich continuirenden, sehr ersprieslichen Diensten“, die Exspectation ertheilte. Die badische Regierung hat sich hierauf unterm 22. Mai 1688 mit dem Grafen von Sötern über die Abtretung des Lehens für die Summe von 20,000 Gulden abgefunden und dasselbe in Besiz genommen.

Ursprung und erstes Aufblühen der Stadt Bretten.

Ueber die Geschichte von Bretheim ist bereits Mehreres im Drucke erschienen ([1]), woraus man der Hauptsache nach erfährt, daß diese Stadt einer der ältesten und wichtigsten Orte des Kraichgaues war, daß sie aus der Erbschaft der Grafen von Laufen an das Haus Eberstein gedieh, alsdann pfand- und kaufweise an die Markgrafen von Baden und endlich an die Pfalz gelangte. Ueber die eigentliche Veranlassung und näheren Umstände dieses Herrschaftwechsels aber, wie über die ältesten Verhältnisse des Ortes und sein allmähliges Heranwachsen zur Stadt, lassen uns jene Schriften noch sehr im Dunkeln, oder führen uns durch die Vermischung geschichtlicher Wahrheit mit fabelhafter Sage und gelehrter Hypothese auf den Weg des Irrthums. Ich will es daher versuchen, ihre Nachrichten aus urkundlichen Quellen zu berichtigen und zu ergänzen, um den Bürgern Bretheims ein möglichst getreues Bild von dem ältesten Zustande ihrer in der vaterländischen Geschichte so ehrenhaft bekannten Heimathstadt zu entwerfen.

Bretheim erscheinet schon in Urkunden des achten Jahrhunderts als einer der bevölkertsten Orte des Kraichgaues. Seine Lage in dem hohen und weiten Salzacher Thalgrunde, wo sich mehrere Nebenthäler aufthun und ihre Wasser mit der Salzach vereinigen, war wohl die erste Ursache dieser frühen Aufnahme. Die bretheimische Gemarkung erstreckte sich von der rinklingischen aufwärts bis zur Wasserscheide des Gebirges, welche die Grenzen zwischen dem Kraich-, Pfinz- und Enzgau bestimmte ([2]). Sie umfaßte also mehrere Höfe und Weiler, wozu na-

---

(1) Abgesehen von dem, was Melanchthon, Chiträus, Freher und Zeiler über Bretheim schrieben, verdienen hier eine genauere Angabe blos *Joh. Henr. Andreae*, ehmaligen Rektors am Gymnasium zu Heidelberg, *Bretta* illustrata (Heidelb. 1769), Widder's und aus ihm Kolb's Artikel (geogr. histor. Beschreib. d. Pfalz II, 188) und endlich Brettens kleine Chronik von Siegm. Friedr. Gehres (Eßling. 1805).

(2) Nach einer Urk. von 767 (im Cod. *Lauresh.* II, 482) hätte sich die Bret-

mentlich Gölshausen, Reut und Rußbaum gehörten. Wie groß der Grad ihres damaligen Anbaues war, mag uns das urkundliche Ergebniß lehren, daß aus derselben während der Regierung Karls des Großen nur allein an das Kloster Lorsch mehr als zweihundert Jauchert Ackerfelds mit Gebäuden und Leibeigenen vergabet wurden ([3]). Dabei enthielt der größte Theil des Bannes entweder Waldung oder Wiesland, wodurch der ökonomische Begriff des bepflügten Erdreiches noch höher steigt. Die kultivirtesten Gefilde befanden sich aber wohl zunächst um Bretheim und am Eingange der benachbarten Thäler, wo die Ergiebigkeit des Bodens am meisten zur Ansiedlung anlocken mußte.

Mochte nun die günstige Lage und frühe Blüthe des Ortes, oder etwas Zufälliges die Veranlassung seyn — schon in der ältesten Zeit hatten die kraichgauischen Grafen öfters ihren Siz zu Bretheim, und sicherlich schon im eilften Jahrhundert eine Burg daselbst ([4]). Dieser Umstand war für die Folgezeit von großer Wichtigkeit, indem er so zu sagen das Schicksal des Ortes bestimmte. Seit dem zehnten Jahrhundert nämlich hatten die Gaugrafen-Aemter, welche bisher nur auf lebenslang verliehen wurden, allmählig angefangen, in gewissen Familien gesezlich fortzuerben, wodurch der volksthümliche Begriff von Gau sich allmählig in den dynastischen der Grafschaft verlor. Denn auf der Basis dieser Erblichkeit gelangten die Grafenhäuser, wie die geistlichen Stifter auf dem Wege der todten Hand, zu einem großen und vorherrschenden Grundbesize in ihren Gauen, da die freien Landeigenthümer sich mehr und mehr ihrer lästigen Selbstständigkeit entschlugen und als Hintersassen unter den Schuz der Kirche oder des Adels begaben. Was aber

---

heimer Mark sogar bis über die Wasserscheide in den Enzgau hinein erstreckt, was bei Oehl- und Maulbronn etwa der Fall seyn konnte.

(3) Im Jahre 770 nämlich vermachte Odilulf mit seiner Gemahlin Garlinde dem hl. Nazarius zu Lorsch »X jurnales in villa *Bretcheim*«; im J. 773 Godolf »VI jurnales de terra arabili in pago *Creichgowe* in *Bretcheimer* marca«; im J. 785 Richard »I culturam de terra in eadem villa«, und Landfried »I mansum in supradicta marca et XXX jurnales, et quidquid ad ipsum mansum pertinere videtur in terris, silvis et domibus«; im J. 792 Heriger »pro anima Rutberti, in marca *Bretcheim*, quidquid Rutbertus ibidem habere visus fuit in mansis, campis, pratis et silvis, et mancipium«; im J. 804 Wartmann »VI jurnales in praefata marca«; und im J. 808 endlich Willo »in pago Creichgowe in Bretcheimer marca et in *Geltolfeshusen* V mansos cum terris, et domibus, et IV mancipia.« Cod. *Lauresh.* II, 425.

(4) Wahrscheinlich lag sie auf der Höhe des jezigen Burgwäldchens. Vergl. Gehres, 13.

die allgemeine Freiheit und Wohlfahrt dadurch verlor, das gewann die Macht einzelner Familien und Korporationen, und wie man während der alten Gauverfassung große, freie Volksgemeinden hatte, so erhielt man jezt reiche und bevorrechtete Domstifter, Klöster, Adelsgeschlechter und Städte.

Bis auf Wolfram, welcher während der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts unsern Kraichgau mit dem angrenzenden Pfinz- und Enzgau verwaltete, war derselbe unter Grafen aus verschiedenen Familien gestanden. Zwar gründete auch dieser Herr noch keine direkte Erbfolge, da sein einter Sohn Johann in den geistlichen Stand getreten, und der andere Zeisolf frühzeitig ohne männliche Nachkommenschaft verstorben war. Doch scheint es höchst glaublich, daß der folgende kraichgauische Graf Bruno der Gemahl von Zeisolfs hinterlassener Tochter, der Erbin des ganzen wolframischen Hauses gewesen sey (5).

Bruno aber gehörte unzweifelhaft der uralten fränkischen Familie von Laufen an, welche mit dem vornehmsten Adel der Nekar- und Maingegenden verwandt war. Durch diese Verwandtschaft gelangte sie zu reichen Erbstücken an Lehen und Eigenthum, und vereinigte endlich nicht weniger als vier Grafschaften in ihrem erblichen Besize, die Grafschaft Laufen, Bretheim, Enzberg und Dilsberg, welche sich aus dem alten Nekar-, Kraich-, Enz- und Elsenzgau herausgebildet hatten. Ihre Zweige dorrten aber gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts allmählig ab, bis im Anfange des folgenden jener einzige noch übrig war, welchen die Freiherren von Düren auf ihren Stamm verpflanzt haben (6).

Unter den Grafen von Laufen war das Dorf Bretheim zu einem Marktflecken und zur Stadt herangewachsen. Denn es besaß schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts das Münzrecht (7) und dieses wurde vom Kaiser gewöhnlich nur solchen Orten ertheilt, welche auch das Marktrecht genossen. Im eignen Vortheile der Herrschaft aber lag es, ihre Markt- und Handelspläze zu „freien", das heißt gewisser Leistungen zu entheben und mit gewissen Vorrechten zu beschenken, um ihre

(5) Vergl. *Lamey*, descript. pagi Craichgoviae (acta Palat. IV, 104), wo diese genealogischen Verhältnisse urkundlich auseinander gesezt sind.

(6) Vergl. oben S. 84, und *Lamey*, descript. pagi Elsenzgoviae (acta Palat. VI, 91).

(7) S. die Stiftungsurkunde des Klosters Maulbronn vom Jahr 1148 (bei *Besold*, docum. rediv. 781), wo es unter Anderm heißt: »pro decem *Bretekeimerensis* monetae solidis.«

Bevölkerung und Gewerbsthätigkeit dadurch zu heben. Und so trat alsdann neben die alte Einwohnerschaft der Bauern und herrschaftlichen Diener allmälig eine neue von Handwerkern und Krämern, deren geordnetes und gesichertes Fortbestehen auch gewisse Sazungen über Rechts- und Polizeisachen erheischte, welche die Anfänge der städtischen Verfassung bildeten.

Auf diese Art entwickelte sich das bretheimische Gemeindewesen während des zwölften Jahrhunderts, und da das Fehderecht jener Zeit die Befestigung aller bedeutenden Orte nothwendig machte, namentlich solcher, wo sich Gewerbs- und Kaufmannsgüter befanden, so müssen wir annehmen, daß Bretheim damals ebenfalls den Schuz und Schmuck einer Ringmauer erhalten habe, wodurch es vollends zur Stadt erwuchs. Die Mauern aber und der städtische Kommerz lockten wieder manche Familie von jener Klasse herbei, welche als Dienst-, Lehen- und Afterlehnleute verschiedener Herrschaften der Umgegend den einheimischen niedern Adel bildeten, und zu den bäuerlichen und gewerblichen Elementen der Stadt jezt auch das aristokratische brachten ([8]).

Dieses ohngefähr mochte der Zustand von Bretheim seyn, als der laufen'sche Mannsstamm um das Jahr zwölfhundert und zehn erlosch, worauf die Lehen des Hauses dem Reiche heimfielen, die Allodien aber durch zwei Erbetöchter an den benachbarten Adel von Düren und Eberstein gediehen. So finden wir damals die Städte Laufen, Eppingen und Sinsheim in der Hand des Kaisers, den Dilsberg bei der dürenschen, Gochsheim und Bretheim bei der ebersteinischen Familie ([9]). Es war aber ein Herrschaftswechsel, welcher sehr verschiedentlich auf den Wohlstand und Fortgang der betreffenden Gemeinden zurückwirkte. Die Grafen von Eberstein hatten den Zeitpunkt ihrer Blühte schon überlebt, sie geriethen mehr und mehr in Familienhändel und Schulden, und

---

(8) So z. B. erscheint in der eben angeführten Urkunde ein dominus *Bertholdus* de Breteheim als Lehnsmann mehrerer benachbarter Dynasten, nebst seinem Bruder Altmann, Leutpriester zu Knittlingen.

(9) *Schoepflin*, cod. bad. V, 194. Frau Uta, die Gemahlin Graf Bertholds III von Eberstein, war eine Gräfin zu Sinsheim, welches nach dem Fundationsbriefe des dortigen Stiftes vom Jahr 1100 (acta Palat. III, 277) ein Allod oder Erbeigenthum der gräflichen Familie von Laufen genannt wird. Graf Eberhard III, der Sohn Uta's und Bertholds, war schon 1207 in sein mütterliches Erbe im Kraichgau getreten, und vermachte damals dem Kloster Herrenalb zwei Drittel des Zehntens zu Bretheim, wo er auch, wie zu Sinsheim, einen besondern Dienstadel sizen hatte. Vergl. Herrn von Krieg's Gesch. des Hauses Eberstein, Karlsr. 1836.

wurden endlich ein Opfer des pfälzischen und badischen Ländererwerbs. Besonders verderblich fiel ihnen der zweibrückische Erbschaftsstreit, dessen Gegenstand unter Anderm eben auch die Stadt Bretheim war.

Da Graf Eberhard der Vierte, auf welchem die ältere Linie des ebersteinischen Hauses beruhte, den eigenen Sohn ohne Nachkommenschaft dahinsterben sah, so sezte er den Sohn seiner Tochter, Graf Simon von Zweibrücken, zum Erben ein. Hierüber erhob die jüngere Linie nach seinem Hinscheid einen erbitterten Prozeß, dessen Erfolg zunächst eine definitive Abtheilung der ebersteinischen Lehen und Allodien war. Diese Abtheilung geschah im Jahre zwölfhundert drei und achtzig und beschränkte die zweibrückischen Ansprüche auf den Besiz der weiland dem Grafen Eberhard todtheilig zugefallenen Stammgüter, worunter sich Bretheim befand, welches Graf Simon sofort von der alten Lehenpflichtigkeit gegen das Domstift Metz befreite und in Eigenthum verwandelte ([10]). Als aber sein Sohn Otto im Jahre dreizehnhundert und neun dem Pfalzgrafen Rudolf bei Rhein die Oeffnung darin gestattete, mit dem Beisaze, die Stadt im Falle einer benöthigten Veräusserung an Niemanden, als an ihn zu vergeben ([11]), kam es unter Mitwirkung noch anderer Umstände, zu einem neuen Streit, welcher indessen auf gütlichem Wege vertragen ward. Der Hauptinhalt dieses im Frühling tausend dreihundert und vierzehn abgeschlossenen Vertrages ([12]) lautete aber dahin: „Graf Heinrich von Eberstein überläßt dem Grafen Otto von Zweibrücken die Stadt Gochsheim mit dem Dorf Oberöwisheim zu einem Leibgeding, wogegen Graf Otto dem Grafen Heinrich die Anwartschaft auf die Stadt Bretheim ertheilt unter der Versicherung, dieselbe weder durch eine Verpfändung noch durch eine fromme Schenkung zu belästigen, vorbehaltlich zweier hundert Mark Silbers, welche er darauf zu leihen oder vom Hause Eberstein zu fordern berechtigt seyn soll.“ Das folgende Jahr belehnte Graf Otto den Sohn Graf Heinrichs und einige ebersteinische Vasallen mit Bretheim, doch mehr in militärischer als finanzieller

---

(10) Wie das entfernte Domstift Metz zur Lehenherrlichkeit über Bretheim gekommen seyn mag, verhindert uns Mangel an Urkunden zu entdecken. Jedenfalls aber ist es urkundlich gewiß, daß im J. 1231 Graf Eberhard IV von Eberstein dem Bischof Johann von Metz, als dessen Vasall, in einer drohenden Kriegsgefahr zu Hilfe kam, und mit seinem Tochtermann, Graf Heinrich II von Zweibrücken, dieses Hilfsbündniß mit dem Bischof, tamquam *homines* et *fideles* sui, im Jahr 1243 wieder erneuerte. S. *Crollius*, origin. Bipont. II, 33, 80, 158.

(11) Urk. Graf Otto's von 1309, Dienstag vor Mariä Geburt.

(12) Er ist abgedruckt bei Krieg, Gesch. von Eberstein, S. 367.

Beziehung, indem er sich die Steuern vorbehielt ([13]), und übrigens auch ohne weitern Erfolg, da die Stadt durch seinen Hinscheid bald hierauf wieder eigenthümlich an Eberstein zurückfiel.

Während dieser äussern Veränderungen hatte sich, bald gehemmt, bald befördert durch dieselben, auch im Innern des bretheimischen Gemeinwesens still und unbemerkt Mancherlei verändert, was in kirchlicher, in politischer und ökonomischer Beziehung einen wichtigen Fortschritt bemerken läßt. Bretheim war von Alters her der Siz eines Dekanats der speierischen Diöcese; seine Pfarrkirche mochte sich durch Schenkungen und Vermächtnisse um so eher bereichern, da ausser den Tempelherren keine Ordensanstalt die fromme Wohlthätigkeit der Einwohnerschaft in Anspruch nahm ([14]). Ebenso günstig gestalteten sich die Verfassungsverhältnisse. Herrschaftswechsel, wie Bretheim sie erleben mußte, waren zunächst kein Vortheil für die Städte, doch gaben sie denselben oft eine günstige Gelegenheit zur Erweiterung ihres Rechts- und Freiheitskreises. So erwähnt die Vertragsurkunde von dreizehnhundert und vierzehn schon keiner Leibeigenschaft der bretheimischen Bürger mehr, indem sie blos von deren Gehorsam gegen ihre Herrschaft im allgemeinen Sinne spricht, ja dieselben sogar als Theilnehmer an dem Vergleiche darstellt und ihnen das Recht einräumt, dem Grafen von Eberstein die Huldigung zu versagen, falls er seinem gegebenen Versprechen nicht nachkommen sollte. Hatte nun damals auch der gräfliche Amtmann noch immer das Schultheißen- und alle übrigen städtischen Aemter nach Willkühr zu besezen ([15]), so forderte doch einerseits die stärker gewordene Gemeinde, wie andrer-

---

(13) Kundschaft Beringers von Flehingen über die Amtmannsstelle zu Bretten, von 1315, Dienst. nach Tib. Ebendas. S. 369.

(14) Nach Andreä's Behauptung besaßen die Templer zu Bretten ein prächtiges Haus; aber vielleicht stammt diese Nachricht aus derselben Quelle, wie die Angabe, daß Kaiser Heinrich V die Pfarrkirche, und Konrad III die Stadtmauern daselbst erbaut habe. Von einem Kloster oder einer ähnlichen Stiftung zu Bretheim ist aus damaliger Zeit keine Spur vorhanden.

(15) Nach der angeführten Kundschaft von 1315 wählten Graf Wilhelm von Eberstein, Herr Beringer von Flehingen, Herr Machtolf von Meinsheim, die Herren Brun und Burkhard von Windek, Ritter, alsdann Walther Zörlin, Berthold von Dewisheim und Friedrich von Michelbach, welche die Stadt Bretheim von Graf Otto von Zweibrücken zu Lehen empfangen hatten, einen unter sich zum Amtmann daselbst, „und soll der die Stadt inne halten von Junker Wilhelms wegen und deren, so dieselbe empfahen hant; und soll sezen Schultheißen, Gebüttel, Thorwarten, Wächter und alle Aemter; er soll auch die Steuern und Nuzungen einnehmen, die da einem Herrn angehören, und sie antworten Graf Otten.“

seits das eigene Interesse der Herrschaft, da sie nur durch möglichste Freigebung der bürgerlichen Thätigkeit ihre Steuern vermehren konnte, eine Reihe von Berücksichtigungen, welche durch fortgesezte Gewohnheit allmählig die Grundlage einer neuen Verfassungserweiterung wurden.

Inzwischen hatte der ökonomische Zerfall des Hauses Eberstein mit jedem Jahrzehent sichtbarer zugenommen, und eine Besizung nach der andern gieng durch versessene Pfandschaften und abgenöthigte Verkäufe in fremde Hände über. So kam die Reihe auch an Bretheim. Schon vor dem Jahre dreizehnhundert fünf und dreißig war die Stadt auf Wiederlösung an Markgraf Rudolf von Baden versezt ([16]), welcher sie damals an Herzog Ruprecht von der Pfalz verpfändete ([17]). Auf dieses Unterpfand wurden wiederholt neue Leihgelder geschlagen, bis sie die Summe von fünftausend zweihundert Pfund Heller erreicht hatte, worauf der Herzog den Grafen von Eberstein für den Verzicht der Wiederlösung noch siebentausend neunhundert Pfund bezahlte ([18]), und Bretheim dadurch als ein wahres Eigenthum an sein Haus brachte.

Bei diesen Versaz- und Verkaufshandlungen treten die Fortschritte der bretheimischen Stadtfreiheit und Verfassung noch deutlicher hervor. So führt die Urkunde, worin die „Richter und die Gemeinde, Arm und Reich, der Stadt Bretheim“ dem Pfalzgrafen Ruprecht, als ihrem Pfandherrn, die gewöhnliche Huldigung leisten, eine Sprache, welche ein im damaligen Sinne schon ziemlich geordnetes und selbstständiges Gemeinwesen verräth. Sie spricht von dem „guten Willen“, womit die Bürger ihrem Herrn geloben, ohne seine Zustimmung „fürbaß keine Verbündniß mehr unter einander zu machen“, und ihm das Recht einräumen, die Güter derjenigen von ihnen einzuziehen, welche ohne seine Erlaubniß anderswo Bürger würden. Sie spricht ferner von dem Gelöbnisse der Bretheimer, dem pfälzischen Amtmann für die Sicherheit an Leib und Gut eine Gewähr zu leisten, und ihm beholfen zu seyn in allen Sachen, „soferne sie können und mögen“ ([19]).

---

(16) Urk. Markgr. Rudolfs zu Pforzheim (von 1335, Sonnt. nach Martini), worin er bekennt, daß er und seine Erben lösen sollen Bretheim die Stadt Pfalzgraf Ruprechten „gegen Juden oder Christen, oder wie sie versezt sey“.

(17) Versazbrief Markgr. Rudolfs und Willebrief Graf Otto's und Bertholds von Eberstein von 1339, Sonnt. vor Gregor.

(18) Urk. Markgr. Rudolf's von 1345, Mitw. vor Himmelfahrt, und Verzichtbrief Graf Otto's und Bertholds von Eberstein von 1349, Donnerst. nach Andres.

(19) Urk. „Wie daſz die Burger zu Bretheim Herzog Ruprecht dem Eltern gehuld habin und Gehorsam sin sullin“, von 1342, Dienst. nach Jakob.

Diesem Tone völlig entsprechend, hat auch die Bürgerschaft, wie schon die früheren Vertragsurkunden, den Pergamentbrief von dreizehnhundert neun und vierzig über den „in der Kundschaft zu Bretheim an der freien Straße des Reichs, vor den Richtern uns ganzer Gemeinde„ geschehenen Verzicht der Grafen von Eberstein, nicht etwa blos als Zeugenschaft, sondern offenbar im Charakter der Theilnahme, mit ihrem städtischen Insiegel bekräftigt.

Nachdem Bretheim an die Pfalz gediehen war, schritt seine Entwickelung um so freudiger auf dem bisherigen Wege fort, da es zur Politik der pfälzischen Fürsten gehörte, die Städte zu bezünstigen. Hiezu kamen alsdann noch Begünstigungen der Zeit und Lage, welche das bretheimische Gemeinwesen schnell seiner Blüthe entgegenführten. Die Handelsstraße aus Schwaben nach dem Rheinthal ([20]), das uralte benachbarte Salzwerk, die Schäferzunft, die zahlreiche Geistlichkeit an den verschiedenen Kirchen und der eben so zahlreich angesessene Adel, waren lauter hebende Momente für den Wohlstand und Glanz der Stadt, die ohnehin schon als Siz des speierischen Landkapiteldekans und des pfälzischen Oberamts die erste Stelle im Kraichgau einnahm.

So endlich kam Bretheim zur Vollendung seines städtischen Wesens und Charakters, es erhielt eine verbesserte Stadtschule, ein Hospital, ein prächtiges Rathhaus und vier Jahrmärkte; es zeichnete sich aus durch die Betriebsamkeit, durch den Patriotismus und Muth seiner Bürger, und hat eine Reihe von Männern erzeugt ([21]), welche das Vaterland mit Stolz unter seine größten und verdientesten zählt.

---

(20) Merian's Topograph. Palatinat. Rheni (von 1645) sagt S. 19. unter anderm uber Bretten: „Es ist der Eingang und Schlüssel zur Pfalz, hat schöne und bequeme Gelegenheiten, ein fruchtbares Land, herrliche Landstraßen, da die Waaren von Venedig, Augsburg und Ulm dadurch auf Frankfurt, wie auch die Posten aus Spanien und Welschland gehen„.

(21) Gehres zahlt folgende auf: Nikolaus und Johannes Burrus, Aebte zu Maulbronn; die drei Schwarzerd, Johann, Siegmund und Philipp (Melanchthon); die Gebruder Samuel, David und Jeremias Eisenmenger; die beiden Koch, Johann und Simon, und Michael Heberer.



ST. BLASIEN.

Geschichte des Gotteshauses

Sankt Blasien.

Um das Jahr neunhundert und sechszig verließ Herr Reginbert von Seldenbüren, aus heiligem Eifer oder aus Ueberdruß der Welt, den Hof König Otto des Großen und begab sich in das entlegene, düstere Albthal auf dem südlichen Schwarzwald, wo seit uralter Zeit fromme Einsiedler eine Zelle bewohnten, welche der Abtei Rheinau zugehörte, und durch das Geschenk einer Reliquie vom heiligen Blasius den Namen dieses Märtyrers erhalten hatte (1). Hier wollte Reginbert den Rest seines irdischen Lebens der Vorbereitung auf das künftige widmen und durch die Gründung eines frommen Werkes die Gnade des Himmels erwerben. Er erhob die hölzerne Hütte und das halbzerfallene steinerne Kirchlein zu einem ansehnlichen Gebäude, vermehrte die Zahl der Brüder und vermachte dem neuen Gotteshaus sein ganzes Erbe im Zürichgau (2). Damit aber diese Stiftung desto sicherer bestehen und gedeihen möchte, begab er sich noch einmal an den Hof, um von dem Kaiser eine Schenkung und Bestätigung für dieselbe zu erwirken. Otto konnte dem ehrwürdigen Diener die Gewährung einer so frommen Bitte nicht versagen, er beschenkte die Zelle an der Alb mit ihrer nächsten Umgegend, und stellte sie als eine freie geistliche Anstalt unmittelbar unter den Schuz des Reiches. Der greise Ritter starb aber vor der Ausfertigung des kaiserlichen Schenkungs- und Bestätigungsbriefs, welche erst später, im Jahre neun hundert drei und achtzig, unter Otto dem Zweiten geschah (3).

Der Umfang des dem Kloster zugetheilten Grund und Bodens zog

---

(1) Die Entstehung und Schicksale der Brüder an der Alb wird später noch ein Aufsaz besonders behandeln.

(2) Die Stammburg Seldenbüren lag bei dem gleichnamigen Dorf, eine Meile hinter Zürich, zwischen dem Uetliberg und Räppischfluß.

(3) Dieser Umstand veranlaßte wahrscheinlich einen Mönch der spätern Zeit, die Jahrzahlen des Diploms zu radiren und auf Otto I zu stellen, welches unter Abt Gerbert eine diplomatische Fehde über die Aechtheit desselben herbeiführte, die indessen von keinem Kenner bestritten werden kann.

sich vom Feldberge die Höhen abwärts, an den Quellen des Steinbachs vorbei, bis zur Alb, wo sie den Schwändenbach aufnimmt; alsdann über Heppenschwand und mit dem Heinbach an die Schwarzach, mit dieser sofort am Schluchsee hinauf und über die Höhe bis wieder zum Feldberg, wo die Alb entspringt. Innerhalb dieser Marken gehörte alles dem Gotteshaus frei und eigen. Aber es war eine unwegsame, menschenleere Wildniß, theils mit undurchdringlicher Thannwaldung bedeckt, theils übersät mit unzähligen Granitblöcken, zwischen denen kaum das Moos und Heidegras gedieh. In der Tiefe stunden hin und wieder todte Sümpfe, welche die Luft verdarben, und nur an einzelnen sonnigen Halden und Ufern zeigte sich ein frischgrüner Rasen, wenn nach langem Winter der hohe Schnee allmählig verschwand. Mehr als hundert Jahre verflossen über dem mühsamen und gefahrvollen Ausreuten und Aupflanzen der tauglichsten Pläze. Langsam entstunden einige Schweighöfe und zerstreute Wohnungen im Bernauer Thal, zu Hächenschwand, Menzenschwand, Hasenhäusern und anderen Orten.

Die Brüder an der Alb hatten anfangs lange Zeit ohne bestimmten Orden, blos nach einheimischen Gewohnheiten, alsdann aber nach der Regel des heiligen Benedikt im Gehorsame eines Priors gelebt, als unter Bernger dem Zweiten ihre Trennung von der Mutterkirche erfolgte und die Zelle des heiligen Blasius als ein selbstständiges Stift mit äbtlicher Würde der Obhut des Bischofs von Basel untergeben wurde. Dieser Bernger ist aber nicht allein der erste Abt, sondern auch der erste Begründer des Ruhmes von Sankt Blasien. Er hatte auf dem rechten Ufer des Steinenbachs ein neues Klostergebäude mit vielen Zellen aufführen lassen, und errichtete darin eine wissenschaftliche Anstalt für die fähigeren Köpfe, während die alte Wohnung denjenigen Brüdern zugetheilt blieb, welche der Landwirthschaft, den Handwerken, der Kranken- und Armenpflege oblagen. Das war das Vortreffliche in der Einrichtung der alten Klöster, daß sie in gleichem Maße und mit gleich ausdauerndem Eifer in wohl geordneter Zusammenwirkung alle wichtigsten Zweige der menschlichen Thätigkeit kultivirten. Hiedurch wurden sie die Vorläufer der Städte und die ersten Gründer einer allseitigern, höhern Bildung der Nation.

Die sanktblasische Klosterschule blühte schnell empor und bald giengen viele Söhne benachbarter Adelsfamilien als Priester und Lehrer aus ihr hervor, wodurch das Gotteshaus schon unter Berngers nächsten Nachwesern zu einem ausgebreiteten Ruf, und mit den damals angesehensten Klöstern, namentlich mit Klugni in engen Verband gelangte.

Abt Bernger hatte sein verdienstvolles Leben im Frühlinge tausend fünf und vierzig geendigt, in Bruder Wernherr, der als Klostervorsteher, wie als Gelehrter und Schriftsteller einen rühmlichen Namen erwarb, seinen ersten, und in Bruder Giselbrecht, unter dessen Verwaltung das Stift zur höchsten Blüthe emporstieg, seinen zweiten Nachweser erhalten. Diese glückliche Vorsteher-Folge ergab sich aus dem Grundsaze der freien Wahl, welche noch durch keine Partheistreite, keine Finanz- oder politische Rücksichten beschränkt und misbraucht wurde, sondern nach dem einfachen und frommen Sinne jener Zeit auf den Würdigsten fiel.

Giselbrecht hatte seine Verwaltung mit einer Reformation der bisherigen Regelzucht begonnen, nach dem Beispiele vieler Klöster, wo die ursprünglichen Sazungen des benediktinischen Ordens mehrfach geändert und verschärft worden, um sie vor der Ausartung in einen zu weltlichen Geist zu bewahren. Berühmt durch diese strengere Regelzucht waren damals besonders Klugni und Fruktuar, von welchen sie in viele Benediktinerklöster übergieng, und ihrer religiösen und wissenschaftlichen Kultur einen vorherrschenden Schwung verlieh. Denn so lange die Mönchsanstalten in ihren Einöden mit wilden Thieren und zerstörenden Elementen zu kämpfen hatten, so lange sie mit Ausrodung der Wälder, mit Beurbarung des mühsam gewonnenen Erdreichs und Erringung ihres Lebensunterhaltes beschäftigt waren, mußte der materielle, der weltliche Charakter bei ihnen vorherrschen; als sie aber die Wildniß überwunden und sich durch fromme Vergabungen bereichert, als sie ihre Oekonomie gegründet sahen, rangen sie billig jezt ebenso nach geistigem Anbau und Erwerb, welcher den Ruhm ihres Verdienstes vollenden sollte.

So begründete die fruktuarische oder klugnische Disziplin auch zu Sankt Blasien ein neues, geistigeres Leben. Denn sie verschaffte der gelehrten, klerikalischen Parthei das Uebergewicht über die Menge der Laienbrüder, und von dem an gewann das Gotteshaus durch strenge Sitten und den Flor der Wissenschaft eine immer glänzendere Stellung. Ja, während die altberühmten Stifte Sankt Gallen, Reichenau und Rheinau mehr und mehr in Abnahme geriethen, blühte es damals neben Allerheiligen Kloster zu Schafhausen und Sankt Aurels Stift zu Hirschau zum berühmtesten Gotteshaus in ganz Schwaben heran. Ein wachsender Zudrang von Freunden des klösterlichen Lebens und von unglücklichen Flüchtlingen machte bald eine Erweiterung der Gebäude nöthig. Dabei war auch die Zahl der Dienstboten, welchen die Landwirthschaft jezt ausschließlich überlassen blieb, so vermehrt worden, daß man eine eigene Pfarrkirche für sie errichtete.

Die sanktblasische Klosteranstalt enthielt also drei verschiedene

Klassen, die „inneren" oder eigentlichen Ordensbrüder mit schwarzem Habit und großer Tonsur, die „äußeren" oder Laienbrüder mit langem Bart und Haupthaar und grauen Kutten, und jene weltlichen Dienstleute. Obwohl in besondere Gebäude vertheilt, wohnten diese vielen und verschiedenen Menschen dennoch in manigfacher Berührung eng zusammen, aber die strenge Ordnung und herbe Arbeit ließen den Neid, die Eifersucht und Zwietracht noch keinen Raum gewinnen. Jeder folgte in stillem Gehorsame seiner Pflicht, und je wilder sich aussen in der Welt, bei der wachsenden Partheiung zwischen Thron und Altar, der Uebermuth des Zeitalters bekämpfte, desto eifriger lagen die Bewohner dieses Asyls den Künsten des Friedens ob und der frommen Demüthigung ihrer selbst. Man sahe damals zu Sankt Blasien viele Edlen, Ritter und Grafen, welche sich in solcher Selbstbesiegung freudig jeder schwersten und niedrigsten Arbeit unterzogen (4).

Unter Denjenigen, welche in der abgeschiedenen Lage Sankt Blasiens vor dem blutigen Kampfe der Partheien eine Zuflucht suchten, befanden sich auch Bischof Gebhard von Konstanz, der Bruder des Herzogs von Zäringen, und sein vertrauter Freund, der gelehrte Meister Bernold, dessen Aufenthalt ein großer Gewinn für das Kloster seyn mußte, da er die Leitung der dortigen Schule übernahm. Bernold war in derselben erzogen worden, hatte aber wegen seiner Kenntniß des kanonischen Rechts frühzeitig einen Ruf nach Konstanz erhalten, wo er sich durch eine Reihe von Schriften über damals wichtige Angelegenheiten des römischen Stuhls und der Kirche einen berühmten Namen erwarb. Während seines Lehramtes zu Sankt Blasien verfaßte Bernold für den Gebrauch der studierenden Jugend ein Handbuch unter dem Titel: **Imago mundi**, welches die Summe des damaligen Wissens nach der althergebrachten Eintheilung des trivii und quadruvii enthielt (5), und seinem kanonistischen Ruhm auch den eines vorzüglichen pädagogischen und philosophischen Schriftstellers beigesellte. Größer aber noch und für uns wichtiger trat er als Geschichtschreiber auf durch seine Fortsezung der Chronik Hermann des Lahmen, welche an Schreibart,

(4) So z. B. diente Graf Ulrich von Sulz als Küchenjunge, und Graf Berthold von Frikingen als Ofenheizer. Der Freiherr Werner von Wettingen, welcher an beiden Füßen lahm war, zettelte für den Weber das Garn, während der kräftige Ritter Arnold von Uehlingen sich zum Viehhirten benüzen ließ.

(5) Diesen „Weltspiegel" hat man leider nicht in die Sammlung der bernoldischen Schriften aufgenommen, welche im **Prodromus Germaniae sacrae** 1792 durch die sanktblasische Druckerei veröffentlicht wurde.

Treue und Ausführlichkeit den besten historischen Werken des Mittelalters gleichkömmt. Ueber die Vorurtheile seines Zeitalters freilich war Meister Bernold nicht hinaus, aber seine Grundsäze hatten die Gediegenheit eines gründlichen, vielseitigen Studiums, einer langerprobten Erfahrung und eines redlichen Willens.

Auf Giselbrecht folgten in der äbtlichen Würde nach einander Uto und Rusten, dieselben, welche die fruktuarische Disziplin nach Sankt Blasien gebracht hatten. Beide waren ausgezeichnete Gelehrte und vortreffliche Vorsteher. Unter Uto wurde das Münster neu erbaut, und unter Rustens ereignißreicher Verwaltung fuhr das Gotteshaus in seinem Emporblühen glücklich fort. Viele Brüder zeichneten sich aus durch Gelehrtheit, andere durch Tugenden der Enthaltsamkeit und körperlichen Abtödtung, und wie schon Bernger eine Kolonie seiner Mönche nach Muri verpflanzt hatte, so giengen ähnliche jezt nach Ochsenhausen, Gottweih, Albersbach, Donauwerd, Sankt Walburg bei Hagnau, Engelberg, Enedorf in der Pfalz, Ettenheim-Münster und Stein am Rhein, um diese Klöster einzurichten oder zu reformiren. Aber wie an Ruhm der Regelzucht und Wissenschaft gewann Sankt Blasien damals auch an Reichthum durch die frommen Schenkungen benachbarten und fremden Adels. So vermachte ihm der Freiherr Arnold von Wart die Vogtei Weitnau, Gottfried von Berau den Berg dieses Namens, Walcho von Waldek mit Burkhard von Eistatt die Thäler Schönau und Todtnau, Albrecht von Waldhausen den Ort Wislikon im Argau, Anselm von Nallingen sein Stammgut bei Eßlingen, Hawin von Wolfhardsschwänd den Hof Ochsenhausen, Arnold von Krenkingen die Kirche zu Bettmaringen und Werner von Kaltenbach den Berg Bürgeln. An den meisten dieser Orte wurden sogleich neue Zellen errichtet und der Wirkungskreis des Stiftes dadurch ungemein erweitert.

In jenen Zeiten hatte die Heiligkeit des klösterlichen Lebens eine unglaubliche Verehrung erlangt. Es galt für das größte Verdienst vor Gott und der Welt, die irdischen Bande und Güter zu verlassen, um in stiller Abgeschiedenheit, in Demuth und Entbehrung, zwischen den Mauern einer Zelle unter Gebeth und Kasteiung seinem Seelenheile zu leben. Die Macht des Glaubens, das Vertrauen auf einen himmlischen Lohn für die Opfer dieser Entsagung und Buße beherrschte allgemein die Gemüther. Die Worte Religion und Christenthum hatten bald keinen andern Begriff mehr, als den des Mönchthums. Edelleute und Bauern, Knechte und Mägde, Väter, Mütter und ganze Familien, sogar ganze Ortschaften huldigten den klösterlichen Gelübden.

Viele Leute ließen sich auf dem Todbette noch die Mönchskutte anziehen, und selbst die Großen der Erde scheuten sich derselben nicht! Hiedurch fielen unzählige Güter in die todte Hand; die Klöster wurden überaus zahlreich und mächtig, welches der römische Stuhl mit Vergnügen sah und eifrig beförderte, weil das Mönchthum die stärkste Stüze seiner Präpotenz war. Dieser wachsende Reichthum aber und der päbstliche Einfluß entfernte die Klöster von ihrem ursprünglichen Zweck; sie wurden übermüthig, herrschsüchtig und ausschweifend, und in diesen Lastern lag der Keim ihres nachmaligen so traurigen Zerfalls.

Sankt Blasien stund eigentlich im unmittelbaren Schuze des Kaisers; aber seit Konrad dem Zweiten schirmte es das Hochstift Basel durch den benachbarten Freiherrn von Wehr. Es konnte daher nicht vermieden werden, daß im Verlaufe der Zeit auch diese Schirmgewalt dem gewöhnlichen Misbrauche unterlag. Der Bischof und sein Untervogt erlaubten sich Anmaßungen und Bedrückungen, welche das Kloster endlich nicht mehr ertrug. Es kam zu einem heftigen Streite, dessen gerichtliche Entscheidung den Bischof in seine Schranken zurückwies, und als derselbe seinen Verdruß hierüber zu gewaltthätig äusserte, nahm ihm der Kaiser das Schirmamt und übertrug es der mächtigen Hand Herzog Konrads von Zäringen.

Dieß geschah im Anfange des Jahres eilfhundert fünf und zwanzig, gegen dessen Ende Abt Rusten mit dem Lobe eines besonders frommen Mannes und verdienstvollen Vorstehers verstarb. Sein Nachfolger war Berthold, dieses Namens der Erste, welcher über die Unabhängigkeit des Gotteshauses vom Bischofsstuhle zu Basel eine kaiserliche und päbstliche Urkunde erwarb, und als Bischof Ortlieb dessen ungeachtet die alten Ansprüche erneuerte und das sanktblasische Gebiet gewaltsam bedrohen ließ, diese Gefahr durch seine männliche Entschlossenheit glücklich entfernte. Schon hatte sich die bischöfliche Mannschaft zu einem Ueberfalle gerüstet und zog durch das Wiesenthal heran. Da bot der Abt schnell seine Vasallen und Leibeigenen auf, welche sich an der Leze zwischen Breg und Bernau dem überraschten Feinde so muthig entgegenstellten, daß er keinen Angriff wagen durfte, und der Bischof sich genöthigt sah, einen Waffenstillstand einzugehen. Die Sache wurde hierauf vor den Kaiser gebracht, welcher sie auf einem Fürstentage zu Straßburg, im Frühlinge tausend einhundert ein und vierzig, gerichtlich entschied. Der Bischof mußte auf alle Ansprache an die Klostervogtei verzichten; seine Entschädigung waren nur vier Höfe, aber der ganze Krieg und Prozeß hatte das Gotteshaus bei dreißigtausend Gulden gekostet.

Noch in demselben Jahre verstarb Abt Berthold. Er hinterließ das

Gotteshaus, ohngeachtet jener Kosten und Verluste, in wachsendem Wohlstande. Denn von Aussen her dauerten die frommen Vergabungen fort, und im Innern wurde das Klostergut durch eine kluge Oekonomie vermehrt. Nicht minder erhielt sich auch das religiöse und wissenschaftliche Ansehen Sankt Blasiens. Aus der Zahl seiner Brüder hatten drei die bischöfliche Würde zu Konstanz und Basel erlangt, während andere als Vorsteher nach Wieblingen, Fuldenbach, Engelberg und Ettenheim-Münster berufen wurden. In der Gelehrsamkeit zeichneten sich die Brüder Mangold und Gerald aus, welche nach Bernolds Abgang als Lehrer der Schule vorstunden. Jenen nennen die Chroniken einen berühmten Schulherrn und Doktor, und diesem schreiben sie ein Lehrbuch der Dialektik und eine Spruchsammlung zu. Neben solchen Männern der Wissenschaft glänzten andere durch den Ruf ihrer heiligen Lebensweise, deren Verdienst in enger Verschlossenheit, in steten Gebeth- und Bußübungen, oder in der Armen- und Krankenpflege bestund.

Bertholds Nachfolger war Günther, aus dem Hause Andlau, welcher die schwarzwäldische Klosterabtei einem Rufe an das Bisthum Lyon vorzog, und dieselbe sowohl durch das Frauenkloster Sizenkirch und andere Erwerbungen, als durch das Geschenk einer kostbaren Kapsel mit einer Partikel vom heiligen Kreuz bereicherte (6). In der Vorsteher-Würde folgten ihm nach freier Wahl des Convents während eines Zeitraums von kaum einem halben Jahrhundert nicht weniger als fünf Prälaten, zuerst Wernherr von Küssachberg, ehedem Lehrer an der Klosterschule, ein eben so gelehrter als thätiger und frommer Mann, welcher durch eine Blumenlese aus den Schriften der heiligen Väter die überhandnehmende weltliche Lektüre der Mönche zu verdrängen suchte (7); alsdann Dietbert, aus dem argauischen Adel von Bußnang, ein eifriger Anhänger Papst Alexander des Dritten, von dem er einen Bestätigungsbrief aller sanktblasischen Rechte und Besizungen erhielt; hierauf Mangold, ein Edler von Hottweil, welcher von Jugend auf im Kloster erzogen war; endlich Hermann, aus dem schwäbischen Stamme von Zimmern, und Otto, von unbekanntem Geschlecht, aber desto berühmterem Namen durch seine Fortsezung zu dem Geschichtbuche des Abts von Freisingen.

(6) Wie damals das Geschenk eines seltenen Buches oft ein Hofgut aufwog, so wurde diese Reliquie höher gehalten als der Gewinn einer Herrschaft. Uebrigens hatte ihre Kapsel auch einen bedeutenden Geld- und Kunstwerth. Gerbert (S. n. I, 386) beschreibt sie ausführlich.

(7) Vergl. oben S. 35.

Unter diesen Prälaten hatte sich das irdische Besizthum des Gotteshauses mehr und mehr befestigt und zur abgerundeten Herrschaft ausgebildet, während auch das geistliche Ansehen noch immer ungeschmälert erhalten wurde. Es waren wieder mehrere Klöster, namentlich Muri, Engelberg, Rheinau, Schafhausen, Donauwerd, Maurusmünster, Wessenbrunn, Hohenburg und Lorch von Sankt Blasien aus mit Vorstehern versehen worden. Die Schule behauptete noch ihr altes Ansehen, besonders durch die Bemühungen des Lehrers Arnold von Straßburg, welcher neben dem Studium der Bibel bis in's höchste Alter unermüdet seinem Amte oblag. Andere gelehrte Männer verfaßten ihre Kenntnisse und Erfahrungen in wenigstens fleißig gearbeitete, wenn auch nicht eben geistreiche Bücher. So beschrieb der Bruder Konrad zuerst die Entstehung der Zelle zu Bürgeln, und später, als ihm die Abtei Muri übertragen worden, ebenso die Stiftung und Aufnahme dieses Gotteshauses. Sein Grundsaz war, man müsse die Bücher stets verbessern und vermehren, weil das Leben eines Geistlichen ohne sie nichts heiße ([8]). Von der Hand zweier fernern Verfasser aus der nämlichen Zeit rührt eine kurze Chronik des Klosters und ein Beschrieb seiner verschiedenen Brüderschaften her. Abt Otto endlich schrieb außer seinem Chronikon noch ein Handbuch der heiligen Geschichte, welches aber, wie noch manche andere Arbeit im Sturm der Jahrhunderte zu Grunde gegangen ist.

Uebrigens hatte sich indessen gar Vieles auch verschlimmert. Die Brüder suchten immer häufiger kirchliche Weihen, um von der Handarbeit los zu werden, welche die benediktinische Regel vorschreibt. Aber Wissenschaft und Kunst gewannen dabei wenig, indem die vielen bruderschaftlichen Verbindungen mit andern Gotteshäusern den Chordienst für die Abgestorbenen so sehr vervielfältigten, daß die meiste Zeit damit hinging, und da es üblich geworden, die verschiedenen Pfarrkirchen des Klosters mit Ordenspriestern zu besezen, wodurch sich die Anzahl derjenigen Brüder, welche der Gelehrsamkeit oblagen, oft sehr verminderte. Es läßt sich deutlich wahrnehmen, der klerikalische Charakter, der ewige, monotone, düstere Chordienst, die einseitige Auslegung der Ordensregel, und die beschränkte Art der mönchischen Theologie, gaben dem Gotteshause allmählig einen Charakter, welcher troz des wachsenden Glanzes und Einflusses gegen den frühern nicht vortheilhaft abstach.

Nach dem Ableben Ottos im Jahre zwölfhundert fünf und zwanzig

---

(8) «Libros oportet semper describere, et augere, et meliorare, et ornare, et annotare cum istis, *quia vita omnium Spiritualium sine libris nihil est.*»

erneute sich die sanktblasische Vorsteherwahl wegen des herrschenden, durch die Kreuzfahrer aus dem gelobten Lande heimgebrachten Siechthumes, viermal schnell auf einander, in Hermann dem Zweiten, einem Gebornen von Loben, in Heinrich, dessen Familie nicht mehr bekannt ist, in Arnold, dem Ersten dieses Namens (9), aus Bernau, und in Arnold dem Andern, aus Hächenschwand gebürtig. Dieser leztere endlich blieb von der Krankheit verschont und erreichte ein hohes Alter. Seine Verwaltung ist merkwürdig durch viele guten und schlimmen Ereignisse.

Schon seit den Unruhen unter König Friedrich dem Zweiten hatte das Kloster durch die Gewaltthätigkeit des benachbarten Adels hin und wieder an Gütern, Leuten und Gefällen vielfachen Schaden erlitten. Diese Noth vermehrte sich mit der steigenden Verwirrung des Zwischenreichs. Viele der Bedränger zwar, von vermittelnden Freunden gemahnt oder vom Gewissen gestachelt, sühnten ihre Schuld mit nicht geringen Opfern; gleichwohl aber blieb mancher schmerzliche Verlust unersezt und das Kloster gerieth in sichtbaren Verfall seines Wohlstandes. Aus dieser Lage retteten es eine Reihe frommer Schenkungen und bevorab die kluge Thätigkeit Abt Arnolds. Er machte aus dem Ertrag der Silberminen, welche man unter seinem Vorweser im Todtnauer Thal entdeckt hatte, viele vortheilhaften Ankäufe, stellte die durch Feuersbrünste eingeäscherten Zellen zu Bürgeln, Berau und Sizenkirch, von reichen Allmosen unterstüzt, in kurzem wieder her, gründete die Kirche zu Schluchsee, und sicherte die von einer sizenkircher Nonne neugestiftete Zelle Gutnau in ihrem gefährdeten Besizthum. Dabei wahrte Arnold das Gotteshaus bei seinen hergebrachten Rechten und Freiheiten nicht nur gegen Fürsten und Adel, sondern selbst gegen die höchste Kirchengewalt. Seit längerer Zeit war es am römischen Hofe üblich geworden, auf erledigte Kirchenstellen aller Art sogenannte Anwartschafts- oder Einweisungsbriefe zu ertheilen, womit man ein sehr einträgliches Gewerbe trieb, da sich die Bewerber in ihren Spendesummen leidenschaftlich überboten. Diesem Misbrauche, welcher nicht selten zu den ärgerlichsten Auftritten und Prozessen Veranlassung gab, unterlagen am meisten die deutschen

---

(9) Der gemeinschaftliche Grabstein dieser drei Opfer enthielt folgende Inschrift: » Anno 1234 *Hermannus II*, abbas tredecimus, dein anno 1240 succedens ei *Heinricius I*, demum anno 1247 *Arnoldus I*, spectati viri, ex *morbida contagione* suas procurationes deposuerunt, sed pietate patientiaque per reliquam vitam morbo egregie restiterunt.« Gerbert bemerkt, daß es die Elephantiasis gewesen sey.

Kirchen, und stets durchzog eine Anzahl fahrender Pfaffen mit ihren päbstlichen Provisionsbriefen das Reich. Wie hätte Sankt Blasien von ihnen verschont bleiben können? Abt Arnold aber wußte die Pfarreistellen des Klosters vor dem Eindringen fremder Priester zu schüzen, da er die Gunst des heiligen Vaters und mit ihr zwei Befreiungsbullen zu erwerben wußte.

So hat dieser Prälat, an welchem vielleicht einzig zu tadeln ist, daß er aus übertriebenen Begriffen von klösterlicher Regelzucht seinen Mönchen vollends alle weltliche Beschäftigung, namentlich die Ausfertigung von Urkunden, streng untersagte, wobei die Gelehrsamkeit sicherlich nichts gewann — so hat Arnold in einer äußerst schweren Zeit beinahe dreißig Jahre lang mit seltener Kraft und Umsicht sein Stift verwaltet und bereichert. Als er starb, zählte Sankt Blasien, außer einer Menge einzelner Höfe und zerstreuter Grundstücke, über hundert ganze Ortschaften, mehr als dreißig Kirchen und Zellen, und gegen vierzig Vasallen oder Dienstmänner!

Unter Arnolds drei nächsten Nachwesern, Heinrich von Stadion, Berthold aus Ochsenhausen und Heinrich aus Wittnau, deren Verwaltung zum Theil in die ruhige Zeit König Rudolfs von Habsburg fiel, schritt das Kloster in seiner Aufnahme freudig fort. Noch herrschte eine kluge Oekonomie; noch huldigten die Mönche der Schwelgerei, die Aebte der Verschwendung nicht. Man kannte wenig andere Ausgaben, als für die nöthigsten Bedürfnisse, und verwendete die ersparten Summen auf den Ankauf neuer Ländereien, auf die Erbauung neuer Kirchen und die Verschönerung des Gottesdienstes oder Vermehrung der Bücherei. Freilich überwog das Haschen nach irdischem Besize jede andere Bestrebung, und die materiellen Interessen sind in den Klosterschriften damaliger Zeit mit derselben Wichtigkeit behandelt, wie früher die geistigen und religiösen.

Bei so glänzenden Verhältnissen empfieng im Jahre dreizehnhundert vierzehn Pater Ulrich aus Feldkirch die äbtliche Würde, und das Glück schien ihm noch günstiger zu seyn, als es seinen Vorgängern gewesen. Sankt Blasien sollte unter ihm eine Stufe des Glanzes und Wohlstandes erreichen, um welche es zu beneiden war. Ulrich erwarb sich durch seine treue Anhänglichkeit an die Parthei Friedrich des Schönen in dem Wahlstreite gegen Ludwig den Baier, so sehr die Gunst des östreichischen Hauses, daß Herzog Leopold dem Gotteshaus nicht allein die Neuenzelle am Ibach, sondern selbst den ganzen Wallfahrtsort im Todtmoos schenkte. Zu diesem wichtigen Gewinne begann der Abt eine Reihe von Ankäufen zu fügen, die er aus den todtnauer Berg-

werken bestritt, von deren Ertrag schon seine Vorweser über viertausend Mark Silber ([10]) auf den Erwerb von Grundstücken, Leuten, Gülten, Zehnten und andern Gerechtsamen verwendet hatten. Und da der Krieg der Gegenkönige weder in der Nähe spielte, noch bei der überwiegenden Stimmung des Volkes und Adels für Oestreich eine thätliche Partheiung die Ruhe des Landes störte, so konnte man von der Thätigkeit und Umsicht Abt Ulrichs eine glückliche und ruhmvolle Zukunft erwarten.

Das Glück aber ist falsch; wenn es am meisten schmeichelt, verbirgt sein Lächeln eine Tücke des Verderbens. In demselben Jahre dreizehnhundert zwei und zwanzig, wo die östreichische Parthei durch die Schlacht bei Mühlberg jenen tödtlichen Stoß erhalten hatte, am Vorabende des Festes Philippi und Jakobi, brach in dem Gasthause zu Sankt Blasien unversehens Feuer aus, griff bei dem eintretenden Winde unwiderstehlich um sich, und verzehrte in wenigen Stunden das Dach- und Innenwerk des Münsters, das Dormitor, das Refektor, die Küche und Offizin, das Siechenhaus, Unser Frauen- und Sankt Benedikts-Kapelle, die Bibliothek und die Prälatur mit der ganzen Hofstatt ([11]). Was der mehrhundertjährige Fleiß und Kunstsinn geschaffen und aufbewahrt, die besten Vorräthe, die ehrwürdigen Alterthümer, der kostbare Kirchenschmuck, alle Chorbücher und der ganze Schaz der sanktblasischen Gelehrsamkeit von den Birkenrollen der ersten Brüder bis auf die Manuscripte Abt Heinrichs lagen vernichtet, nur die Mauern und Säulen des Münsters erhoben sich noch über den rauchenden Schutt, gleichsam zur schmerzlichen Erinnerung an den Verlust des Untergegangenen!

Wer von den obdachlosen Brüdern in dem äußern Gebäude jenseits der Steinach, welches die Flammen nicht erreicht hatten, keinen Raum fand, wanderte nach den verschiedenen auswärtigen Zellen Sankt Blasiens und nach einigen befreundeten Gotteshäusern, wo er mit gewohnter Gastfreundschaft verpflegt wurde. Daheim indessen sorgte Abt Ulrich für die schnelle Wiederherstellung der nothwendigsten Wohnungen; das Münster aber, die Thürme, das Dormitor, die übrigen Konventualorte und die Prälatur konnten erst nach zwölf Jahren unter Dach gebracht werden. Denn von diesem Brande an traf den Abt ein Unfall nach dem andern. Die Klosterkasse war erschöpft, und als er sich durch Erhebung des halben Zehents der sanktblasischen Pfarrlehen und andere Mittel aus der drückendsten Noth gerettet hatte, traf ihn der Bannstrahl des

(10) Nach heutigem Geldwerthe weit über 100,000 Gulden.

(11) Das Archiv, durch ein feuerfestes Gewölbe geschüzt, wurde glücklich gerettet.

Gegenpabstes Nikolaus, weil er sich mit gerechter Berufung auf die erworbenen Freiheitsbriefe entschieden weigerte, römische Aufdringlinge in die Pfarreien des Klosters zuzulassen. Dieser Bann wurde zwar durch Umlaufschreiben des Abts von Weißenau für ungiltig erklärt; aber Ulrich überlebte ihn nicht lange mehr; er verstarb, von Kummer und Anstrengungen gebeugt, im Hornung des Jahres tausend dreihundert vier und dreißig.

Ulrichs Nachfolger endlich, Abt Peter, ein Edler von Thaingen, vollendete den Klosterbau und bemühte sich mit rühmlichstem Eifer, sowohl die Bibliothek wieder herzustellen, als das Grundbesizthum durch vortheilhafte Ankäufe zu erweitern. Dies konnte er, da ihm viele Vasallen des Stifts zu seiner schnelleren Erholung ihre Lehen restituirt, und mehrere fromme Hände freiwillige Gaben dargebracht hatten. Hierauf aber wurde das Glück dem neu aufblühenden Gotteshause abermals treulos. Denn als nach Abt Peter, im Jahre dreizehnhundert ein und sechzig Heinrich von Eschenz das Vorsteheramt übernahm, um mit gleicher Thätigkeit für den Ruhm und Wohlstand Sankt Blasiens zu arbeiten, hinderten ihn hieran nicht allein die Verwirrungen, worein alle geistlichen Verhältnisse durch das große Chisma geriethen, sondern weit mehr noch viele mit den Gotteshausleuten entstandene Streitigkeiten.

Seit dem Ableben des lezten Herzogs von Zäringen hatte das Stift Sankt Blasien ohne Schirmvögte unmittelbar unter dem Schuze des Reichsoberhauptes gestanden. Das gesunkene Ansehen aber der deutschen Könige und die Unruhen in Helvetien hatten die Folge, daß hin und wieder, mehr und mehr, die schuldigen Zinse, Zehnten und Gefälle trozig verweigert wurden, und da der Abt alle geistlichen Zwangsmittel vergeblich aufbot, blieb ihm kein anderer Weg der Abhilfe, als indem er der Reichsunmittelbarkeit entsagte und sein Stift unter den oberherrlichen Schuz der mächtigen Fürsten von Oestreich stellte, welche es vormals so reich beschenkt und auch in dieser jüngsten Noth wieder vielfach unterstüzt hatten. Sonst bewies Abt Heinrich eine männliche Standhaftigkeit in Behauptung der Freiheiten des Gotteshauses und seiner Würde, sowohl wider den Gegenpabst Urban, als wider den von demselben ernannten Gegenabt Konrad Goldast von Stein, welcher auch nach Heinrichs Ableben von den Brüdern entschieden verworfen wurde, troz des Bannstrahles, welchen Urban auf ihr Stift geschleudert.

Der Anschluß an Oestreich war ein folgenreiches Ereigniß für Sankt Blasien. Das Stift wurde beschüzt und begünstigt, wie ein Liebling; es wuchs neuerdings an irdischem Besizthum und weltlichem Glanz; es spielte bald eine Hauptrolle in den Vorlanden — jener Cha-

rakter der Redlichkeit aber, jener Ruhm der religiösen und wissenschaftlichen Kultur gieng verloren, nachdem die Aebte der Politik des Erzhauses huldigten, und ihre Interessen oft auf Wegen und durch Mittel verfolgten, deren sich nur ein unredliches Herz, nur mönchischer Stolz oder pfäffische List bedienen konnte.

Durch den großen Brand unter Abt Ulrich war die geistige Thätigkeit des Stifts zwar wieder sehr angeregt worden. Man hat aus den Zeiten der folgenden Restauration eine Sammlung von Auszügen aus den Schriften der heiligen Väter in vier starken Bänden zum Behufe der Tischlesungen; der Bruder Otto von Krozingen sezte die Chronik Abt Ottos bis zum Jahre dreizehnhundert zwei und dreißig fort, und ein Ungenannter verfaßte nach den vorhandenen Sagen und Urkunden, leider mit mehr wundergläubiger Redseligkeit, als Einfalt und Treue, eine Geschichte des Stiftes bis in die lezten Tage Abt Heinrichs von Eschenz (12). Aber diese wenigen Beispiele blieben ohne Nachahmung. Die Klosterschule zerfiel, und wurde endlich als eine Nebensache der Pflege von Weltpriestern übertragen; die Bibliothek blieb verschlossen in ihrem Staube liegen, und die Liebe zu geistiger und künstlerischer Beschäftigung ward mit jedem Geschlechte seltener.

So gieng Sankt Blasien, obgleich immer noch wachsend an Reichthum und Macht, sichtbar seinem Zerfalle entgegen. Wo waren jene Tugenden der ersten Brüder, die Einfalt und Strenge der Sitten, die Genügsamkeit und Demuth, die Arbeitsliebe und freudige Thätigkeit, welchen das Stift seine Aufnahme, seine Blüthe, seinen Ruhm verdankte? Es hatte sich Alles in ein leeres, muth- und geisttödtendes Formelwesen verwandelt. Die damaligen Mönche sahen die Pflicht ihres Berufs fast allein im Gebete und Gesang für das Seelenheil der Lebenden und Verstorbenen. Daher der endlose Chordienst, dessen Beschwerlichkeit man zum Verdienste erhob und auf eine übertriebene Weise zu steigern suchte. Schon um Mitternacht wurden die Gradualpsalmen mit dem Kursus Marianus und gegen Morgen die Matutin mit den Laudes und Suffragien abgehalten. Alle Bethstunden fiengen mit den Lieblingspsalmen an, welche man in der Fastenzeit auf den Knieen entrichtete, wobei die Schüler auf ihrem Angesichte vor dem Altare lagen. Am Charfreitag sprach man außer dem gewöhnlichen Gebethe noch den ganzen Psalter, und gieng baarfuß während des Gottesdienstes. Ohne die vie-

(12) Dies Buch führte den Titel: »Liber constructionum«, und ist von den Aebten Caspar und Gerbert so ausgebeutet worden, daß wir seinen Verlust nicht sehr zu beklagen haben.

len Jahrzeitfeste wurde für jeden verstorbenen Mitbruder dreißig Tage lang das ganze Seelenamt mit dem Psalter gebethet. Täglich machte man Umzüge zu den Altären, Kapellen und Gräbern. Jeden Sonnabend übten die Brüder das Fußwaschen unter sich, täglich aber einige an den Armen, welche das Almosen des Klosters abholten. Alle Handlungen, das Essen, Trinken, Spazieren und Arbeiten, wurden mit Ablesen von Gebethen begonnen und beschlossen.

Eben so ohne Nuzen hart und streng war auch die Lebensweise der Brüder. Alle arbeiteten, schliefen und aßen im nämlichen Saale. Die tägliche Kost bestund in Haber-Muß, Gemüße, Brod und etwas Wein; Eierkuchen, Honig, Butter und Fische gehörten zu den Leckerbissen, und Fleisch erhielten nur die Kranken. Die Handarbeit in freier Luft, welche dem gesunden Körper und Geiste zur Erholung und Stärkung dient, wurde immer mehr dem Chordienste aufgeopfert, und bestund zulezt nur noch im Heuen. Traurig war das Loos eines Bruders, wenn er den Zorn seiner Oberen erregte und der klösterlichen Zuchtruthe verfiel; er wurde mit dem Brevir, seinem einzigen Tröster, in ein enges, spärlich erleuchtetes Gemach zu unbarmherziger, oft lebenslänglicher Einsamkeit verdammt und konnte hier die gepriesene Märtyrerkrone der mönchischen Selbstbesiegung erwerben, nach damaligem Glauben das höchste Verdienst eines Christen vor seinem Schöpfer. Wahrlich, das Weltvolk hatte wenig Ursache, die Mönche um ihr Glück zu beneiden!

Während der vergeblichen Anstrengungen Abt Konrads von Stein, um Erlangung der sanktblasischen Inful, wählten die Brüder, obgleich noch immer mit dem päbstlichen Banne belegt, aus ihrer Mitte den Johann Kreuz von Todtnau, dessen friedfertige Klugheit das Gotteshaus in so schweren Zeiten und bei so viel mächtigen Feinden, nicht nur allen äußern Gefahren glücklich enthob, sondern auch im Innern durch Schärfung der klösterlichen Zucht und Vermehrung des Besizthums an Ruhm und Wohlstand bestens emporzubringen suchte; daß die Zelle zu Ochsenhausen sich von dem sanktblasischen Mutterstifte endlich losriß, konnte er nicht mehr verhindern ([13]). Nicht minder vortheilhaft war die Verwaltung seines gleichnamigen Nachfolgers, aus der schafhausischen Familie Duttlinger, der am Conzil zu Konstanz mit dem

---

(13) Schon unter seinem Vorgänger Heinrich hatte der ochsenhausische Prior als Anhänger Pabst Urbans, dessen Bann über Sankt Blasien dazu benüzt, sich zum selbstständigen Vorsteher zu erheben, was er mit Hilfe des Bischofs von Konstanz, troz aller Gegenbemühungen Abt Johanns, im Jahre 1404 endlich durchsezte.

Abte von Fueßen zum Aufseher der Benediktiner-Klöster in der mainzischen Provinz ausgerufen ward, die Stadt aber verlassen mußte, als durch die Acht Herzog Friedrichs ganz Vorderöstreich in Verwirrung kam, und Sankt Blasien wegen seines besondern Verhältnisses zu diesem Fürsten und seiner Besizungen im Aargau die Gefahr eines vielfachen Verlustes zu befürchten hatte. Doch gieng Alles glücklich vorüber. Abt Johann erlangte von dem neuen Pabste Otto eine Bestätigungsbulle aller Güter, Freiheiten und Rechte seines Gotteshauses. Unter ihm erhielten auch die Stifte Sankt Gallen, Reichenau und Engelsberg ihre Vorsteher aus dem Konvente von Sankt Blasien. Mit Bischof Otto von Konstanz vertrug er sich dahin, daß die sanktblasischen Priester beim Antritte ihrer Pfarreien zwanzig Gulden erlegen, hinwiederum aber die Kirchen zu Berau, Schönau, Todtnau, Todtmoos, Weitnau, Wislighofen, Hächenschwand, Bernau, Menzenschwand und Schluchsee sowohl von dieser Verbindlichkeit, als von den Schranken der Dekanei erledigt seyn sollen.

Abt Johann verstarb im Jahre vierzehnhundert neun und zwanzig, worauf Nikolaus Stoker von Kenzingen in die erledigte Würde trat. Die erste Zeit seiner Verwaltung brachte dieser Prälat größtentheils am Konzil von Basel zu. Es gehörte ihm in der Stadt ein eigenes Haus, worin er lange den Aeneas Sylvius beherbergte. Die Angelegenheiten des Stiftes riefen ihn aber zu verschiedenen Malen heim, namentlich im Jahre vierzehnhundert sechs und dreißig eine Fehde wider den Freiherrn von Krenkingen zu Weißenburg, welcher das stiftische Besizthum vielfach geschädigt, und troz aller Drohungen des Kaisers und Konzils jüngst wieder zwei Höfe zu Schönenbuch weggebrannt hatte. Diesmal endlich büßte der Freiherr seine Fauststreiche mit dem Verluste der Burg Rokenbach im Tobel bei Bondorf.

Die in jener geistig bewegten Zeit laut gewordenen Klagen über die Ausartung der Kloster-Anstalten veranlaßten im Jahre dreizehnhundert neun und dreißig eine große Versammlung der Aebte des benediktinischen Ordens, wobei Abt Nikolaus den Vorsiz führte. Bald darauf beorderte ihn auch der neue König Friedrich wieder nach Basel an die Kirchenversammlung, wo sein Begleiter zur Hebung der damaligen päbstlichen Wahlpartheiung eine mit vieler Wärme abgefaßte Rede vortrug. Doch gieng diese öffentliche Thätigkeit des Abtes ohne Erfolge vorüber, und er würde in den Klosterjahrbüchern weniger belobt seyn, wenn ihm das Stift nicht die schöne Erwerbung der Herrschaft Blumenek zu verdanken gehabt hätte, wodurch der erste Grund zur nachmals wieder er-

langten Reichsunmittelbarkeit gelegt wurde. Abt Nikolaus verschied endlich im Herbste tausend vierhundert und sechzig.

Dem neugewählten Vorsteher Peter Bösch aus Todtnau, welcher schon im ersten Jahre seiner Würde starb, folgte Abt Christoph, ein Edler von Greut. Dieser erlangte eine päbstliche Exemtionsbulle in Betreff des Verbots der Milchspeisen während der Fastenzeit, weil das Kloster in einer so öden, hohen, unfruchtbaren, waldigen und kalten Gegend liege, wo man drei Vierteljahre lang Schnee habe, und weder Wein, noch Oel, noch Korn, und andere Früchte pflanzen, also ohne Milch und Käs nicht leben könne. Alsdann kaufte er die Herrschaft Gutenburg, welche zwischen der blumenekischen und dem Stifltsbanne lag, und veranstaltete im Jahr vierzehenhundert sieben und sechzig, zur Hebung vieler alten Mishellungen zwischen der Abtei und ihren Leuten im Hauenstein, mit den Abgeordneten derselben die Abfassung eines Dingrodels, worin nach Laut der Urkunden und bezeugten Herkommen, unter fünf und achtzig Artikeln, die beiderseitigen Rechte und Pflichten genau verzeichnet wurden.

Im Uebrigen war Christophs Verwaltung eine sehr unglückliche. Denn als in dem damaligen Krieg der östreichischen Vorlande die Macht der Eidgenossen vor Waldshut versammelt lag, wurden dem Stifte bei einem Streifzug in die benachbarte Waldgegend nicht nur seine Höfe zu Gutenburg, Gurtweil, Indlighofen, Remetsweil und Birdorf geplündert und verbrannt, sondern der Feind ertrozte von dem Abt, welcher ihm nach Hasenhäusern entgegenzog, um das Gotteshaus durch Unterhandlung zu retten, noch ein Brandgeld von dreitausend Gulden. Und später, als man das bedrängte Waldshut endlich zu entsezen vornahm, hatte Sankt Blasien die östreichische Mannschaft wochenlang auf seine Kosten zu beherbergen und zu verpflegen! Diesen äußern Unfällen aber folgte bald auch im Innern eine verderbliche Zwietracht, welche die Tage des unglücklichen Prälaten vollends verbitterte.

Nachdem ihn der Gram in das Grab gedrückt, erhob die mächtigere Parthei des Konvents den Bruder Eberhard von Reischach, welcher sich einige Zeit aus bezeugter Vorliebe einer strengen Lebensart in der Karthause bei Freiburg aufgehalten, nun aber, in der Würde eines geistlichen Vorstehers, wie ein weltlicher Fürst ungebunden auf dem glänzendsten Fuße zu leben anfieng. Seine Tafel war eben so üppig als zahlreich besucht vom benachbarten Adel, und wenn er auswärts wohin ritt, geschah dies nie ohne eine Begleitschaft von wenigstens zwölf Rittern. Für solche Verschwendung waren weder die zierlichen Meßgewänder, noch die prächtige Orgel, die unter ihm gefertigt wurden, ein Ersaz.

Kaum reichte die weisere Verwaltung seiner zwei nächsten Nachweser hin, die während seines nur neunjährigen Regiments dem Gotteshaus verursachten Verluste wieder zu ersezen.

Es waren dies der nollingische Probst Blasius Wambach aus Oberekingen, ein leider eben so hochbetagter und presthafter, als wohlgesinnter Mann, und der weiland albersbachische Bruder Georg Eberhard aus Horb am Neckar, ein gelehrter und wohlerfahrner Prälat, welcher mehrere Baureparationen vornahm, und namentlich die Sicherstellung der Freiheiten und Besizungen des Stiftes durch päbstliche und kaiserliche Briefe betrieb. Denn die damalige durch feindliche Waffen nnd andere Uebel vielfach bedrängte Zeit machte diese Sorgfalt nöthig. Es entzündete sich der neue Schweizerkrieg; die eidgenössische Mannschaft näherte sich abermals der Waldgegend; Thiengen wurde verbrannt, Stühlingen und Blomberg genommen, und dazwischen viele sanktblasische Güter beraubt und verwüstet.

Wir stehen hier am Eingange des verhängnißvollen sechzehnten Jahrhunderts, welches das Mittelalter von unserer Neuzeit scheidet. Auch in der Geschichte Sankt Blasiens beginnt mit ihm eine neue Periode, freilich keine ruhmvolle, sondern eine größtentheils traurige, durch die Folgen unredlicher Politik und vernachläßigter Geistesbildung. Ehevor wir sie aber schildern, sey noch ein Blick auf die Besizverhältnisse des Stiftes zurückgeworfen.

Was Sankt Blasien innerhalb der sechs Jahrhunderte seines Bestandes durch Käufe, Schenkungen und Tausche an Grundeigenthum erworben hatte, bestund nach der herkömmlichen Eintheilung und Bezeichnung in zwei Herrschaften und acht Aemtern. Die Herrschaft Blumenek zählte außer dem gleichnamigen Ort und Schloß die Dörfer Lausheim, Grimelshofen, Aselfingen, Ewatingen, mit mehreren benachbarten Höfen; die Herrschaft Gutenburg dagegen, neben dem gleichbenannten Schloß und Ort, die Dörfer Uehlingen, Krenkingen, Tezeln und Breitenfeld mit benachbarten Höfen und Gerechtigkeiten. Das Basler Amt begriff verschiedene Grundstücke, Gefälle, Zehnten und Rechte, in fast allen Dörfern und Gemarkungen von Rheinfelden über das Wiesenthal hinab bis nach Schliengen. Was von hier an zwischen dem Rhein und Hochgebirge bis hinab an die Dreisam und den Kaiserstuhl in sehr vielen Ortschaften dem Stift gehörte, begriff man unter dem Amte Krozingen. Das Waldamt war das größte und erstreckte sich von der ersten Gemarkung des Stiftes am Feldberge, vom sogenannten Zwing und Bann, über die ganze hauensteinische Einung, mit den zugewandten Thälern Schönau und Todtnau, und über alles, was von der Schwarz-

ach und Schlücht bis in den Klekgau hinaus sanktblasisch hieß. Die Besizungen im klekgauischen und stühlingischen Wutachthal aber nannte man das Wutenamt. Die von Reginbert an das Gotteshaus vermachte seldenbürensche Erbschaft mit später dazu erworbenen Gütern der Umgegend bildeten das Zürichamt, wie die verschiedenen am Aar- und Reußflusse meist von den Freiherren von Klingen und Tiefenstein erworbenen Besizungen das Klingnauer Amt. Die sanktblasischen Güter und Rechte in der großen Baar und im angrenzenden Hegau bildeten das Villinger Amt, wie endlich jene im Neckarthal bei Kannstadt und Eßlingen das Amt Nallingen.

Der Nachfolger Abt Georgs war Johann Spielmann von Betmaringen, welcher Prior und Großkeller gewesen, ein in den Händeln des Gotteshauses besonders geübter Mann, dessen Verwaltung aber die ganze Härte eines feindlichen Geschickes traf. Denn der jahrhundertlange Unwille und Haß des hauensteinischen Waldvolkes gegen seine geistliche Oberkeit von Sankt Blasien brach während des Bauernkriegs in eine blutige Rache aus. Am ersten Maitage tausend fünfhundert fünf und zwanzig fielen die vereinigten Haufen aus den Einungen, aus dem Stühlingischen und aus der Grafschaft Fürstenberg, mit flatternder Fahne in das Kloster, verjagten die Bewohnerschaft, welche nicht schon geflohen war, aßen, tranken, nahmen, was Jedem gefiel, und zerschlugen das Uebrige; öffneten die Grüfte und beraubten die Leichname ihres Schmucks, goßen Kugeln aus den bleiernen Pfeifen der Orgel, zerstörten die Bibliothek, und trieben selbst mit dem Allerheiligsten ihren Uebermuth!

Solche Gräuel waren die Folge der harten Unterdrückung des Volks durch die Herrsch- und Habsucht seiner Oberkeiten. Der hauensteinische Anführer, Redmann Uehlin von Niedermühle, hatte die Ausschweifungen seiner Landsleute nicht gebilligt, huldigte aber auch nicht, als dieselben nach dem traurigen Ausgang ihrer Sache zur Unterwerfung genöthigt wurden. Abt Johann redete noch für ihn bei dem Hauptmanne der östreichischen Executions-Mannschaft; doch war es vergeblich. Man wollte ein abschreckendes Beispiel geben; Uehlin wurde, wie ein Strauchdieb, an einer Eiche aufgeknüpft. Drei Tage aber nach diesem fand man seine Rechte an das Thor von Sankt Blasien genagelt, mit der Beischrift: „Diese Hand wird sich rächen“, und bald darauf wurde das ganze Klostergebäude mit Pulver in die Luft gesprengt.

Abt Johann starb im Frühlinge fünfzehnhundert zwei und dreißig. Von seinen drei nächsten Nachfahren, Gallus Haas von Möhringen, Johann Wagner von Zurzach, und Kaspar Müller von Schönau, stellte der erstere die Gebäude, und der leztere die Wissenschaften wieder

her. Die Klosterschule durfte nicht länger durch Weltgeistliche versehen werden; der Bruder Andreas Letsch verfaßte eine Chronik der lezten unglücklichen Zeiten ([14]), und Kaspar selbst mit unsäglichem Fleiße die vollständige Geschichte des Gotteshauses Sankt Blasien ([15]). Dieser Prälat besaß überhaupt einen vortrefflichen Charakter und arbeitete auf's Rühmlichste, ganz im Sinne der alten Väter, welche ihm als Beispiele vorschwebten, an der Wiederaufnahme seines Gotteshauses. Er legte die Mishellungen mit dem Waldvolke glücklich bei, wie auch verschiedene Irrungen mit dem Markgrafen von Baden, dem Herzoge von Wirtemberg und dem Grafen von Lupfen. Er ordnete mancherlei andere Verhältnisse, erneuerte mehrere baufällige Theile des Klosters, und stellte ein eingegangenes Spital für arme und kranke Dienstleute wieder her. Als Abt Kaspar nach einer dreißigjährigen Verwaltung in seinem Herrn entschlief, fühlte sich Sankt Blasien wie eine Familie von ihrem sorgenden Vater verlassen; er war seit Rusten und Ulrich unstreitig der größte Abt.

Die folgenden Vorsteher hielten sich mit löblichem Eifer auf der von Kaspar eröffneten Bahn, nur daß der dreißigjährige Krieg ihnen Hindernisse in den Weg legte, welche sie nicht zu übersteigen vermochten. Kaspar der Zweite, aus der Familie Thoma von Müllheim an der Donau, Martin Meister von Fueßen, Franz der Erste, welcher nach Blasius dem Zweiten auf jenen, und Blasius der Dritte, welcher nach Otto, Roman und Augustin auf diesen folgte, waren besondere Liebhaber der Gelehrsamkeit und Literatur. Abt Franz der Zweite baute während der Jahre siebzehnhundert acht und zwanzig und sieben und vierzig das Kloster ganz von Neuem auf, hatte aber, wie seine Vorgänger, den Unwillen der hauensteinischen Unterthanen erregt, die ihm auf's Entschiedenste die Huldigung versagten, so lange man sie als leibeigene Leute erklären wolle. Es erhob sich der berüchtigte Salpetrer-Krieg, welcher von Seiten des Stiftes mit pfäffischer List und Leidenschaftlichkeit geführt wurde, und für das Waldvolk kein anderes Resultat hatte, als eine innere Zerrissenheit und theilweis noch härtere Sklaverei.

---

(14) Unter dem Titel: „Liber actorum" (de 1519 usque 1530), welches neben der bekannten Villinger Chronik eine Hauptquelle für die Geschichte des Bauernkrieges im Schwarzwalde ist.

(15) Er gab diesem Werk, als Gegenstück des alten Liber constructionum, den Titel: „Liber originum", und ließ es mit den Wappen der Stifter und Wohlthäter ꝛc. des Gotteshauses reichlich ausstatten. Wir kommen wohl später noch auf Abt Kaspar und sein Buch zurück.

Damals lebte und schrieb Pater Herrgott, welcher vom Abt Blasius nach Frankreich geschickt worden war, um sich nach der berühmten Kongregation des heiligen Maurus zu bilden. Er begann das große Werk über „die Geschlechtsfolge und die Denkmäler des Hauses Habsburg", und erwarb sich dadurch den Titel eines kaiserlichen Raths und Historiographen. Seinen Abt aber erhob der Kaiser in den Reichsfürstenstand. Diese Erhebung gründete sich auf die in voriger Zeit angekauften Herrschaften Blumeneck und Gutenburg, namentlich aber auch die Grafschaft Bondorf, deren Eigenthums- und Hoheitsrechte Abt Martin an das Stift gebracht hatte. Mit Franz dem Zweiten beginnt also eine neue Periode für die Abtei Sankt Blasien. Es war eine sehr glänzende; wer hätte bei ihrem Beginne geahnt, daß sie so kurz, gleichsam das lezte Aufathmen vor einem plözlichen Tod seyn würde!

Nach der kurzen Verwaltung Cölestin Voglers, welcher dem Fürstabt Franz gefolgt war, und der fünfzehnjährigen Meinrad Trogers, ehemaligem Professors zu Salzburg, erhielt im Sommer tausend siebenhundert vier und sechzig Martin Gerbert, aus dem Geschlechte der Hornau zu Horb am Neckar, die sanktblasische Inful. Dieser Prälat besaß alle Eigenschaften, um als Fürst und Gelehrter unter seinen Zeitgenossen hervorzuleuchten, und sein Gotteshaus auf eine Stufe des Ruhmes zu erheben, welche es seit den Zeiten Abt Gieselbrecht's nicht mehr eingenommen hatte. Ein Brand verzehrte im Jahre siebzehnhundert sechs und achtzig sowohl das uralte, von Abt Uto erbaute Münster, als das neue Klostergebäude mit allen Schäzen der Kunst und Wissenschaft. Aber Gerbert schuf Alles weit großartiger und glänzender von Neuem. Die Kirche, welche er nach dem Muster der Rotunda in Rom aufführen ließ, ist ein Meisterwerk der Baukunst. Seine Oekonomie mußte vortrefflich seyn, da sie zu solchem Aufwande die Mittel bot. Gerbert reformirte den Chordienst, schaffte die Kirchenmusik ab, welche seit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts eingeführt war, und stellte den alten Choralgesang wieder her. Unter seinen Konventualen erweckte er eine wetteifernde Liebe der Gelehrsamkeit, welcher wir manches kostbare Werk verdanken. Eichhorn, Ussermann und Neugart arbeiteten an einer diplomatischen Geschichte der deutschen Bisthümer ([16]);

(16) Leider wurde dieses großartige Unternehmen durch die Säkularisation unterbrochen. Es sind davon noch erschienen die Bisthümer Chur, Wirzburg und Konstanz, das leztere von Neugart, dem gründlichsten von allen Sanktblasiern. Wir widmen ihm später, wie den Aebten Giselbrecht und Kaspar II, dem Pater Herrgott und Fürstabt Gerbert einen eigenen Aufsaz.

er selbst schrieb eine Menge gelehrter Werke, unter anderm die Geschichte des Schwarzwaldes, und vollendete Herrgotts habsburgische Denkmäler, welche Pater Heer inzwischen fortgesezt hatte. Sankt Blasien glich einem fürstlichen Hof und einer gelehrten Akademie; es wurde von den Reisenden, denen die liberale Gastfreundschaft trefflich behagte, häufig besucht, und gewann dadurch in halb Europa einen Ruf, dessen sich kaum ein anderes der damaligen Klöster erfreuen mochte (17).

Fürstabt Gerbert verstarb im Jahre siebzehnhundert drei und neunzig, und erhielt als Nachfolger zuerst den Mauriz Ribbele, alsdann den Berthold Rottler, welcher im vierten Jahr seiner Verwaltung die Aufhebung des Klosters erlebte. Bei diesem Schlage des Schicksals floh er mit einem Theile der Konventualen nach Sankt Paul in Kärnthen, wo sie sämmtlich aus dem Schiffbruch der alten Zeit zur ewigen Ruhe verschieden sind, während von ihren Mitbrüdern noch einer und der andere als greiser Pfarrer in unserm Oberlande die neue Zeit sich gestalten sieht.

---

(17) „So viel Merkwürdigkeiten auch das Stift enthält, und obgleich schon allein die Kirche, die schönste in Deutschland, einen viel weitern Umweg verdiente, so war doch in St. Blasien für mich die größte Merkwürdigkeit der gelehrte Fürstabt Gerbert. So nüzlich thätig dieser edle Mann als Gelehrter war, eben so sehr war er es als Vorsteher, als Regent und Landesherr. Nach seinem Beispiele hat sich auch sein Stift gebildet. Alle sind gelehrte Leute, an Allen bemerkte ich das heitere, unbefangene, gefällige Wesen ihres Oberhauptes. Ueberdies ist in St. Blasien mehreres ganz außerordentlich. Die Lage des Stiftes selbst ist so, daß man wenige so ansehnliche Gebäude in solcher wüsten Einöde antrifft. Und hier wohnt nicht etwa blos eine Gesellschaft von Religiosen in Beschaulichkeit und ascetischer Uebung, es ist auch an diesem abgelegenen Flecken die Hofhaltung eines Fürsten, welcher nicht nur der erste geistliche Vasall einer beträchtlichen Provinz, sondern auch ein wirklicher Reichsstand und der Landesherr einer nicht unbeträchtlichen Reichsgrafschaft ist.“ Nikolai, Reisen XII, 64.

Die
Burgen des deutschen Mittelalters.

Unsere Vorväter, die alten Deutschen, bezeichneten ihre Schuz- und Schirmorte überhaupt mit dem Namen Burg, welcher vom Zeitworte bergen herkömmt. Dieser allgemeine Begriff beschränkte sich aber im Verlauf der Zeiten immer mehr, zuerst auf die künstlich befestigten, das heißt, mit einem Zaun oder Wall und Graben umgebenen Pläze, alsdann auf die eigentlichen Festungen, die Städte und Schlösser, endlich auf die leztere allein ([1]).

Schlösser zu bauen, haben die Germanen von den Römern erlernt, deren Kastelle sie sich zum Muster nahmen ([2]). Der Ursprung der

---

(1) Jede geschlossene Wohnung, *mansio*, maison, jede Umzäunung, war im allgemeinen Sinne eine Burg, d. h. eine Berge. Wir haben noch das Wort Herberge, publicum tutamentum, und im Englischen hat sich auch das Towne, sepimentum (Verzäunung), für *Burg* erhalten. Als Höfe und Dörfer sich in Städte verwandelten, blieb ihnen die erste Bezeichnung, gleich wie man das lateinische *oppidum*, *urbs* oder *civitas* noch lange Zeit mit Burg übersezte. So heißt es in dem Siegeslied auf den heiligen Anno: « *Köln* ist der heristin *burge* ein ». Dagegen werden im spätern Mittelalter die kleineren Städte noch immer *castra* oder *castella* genannt.

(2) In der ältesten Zeit bauten die Deutschen blos mit Holz und Erde; man kannte keine anderen Mauern, als Wälle und Zäune. Die damaligen Festungen waren Schanzen und Blockhäuser, wozu man sich gewöhnlich schon von Natur aus schwer zugänglicher Lagen bediente. Später aber, als man von den Römern mit Steinen und Mörtel bauen lernte, wurden starke Thürme errichtet, deren Eingänge nur durch eine Leiter erreichbar waren. Eine Menge von Schlössern hatten ihren Ursprung in solchen Thürmen. Sie sind je älter, desto massiver und ungeschlachter. Ihr Inneres ist sehr beschränkt und durch wenige ganz kleine Oeffnungen erleuchtet.

Nach den Zeiten der Kreuzzüge kam allmählig eine bessere Bauart auf. Die Festigkeit blieb nicht mehr der alleinige Zweck, es wurde auch auf Bequemlichkeit und Geschmack gesehen. Die Burgen dieser Jahrhunderte zeigen meist ein zugleich großartiges und gefälliges Gepräge des Styls, wodurch sie sich von der früher rohen, wie später kleinlichen und abenteuerlichen Bauart sehr unterscheiden.

Eine völlige Umwandlung erlitten die Burgen durch die Aufnahme des Geschützes. Sie mußten sowohl zum Gebrauche als zur Ausdauer dessel-

deutschen Burgen fällt also in die Zeiten der Römerkriege, ihre eigentliche Aufnahme aber erst in die Zeiten der Einfälle barbarischer Völkerhorden in die Grenzen des Reichs, wo sie gleichsam als Dämme gegen den verheerenden Strom zum Schuze des Vaterlandes dienten (3).

Dieser ursprüngliche Zweck verlor sich mit der Gefahr, und die Burgen wurden bald eine Haupturſache der vielen innerlichen Kriege, worin sich Deutschland mehr als fünf Jahrhunderte hindurch selbst so blind und grausam zerfleischt hat (4). Der kriegerische Geist der Deutschen vermehrte die Zahl der Burgen unglaublich, und erhielt eben dadurch wieder neue Nahrung. Zuerst die Grafen in ihren Gauen, alsdann die geistlichen Stifte auf ihren zerstreuten Gütern, die Schirmvögte derselben und die übrigen Herren von Adel erbauten sich solche festen Size, theils zur Sicherheit, theils um die Macht eines Nachbars zu beschränken (5). Die Stärke eines damaligen Herrn beruhte vorzüglich auf der Menge seiner Schlösser und Thürme.

Städte gab es noch wenige; die Ortschaften bestunden aus schlechten Hütten; die Burgen allein neben den reichen Klöstern und Kirchen glänzten damals und waren die Zierden des Landes. Ihre Besizer fiengen bald auch an, sich von ihnen herzuschreiben, und die öffentlichen Geschäfte, welche sonst vor den Gaugerichten verhandelt wurden, geschahen immer häufiger auf den Burgen. Sie waren die Heimath des edelsten

---

ben eingerichtet werden. Es entstunden nach und nach die Außenwerke mit Basteien und Streichwehren, bis die aus dem Bauern- und dreißigjährigen Kriege noch geretteten Schlösser endlich die Einrichtung heutiger Festungswerke erhielten.

(3) Das Verdienst einer geordneten Grenzverwahrung wird namentlich Kaiser Heinrich dem Ersten zugeschrieben, welcher zwischen den wenigen Bergschlössern der östlichen Reichsländer viele neue Anlagen und mehrere Dörfer in befestigte Städte verwandeln ließ. Witichind.

(4) »Arces a priscis nobilibus aedificatae sunt tuendae communis libertatis et gloriae patriae causa, contra exteros hostes, ideoque in altis montibus aut aliis locis opportunis. Postea, avaritiae instinctu, inde praedationes aliaeque injuriae in incolas factae sunt. Familiae autem, impietate, luxuria aliisque viciis ad egestatem delapsae, arces seruare non potuerant, quae extinctis denique familiis, collapsae sunt, neminem sui curatorem habentes.« *Crusii* annal. Suev. III, 98.

(5) Die Großen des Landes wohnten früher in befestigten Pfalzen (*falanzo festinot*, palatium munitum) auf ihren Höfen, woraus dann später eigentliche Burgen oder Schlösser entstanden sind. So sagt Mettingh: »Nobiles domini non in uno loco aulam suam habuère, sed paullatim plures curias exstruxère in suis territoriis, ob privata bella *munitas*, unde curia et castrum synonima«.

und tapfersten Theils der Nation. Die Helden des Gesangs, jener von Eschenbach, von Ofstringen und von Au, haben sie nicht auf den Burgen ihrer Freunde und Gönner die schönsten Tage verlebt? Die Helden des Kampfes in Italien und Palästina unter Otto, Konrad, unter Barbarossa und Friedrich, sind sie nicht aus den Burgen hervorgegangen?

Das waren die schönen Zeiten des deutschen Mittelalters. Ganz anders wurde es während des großen Zwischenreichs, wo die eiserne Faust des Fehderechts dem Ritterthum seine Blüthen abstreifte, und alle edleren Verhältnisse alle schöneren Bande der Gesellschaft zerriß. „Wie freuen sich nun die Räuber, schreibt der Abt von Ursberg, wie jubeln die Leuteschinder! Aus den Pflugscharren werden Schwerdter, aus den Sensen werden Spieße. Keiner geht aus, ohne Stein und Stahl bei sich zu tragen, damit er immer bereit sey, Feuer anzulegen“.

Geklagt hatte man hin und wieder über die Burgen schon bei ihrer Aufnahme, und später wurden auch strenge Geseze gegen sie erlassen (6). Es blieb aber Alles ohne Erfolg. Die Zahl der Burgen wuchs mit jedem Jahre und ihr Misbrauch stieg auf's Höchste. Denn nicht nur, daß sie ihre Umgebungen überhaupt gefährdeten und unsicher machten, die meisten arteten in völlige Raubschlösser aus, oder waren als solche ursprünglich erbaut worden (7)!

Nicht zu schildern ist der Jammer, welcher sich damals von den Burgen herab über das Land verbreitete. Die abscheulichste Anarchie wurde durch sie erzeugt und genährt. An ihren Mauern klebte der Schweiß des Volkes, in ihren Gemächern wurden die Brandfackeln und Mordgewehre bereitet, womit ein entarteter Adel den Frieden der Nation zerstörte, und wer zählte die Unglücklichen, welche in den finstern Burgverließen ein schuldloses Daseyn verschmachtet haben?

---

(6) Im Schwabenspiegel z. B. heißt es: „Man soll keine Burg bauen mit Bestung ohne des Landrichters Urlaub.“ Kaiser Friedrich I zog sehr streng gegen die Schlösser zu Felde, und Friedrich II sicherte namentlich die geistlichen Gebiete vor dem willkürlichen Erbauen fester Pläze. „Nulla aedificia, *castra* videlicet seu ciuitates in fundis ecclesiarum vel occasione advocatiae vel alio praetextu construantur“. *Lünig*, Reichsarch. II, 145.

(7) Oftmals ließ ein Burgherr seine Gesellen selbst für ihre Nahrung sorgen. Aus ihren Schlupfwinkeln rannten sie alsdann den Wanderer an, beraubten denselben, oder nahmen ihn fest, um ein Lösegeld zu erpressen. Man bezeichnete diese Weglägerei und Beutejagd mit dem Ausdruck: vom Sattel oder Stegreif leben. Das Volk aber nannte die Helden des Handwerks nur Buschklepper, Staudenreuter und Heckenfischer, und hatte den Glauben, daß sie nach ihrem Tode als feurige Männer in der Mitternachtsstunde auf dem Schauplaz ihrer Thaten umherzögen.

Zur Steuerung dieses Unwesens erschien endlich der rechte Mann in Rudolf von Habsburg. Die Hälfte seines Lebens war unter fortwährenden Fehden verflossen; Niemand übertraf ihn an Klugheit, an Muth und an Kenntniß der damaligen Kriegskunst. Dabei aber liebte dieser Kaiser das Volk viel zu aufrichtig, als daß er jene Lebensweise nicht hätte verschmähen und seine angeborne Eroberungssucht unterdrücken sollen, um sich allein der Wiederherstellung des zerrütteten Reiches zu widmen. Die alten Geschichtschreiber können es nicht genug rühmen, wie eifrig bemüht er war, die verhaßten Raubschlösser auszurotten und den Landfrieden zu befestigen (8). „Sein wachsender Ruhm, sagt Volkmar, verbreitete Schrecknis über die Ungerechten, und Freude über das Volk. Der Landmann ergriff seinen Pflug wieder, der lang ungebraucht im Winkel gestanden; der Kaufmann, welcher bisher aus Furcht vor den Räubern daheim geblieben, durchreiste nun sicher das Land; die Räuber, welche sich sonst ungescheut umhertrieben, versteckten sich jezt in entlegene Orte!“

Leider hatte Rudolf erst in seinem späten Enkel Maximilian einen gleich vaterländisch-gesinnten, gleich verständigen und thatkräftigen Nachfolger. Während der zwei Jahrhunderte, die beide auseinander liegen, erneuerte sich der vorige Zustand. Ein Franzose aus jener Zeit nennt „Deutschland eine große Räuberhöhle“, und in der That bewies der damalige Adel einen Grad von Uebermuth und Verwilderung, der unglaublich ist. „Zu Fuße zu gehen, schreibt Johann Böhm, halten die Edlen für eine Schande; aber zu rauben, wenn es Noth thut, scheuen sie sich nicht. Es sind hochmüthige, unruhige Leute, denen immer nach fremden Gute lüstert, und welche das arme Volk unsäglich drücken und aussaugen. Wie glücklich wäre unser Vaterland, wenn diese Wehrwölfe entweder fortgejagt, oder doch mehr eingeschränkt würden, wie in der Schweiz, wo sie ganz bürgerlich leben müssen.“

Herzog Reinhardt von Urslingen zum Beispiel machte es sich zum Lebensgeschäft, diejenigen zu berauben oder zu ranzioniren, welche mit der Reichsacht belegt waren. So trieben selbst die vornehmsten Großen oft eine gemeine Weglägerei, und aus der Masse des niedern Adels lebten tausende vom Stegreif! Der bessere Theil des deutschen Adels

---

(8) „*Rudolfus* rex, multis praedatoriis castris in Germania vastatis, ab alpibus Italiae usque ad Britannicum mare pacem et securitatem fecit.“ Ein altes Manuscript bei *Crusius*. Diese einfache Chronikstelle kann als Motto für die ganze Reichsverwesung Rudolfs gelten.

verabscheute selbst ein Unwesen, welches in Verbindung mit dem geistlichen Joche, worunter Deutschland schmachtete, das arme Volk beinahe erdrückte. Viele Edlen im wahren Sinne dieses Wortes suchten ihm möglichst zu steuern, und in der großen Seele Ulrichs von Hutten entstund der Gedanke einer Wiederherstellung der Nation durch ihren Adel. Leider aber verschlang der religiöse Kampf bald jeden andern, und der hochherzige Ritter beschloß seine patriotische Laufbahn in Verfolgung und Elend.

Damals lag Deutschland mit Burgen und Festungen wie bedeckt; aber es waren auch zahlreiche, zum Theil sehr mächtige Städte entstanden, und die Bürger hatten die Kunst der Waffen nun ebenfalls erlernt. Hiezu kam die Veränderung der Kriegsmanier durch das neuerfundene Geschüz. Die Burgen und Bergschlösser gewährten nicht mehr den Schuz wie früher, wo oft ein kleiner Herr von seinem Felsthurme herab lächelnd Kaiser und Reich getruzt. Es wurden viele ein Raub des Städte- und später des Bauernkriegs, viele anderen von ihren Familien verlassen oder in offene und friedliche Säßhäuser verwandelt. Von den wenigen, welche das sechszehnte Jahrhundert, die Grenzscheide des Mittelalters, noch überlebt haben, gieng der größere Theil im dreißigjährigen Kriege vollends zu Grunde, und bis auf unsere Tage erhielt sich kaum eine oder die andere in bewohnbarem Stande.

Dies sind im Allgemeinen die Schicksale der deutschen Burgen. Ihr Verfall geschah durch den Misbrauch, welchem sie dienten, ebenso schnell, als ihre Aufnahme gewesen war. Nun blicken die verwitterten Trümmer hin und wieder von einem Waldhügel, von einer Felsspize, einer Berghalde, traurig auf den Wandrer herab und rufen ihm als Stimmen einer zu Grabe gegangenen Zeit mahnend zu: „Auch das stärkste Werk der Hände zerfällt; nur was der Geist hervorbringt, dauert fort“.

Die Kämmerer von Worms,

genannt von Dalberg.

Kein Name in der Reihe auswärtiger Adelsgeschlechter, welche wir in die Geschichte unserer Lande verflochten sehen, ist wohl bekannter, als der von Dalberg. Die ältere und neuere Zeit hat ihn unter ihren würdigsten genannt, und für immer wird er als eine Zierde im Buch der Vaterlands-Geschichte stehen. Denn nicht jener zweideutige Ruhm, welchen sich das Gold erkauft, oder das Schwerdt erkämpft, sondern das Verdienst einer für die Interessen der Humanität arbeitenden Thätigkeit, hat die dalbergische Familie ausgezeichnet und emporgehoben. Durch diesen edlern Ruhm aber müssen auch ihr hohes Alterthum und ihre wechselvollen Schicksale an Reiz gewinnen, und es wird für die vaterländische Geschichte nicht ohne Werth seyn, wenn wir Beides in einigen Hauptzügen darzustellen versuchen.

Der Name Dalberg stammt aus dem alten Nahgau (1), die eigentliche Heimath der noch gegenwärtig blühenden Familie aber ist die ehrwürdige Stadt Worms. Denn jenes nahgauische Dynastengeschlecht erlosch im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts und vererbte seinen Namen auf die wormsische Patrizier-Familie der Kämmerer, deren Nachkömmlinge die spätern Freiherren von Dalberg sind. Das graue Alterthum von Worms gab den leichtgläubigen Chronikschreibern der frühern Zeit eine erwünschte Gelegenheit, den Ursprung einer so berühmten Familie bis in die fabelhaften Zeiten der rheinischen Städtegründung hinauf zu rücken, und die wormsischen Kämmerer schon in den Zeiten Kaiser Karls des Großen zu finden (2). Diese Träume wollen wir

---

(1) Dieser rheinfränkische Gau begriff die weite Landschaft zwischen dem Landstuhler Reichswald und dem Hundsrücken, welche von der Nah und ihren Nebenflüssen durchschnitten wird. An einem der leztern, an der Gräfenbach, zwischen dem Grauchsberg und Lehnstraßer Forst, ohnweit oberhalb der Stadt Stromberg, liegt das Dorf Dalberg mit den Ruinen des alten Schlosses.

(2) Humbracht („höchste Zierde Deutschlands und Vortrefflichkeit des deutschen Adels“) beginnt seine dalbergische Stammtafel mit Ritter Konrad, welcher um die Mitte des zehnten Jahrhunderts gelebt haben und ein

nicht wiederholen, sondern die urkundliche Geschichte sprechen lassen, in soferne sie bei der Dürftigkeit der vorhandenen Quellen noch erforscht werden kann.

Unter den Hofämtern der mittelalterlichen Prälaten und Fürsten war dasjenige des Kämmerers eines der wichtigsten, da es vornehmlich in der Verrechnung und Verwaltung des jährlichen Einkommens bestund. Diese Wichtigkeit steigerte sich bei dem Anwachsen der Geschäfte im Verlauf der Zeiten, und der Kämmerer wußte sich so einflußreich zu machen, daß man ihn durch besondere Privilegien auszeichnete und seinem Amte die Erblichkeit verlieh. Dies war namentlich zu Worms der Fall, wo man schon im zwölften Jahrhundert eine Familie erblicher Kämmerer findet ([3]), welche ursprünglich von blosen Dienstleuten des Bischofs abstammte, aber bald die Ritterwürde erlangte, und sich endlich zum vornehmsten Adel der Stadt empor schwang. Daß sie bei solcher Standeserhöhung jenes Kämmereramt nicht selbst mehr versahe, sondern durch ihre Schaffner, und nur die davon herfließende Gefälle und Vorrechte genoß ([4]), braucht kaum bemerkt zu werden.

Aus den wenigen und kargen Nachrichten, welche wir aus der ersten Zeit über die Familie der Kämmerer von Worms besizen, geht hervor, daß sie ziemlich begütert war und einen großen Theil dieses Reichthums im Geiste des Jahrhunderts zu frommen Zwecken verwendete. So stifteten der Ritter Erkenbert und seine Gemahlin Richlinde im Jahre eilfhundert und neunzehn nicht allein zu Frankenthal zwei Klöster für Mönche und Nonnen des augustinischen Ordens, deren Leitung sie selbst übernahmen, sondern später noch drei weitere Gotteshäuser zu Lobenfeld, Hagen und Müllem. Der Ruhm, welchen Erkenbert durch diese Stiftungen erwarb, drang bis nach Rom, wo ihn der Pabst nach

---

Abkömmling des römischen Hauptstammes Cajus Marcellus zu Worms gewesen seyn soll. Diesem Konrad schreibt er dann auch als Sohn den Erzbischof Heribert von Köln zu, welcher wohl e primaria Vangionum nobilitate abstammen mochte, aber als ein Sprößling der wormsischen Kämmerer nicht nachgewiesen werden kann, indem die urkundlichen Nachrichten über die Familie erst mit dem zwölften Jahrhunderte beginnen.

(3) Vergl. Note 5. Es ist dieses schon sehr frühe, da man die Ritterfamilien sonst selten vor dem 13ten Jahrhundert kennen lernt.

(4) Zu solchen Privilegien der Familie Dalberg gehörte namentlich jenes des Judengerichts zu Worms, wovon sie bis in die neuere Zeit ein jährliches Geld bezog. Vergl. Müller, de episcopo Judaeorum wormatiensi. Heidelb. 1786.

seinem Hingange selig sprach (5). Der fromme Sinn aber erbte in der Familie fort. Ritter Werner erscheint im Jahre eilfhundert fünf und achtzig als Wohlthäter des Stiftes Schönau und anderer Kirchen, und ein Geschlechtsalter später gründete Richezo das Kloster Kirschgarten zu Worms (6).

Es würde schwer zu behaupten seyn, daß die älteste Reihe der Kämmerer wirklich die Nachkommenschaft jenes frommen Ehepaares war; vielmehr deutet dessen große Freigebigkeit für die todte Hand gerade auf einen Mangel eigener Leibeserben. Wir können also erst mit Gerhard dem Langen eine bestimmte Abstammung beginnen, von welchem urkundlich bekannt ist, daß er drei Söhne hinterließ, die als Begründer ebensovieler Linien erscheinen. Die Hauptlinie pflanzte sein gleichnamiger Erstgeborner fort, dessen ebenfalls gleichbenannter Sohn bis in die lezten Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts lebte und Herrn Johann als Erben hinterließ, welcher sich mit Juliane von Waldhausen vermählte und der Stammvater mehrerer neuen Linien ward (7).

Mit dem vierzehnten Jahrhundert begann eine wichtige Periode für das Geschlecht der Kämmerer. Ritter Johann war durch seine Ge-

---

(5) „Erkenbertus, Camerarius wormatiensis, patre *Riegemaro*, matre vero *Hadewige*, nobilibus conjugibus ortus, fundat anno 1119 monasterium can. reg. ord. S. Augustini in *Frankenthal* in honore S. Mariae Magdalenae, cujus ipsemet postmodum curam seu administrationem in se suscepit. Obiit autem anno 1139, aetatis suae 59, ibidem sepultus, sanctitatis clarus. Richlindis, Erkinberti conjux, ut thori, sic pietatis socia, asceterium in honore S. Stephani in eodem oppido condidit, quod anno 1139 absolutum, *Buggo* episcopus consecravit."

Diese und die folgenden Nachrichten sind aus Schannats handschriftlicher Sammlung: „Monumenta nobilissimae gentis *Camerariorium de Wormatia* dictorum à *Dalberg*, ex variis archivis, codicibus mscts., monumentis sepulchralibus aliisque fide dignis instrumentis nunc primum erutae, ab anno 1119 usque in annum 1630 continua quasi serie deductae." Das Uebrige steht bei Zapf, Johann von Dalberg. Augsburg, 1796.

(6) „Lapis vetustissimus inter ruinas coenobii *Schönaugiensis* talem praesefert inscriptionem: „*Wernkerus* miles de Wormatia emit nobis vineam in *Schriesshein* ad nocturnam lumen Dormitorii. Anno autem 1226 *Richezo* Camerarius wormatiensis, unanimi consensu conjugis suae *Agnetis*, coenobium *Kirschgarten*, quod hortus S. Mariae vulgo nuncupatur, construxit juxta Wormatiam, introductaeque in illud anno 1237 ord. Cisterciensis virginum coloniae abunde providit." Schannat, l. c.

(7) „*Henricum*, *Embriconem* et *Gerhardum*, fratres, filios Gerhardi quondam Camerarii Wormatiensis literae de anno 1251 exhibent." Schannat. Das Uebrige siehe bei Humbracht und Zapf.

mahlin in die Verwandtschaft der Familie Dalberg gekommen, welche damals bis auf Herrn Anton ausstarb, und brachte es dahin, daß eine Tochter desselben seinem Sohne Gerhard ihre Hand gab, wodurch er in die Mitbelehnung der dalbergischen Erbstücke trat (8). Dies geschah, als man zählte tausend, dreizehnhundert und fünfzehn; aber erst ein Jahrhundert später ging der dalbergische Name und Wappenschild auf denjenigen Sprößling der wormsischen Kämmerer über, welcher als Stammherr der jezigen Familie von Dalberg betrachtet wird.

Gerhard hatte nur einen einzigen Sohn hinterlassen, Herrn Heinrich, welcher im Jahre vierzehnhundert und vierzehn als Schuldheiß zu Hagenau kinderlos verstarb, während der Hauptstamm des Geschlechtes von seinem Bruder Winand und dessen Sohn Johann fortgepflanzt wurde, in welchem wir jenen Stammherrn erblicken. Er war kurpfälzischer Rath und Hofmeister, hatte sich mit Anna von Bikenbach vermählt, die ihm mehrere Kinder schenkte, und erbte noch im lezten Lebensjahre seinen Vetter, den Schuldheißen Heinrich. Diese Erbschaft veranlaßte ihn, seinem Familienwappen das dalbergische beizufügen, und sich "Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg" zu schreiben (9). Herr Johann hinterließ einen gleichnamigen Erstgebornen als Fortpflanzer des Geschlechts, dessen Söhne Wolfgang und Philipp eine Reihe neuer Linien gründeten, während bis in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts jene ältern sämmtlich erloschen. Doch erreichte auch von diesen neuen nur eine das siebzehnte Jahrhundert, die dieterichische, welche hernach wieder mehrere Zweige trieb.

---

(8) Vrgl. Humbracht, Tab. 14. Moriz in seiner Abhandlung vom Ursprung der Reichsstädte, namentlich Worms, S. 537, behauptet aus blosem Widerspruchseifer gegen Schannat, daß die kämmererischen Privilegien durch Vermählung an das alte reichsfreiherrliche Haus von Dalberg gekommen seyen, und macht das alte Kämmereramt zu einem städtischen, anstatt bischöflichen.

(9) In der Katharinenkirche zu Oppenheim befindet sich das Grabmal dieses Ehepaares mit der Inschrift: »Anno Domini 1415, in die beati Dionysii martyris, obiit dominus JOANNES *Camerarius* dictus *a Dalberg*, miles. Anno eodem, feria quarta beati Urbani papae, obiit domina ANNA *de Bikenbach*, uxor praedicti domini Joannis.« Hiezu bemerkt Schannat: »Hic JOANNES, *primus* de Dalberg dictus, fuit filius *Joannis* militis et *Hedwigae Bois de Waldek*. Uxorem prius habuit *Elisabeth de Winnenberg*, quae vicariam perpetuam ad S. Catharinam Oppenhemii fundavit. Ipsius autem uxor altera ANNA filia fuit *Conradi de Bikenbach* et comitissae de *Willnau*.«

Ritter Dietrich nämlich, einer von Wolfgangs jüngern Söhnen, hinterließ Herrn Friedrich, welcher im Jahre fünfzehnhundert vier und siebzig als kurpfälzischer Amtmann zu Oppenheim verstarb, und von dessen gleichnamigem Sohne die jezigen Freiherren von Dalberg in direkter Linie abstammen (10). Es war für die Familie eine neue wichtige Epoche, da nicht allein ihr altadelicher Glanz bei wiederholter Gelegenheit aufgefrischt (11), sondern durch die Verdienste zweier Sprößlinge auch ihr edlerer Ruhm begründet wurde; ich meine Bischof Johann von Worms, den Bruder Herrn Dieterichs, und Erzbischof Wolfgang von Köln, den Enkel desselben.

Damals war durch das Zusammentreffen auswärtiger großer Ereignisse mit einheimischen Veränderungen in Kirche und Staat, unter den Deutschen eine Gährung der Geister erweckt worden, welche den Vorabend eines neuen Zeitalters verkündete. Die Städte und Universitäten waren die Träger eines materiellen und geistigen Umschwungs geworden; die Ketten des Feudalismus und der Scholastik waren zerbrochen, Handel und Gewerbe blühten, Kunst und Wissenschaft erstunden aus den Trümmern des klassischen Alterthums, und ein frischer, belebender Hauch der Freiheit und Thätigkeit durchwehte die Nation. Auf der andern Seite aber verbanden sich die Freunde der alten Nacht zu einer furchtbaren Phalanx gegen die Fortschritte der Neuerung, und es begann ein Kampf der Partheien auf Leben und Tod.

Wer in diesem Kampfe für die gute Sache stritt, und sich als ein Mann erwies — den rechnen wir billig zu den Helden der Nation. Das

(10) Friedrich der Aeltere, der gemeinschaftliche Stammherr der verschiedenen Zweige des dieterichischen Astes, war mit Anna von Flekenstein vermählt und liegt in der Kirche zu Walhausen „juxta castrum *Dalburg*“ begraben; die Gemahlin seines Sohnes war eine Geborne von Rosenberg.

(11) So z. B. war Herr Wolfgang im Jahre 1452 bei Friedrichs III Kaiserkrönung zu Rom auf der Tiberbrücke daselbst „vor allen Andern“ zum Ritter geschlagen worden, nach einem alten Privilegium, welches diesen Ehrenvorzug der Familie Dalberg erblich zutheilte. „Ist kein Dalberg hier?“ rief der Herold jedesmal zuerst, wenn ein Kaiser bei seiner Krönung den Ritterschlag vornahm. Man hat den Ursprung dieses Vorrechts in den ältesten Zeiten gesucht; aber höchst wahrscheinlich erlangte es Herr Johann Kämmerer, welcher in die dalbergische Gemeinschaft getreten war, im Jahre 1312 bei der Eroberung Roms durch König Heinrich VII. Es ist solches schon aus dem Umstande zu schließen, daß Johann zuerst „die Brücke“ im Wappen führte, welche das mit dem Privilegium verbundene „Kleinod“ war.

Verdienst jener Männer ist nicht zu berechnen, denn was wären wir ohne sie, was wären wir jezt, wenn die Freunde der Barbarei damals den Sieg errungen? Freilich siegte auch der Fortschritt nur zum Theil, und seine Gewinnste erlagen oft genug einem schnöden Misbrauche, nachdem die Interessen der Reform sich getrennt und in einseitige Richtungen verirrt hatten. Aus einer solchen Trennung und Verirrung mußte ein neues Uebel entstehen, und wer damals für die Erhaltung des Guten kämpfte, wer dem einreißenden Verderben männlich entgegen arbeitete, auch den rechnen wir zu den Helden der Nation!

Es würde zu weit führen, die Bildungsgeschichte Johanns von Dalberg im Beginne jener wichtigen Epoche zu verfolgen. Wir können hier nur erwähnen, daß sich der edle Jüngling in Italien und zur Heidelberg neben Agrikola, Pleininger, Mirandula, Wessel, Oekolompad, Reuchlin, Tritenheim und Wimpfeling zu demjenigen Manne herangebildet habe, in welchem sein Zeitalter einen der aufrichtigsten und thätigsten Beförder der Aufklärung, der Kunst und Wissenschaft verehrte, und dessen Leben die vaterländische Geschichte mit Recht zu ihren ersten Zierden zählt. Nachdem er mehrere Jahre lang als Kanzler und Geheimrath des Kurfürsten Philipp von der Pfalz aufs wohlthätigste für die heidelbergische Hochschule gewirkt, erhob ihn die Wahl des Domkapitels zu Worms zum Vorsteher dieses Bisthums, wo sein kräftiger Geist eine Menge gefährlicher Hemmnisse muthig niederkämpfte, um sich mit erneutem Eifer dem höhern Beruf für die große Sache von Deutschlands geistiger Wiedergeburt zu widmen. Da ihm seine Stellung sofort auch viele erwünschten Mittel zur Hand gab, so wurde Alles gethan, was der Wissenschaft und ihren Jüngern dienen konnte, und der Bischof von Worms galt endlich als ein wahres Haupt jenes schönen Geisterbundes, welchem die größten Namen der Nation angehörten ([12]).

Johann von Dalberg starb im Sommer tausend fünfhundert und drei, schmerzlich beweint von allen Freunden der guten Sache ([13]). Er

---

(12) Namentlich war Bischof Johann mit Konrad Celtes, welcher die Idee dazu gegeben, Gründer und Beschüzer der „rheinischen Gesellschaft“ für Literatur und Wissenschaft, der ersten dieser Art in Deutschland, deren Bestrebungen von so ungemein wohlthätigem Erfolge gewesen sind. Vergl. Zapf's Joh. v. Dalberg.

(13) „Anno 1503, die 27 mensis Julii, quae fuit feria 5 post festum Jacobi apostoli, circa 11 horam post meridiem in nocte, *Heidelbergae* moritur Joannes *Camerarius Dalburgius*, ecclesiae Wormatiensis episcopus, cujus corpus relatum in Wormatiam in majori ecclesia debito honore traditur sepulturae — miserabilem casum tanti pontificis flentibus per Germaniam

hinterließ der Nachwelt eine Reihe wissenschaftlicher und poetischer Arbeiten, deren Kerne einen hellen, mit gediegenen Kenntnissen bereicherten und durch die klassischen Musen veredelten Geist verbürgen. Seiner Familie aber hinterließ er das Beispiel einer Größe, welche jeden würdigen Sprößling zur Verehrung und zur Nachahmung anspornen mußte. Und in der That belebte von dem an eine besondere Liebe geistiger Bildung und Thätigkeit das edle Geschlecht und erhob es weit über die Masse des gewöhnlichen Adels.

Mehrere Sprößlinge des dalbergischen Geschlechts, welche sich neben und zunächst nach Bischof Johann in weltlichen und geistlichen Aemtern ausgezeichnet haben, müssen wir übergehen, um auf Erzbischof Wolfgang zu kommen, den würdigsten seiner Enkel. Er wurde im Sommer tausend fünfhundert zwei und achtzig in sein Hirtenamt erhoben, und verwaltete dasselbe neunzehn Jahre lang, beim tadellosesten Wandel und würdevollsten Anstande, mit so aufrichtigem Eifer für seine Glaubensform und mit solcher Kenntniß der Geschäfte, daß ihn das Volk, die Geistlichkeit und der Adel, selbst Kaiser und Pabst hochschäzten und verehrten. Dieser Beifall war für Wolfgang um so rühmlicher, da sein Vorweser ein ausgezeichneter Bischof und Fürst gewesen. Wissenschaftlich gebildet und aufgeklärt, wie sein Großoheim, von demselben redlichen Eifer beseelt, handelte er in den Angelegenheiten sowohl seines Landes und Sprengels, als in jenen des Reiches, auf eine Weise, welche ihm die Hochachtung der Katholiken und die Verwunderung der Protestanten in gleichem Maße erwarb. Wie väterlich er für die Wohlfahrt seiner Unterthanen, für die Bildung der heranwachsenden Jugend, und wie patriotisch er für den Frieden des Vaterlandes bemüht war, geht aus jeder seiner Handlungen, aus jeder seiner Verordnungen und Reden hervor (14).

Durch diesen Geist der Duldung, des Friedens und Fortschritts stehet Wolfgang den meisten seiner Zeit- und Standesgenossen weit voran, und erblicken wir in ihm zugleich auch denjenigen, welcher die Jesuiten in Mainz einführte, so liegt hierin kein Widerspruch, da die Gesellschaft Jesu damals noch für eine zeitgemäße Reform der veralteten Mönchsorden galt. Er beschloß seine wohlthätige Verwaltung im Frühlinge des

---

cunctis hominibus bonis et viris facultate qualibet eruditis, *cui similem inter episcopos nostra aetate non habuit Germania*, nec forte in multis sequentibus habitura.« *Trithemius*, chron. Hirsaug. II, 596.

(14) Vergl. Werner, der Mainzer Dom II, 434.

Jahres sechszehnhundert und eins, mit männlicher Geistesgegenwart, aber voll trüber Ahnungen der Zukunft ([15]). Hätten die deutschen Bischöfe des sechszehnten Jahrhunderts allgemeiner in dem aufgeklärten und redlichen Sinne der beiden Dalberge gehandelt, wie viel besser müßte sich Manches gestaltet haben; aber die Nachahmung, deren sie sich erfreuten, war in keinem Verhältnisse zu der Anerkennung, welche ihre Größe dem Zeitalter abgenöthigt.

Der ausgebreitete Ruhm einer so alten Familie bei der anhänglichsten Treue ihrer Glieder an das herrschende Kaiserhaus, mußte wohl die Blicke eines Monarchen auf sich ziehen, der mit einem löblichen Gerechtigkeitssinne das thätigste Interesse für seine Familie und Würde verband. Kaiser Ferdinand der Dritte erhob die wormsische Ritterfamilie ums Jahr sechszehnhundert fünf und vierzig in den Freiherrenstand, unter urkundlicher Erneuerung und Bestätigung der althergebrachten Ehren und Vorrechte. Von dem an nannte sich jeder Aelteste des Hauses „Kämmerer von Worms, Freiherr von Dalberg, erster Ritter des heiligen römischen Reichs“ ([16]).

Weil die dalbergische Familie aber weit zahlreicher, als begütert war, so mußte sie ihre Söhne und Töchter durch Stiftspfründen, Hof- und Staatsämter zu versorgen suchen. Einige haben auf dieser Bahn glänzende und einflußreiche Stellen erlangt, wie Friedrich Dietrich, welcher Direktor der Reichsritterschaft am Rheinstrom, und Philipp Franz Eberhard, welcher Präsident des Reichskammergerichts zu Speier war. Militärdienste haben sehr Wenige bekleidet; bei weitem die Meisten aber als Räthe und Amtmänner im mainzischen Kurstaate gedient, oder als Domherren der mittelrheinischen und fränkischen Hochstifte ein stilleres, meist den Musen geweihtes Leben geführt. Die geistliche und gelehrte Richtung war seit Bischof Johann im dalbergi-

---

(15) Sein zweiter Nachweser ließ ihm ein prächtiges Marmordenkmal mit seiner Statue errichten, welches folgende Inschrift hat: „Wolfgango, de nobili et vetusta *Camerariorum* de Wormatia dictorum de *Dalberg* familia, archiepiscopo et principi electori *Moguntino*, prudentia, eloquentia et justitia singulari, de tota republica benemerito — *Joannes Suicardus* successor fieri curauit anno 1606.“ Seine Grabschrift aber enthält die bezeichnenden Verse:

„Sublimis Mogonum praesul, laus inclyta stirpis,
Caesaris, imperii, provida cura, manus;
Magnanimus, justus, prudens, et pacis amator,
Clemens, antiquae religionis amans“.

(16) Humbrecht, Tab. 15. und Familien-Papiere.

schen Hause auffallend die vorherrschende, wie denn auch dessen jüngster große Sprößling, welcher dasselbe zum höchsten Glanze erhob, aus dem geistlichen Stande hervorgegangen, und mitten im Sturme der Waffen ein Held der Wissenschaft und des Friedens gewesen ist.

Karl Theodor (17), ein jüngerer Sohn des kurpfälzischen Kämmerers Franz Heinrich von Dalberg, hatte zu Mainz, Wirzburg und Heidelberg studiert, und schon als Jüngling mehrere Präbenden erhalten, machte hierauf verschiedene Reisen und wurde nach seiner Rückkehr, innerhalb des Zeitraumes von siebzehnhundert acht und sechzig bis achtzig Domkapitular und Generalvikar zu Mainz, Statthalter zu Erfurt, Domscholaster zu Wirzburg und Probst zu Wächterswinkel. Schon hieraus läßt sich ein günstiger Schluß auf seinen Charakter und seine Tüchtigkeit machen; ungleich glänzender aber war seine Laufbahn vom Jahre sieben und achtzig an, er wurde schnell nach einander Coadjutor und präsumtiver Nachfolger des Erzbischofs von Mainz, wie sofort auch der Bischöfe von Worms und Konstanz.

So betrat Karl Theodor als einer der gebildetsten, geistvollsten und fähigsten Prälaten Deutschlands das verhängnißvolle achtzehnte Jahrhundert, mit welchem eine Periode neuerhöhten Glanzes für ihn begann. Er hatte im Winter siebzehnhundert neun und neunzig durch den Tod des Fürstbischofs von Rodt die konstanzische, und im Sommer achtzehnhundert und zwei durch den Hingang des Kurfürsten von Erthal die mainzische Inful erhalten. Ganz Deutschland blickte freudig und erwartungsvoll auf den neuen Reichserzkanzler; aber noch war nicht zu ahnen, was die nächste Zukunft bringen würde. Jener furchtbare Schlag, welcher das vaterländische Nationalreich zertrümmert hat, erhob den Freiherrn von Dalberg auf den Thron des neugeschaffenen Großherzogthums Frankfurt und stellte ihn an die Spize der Rheinbundes-Fürsten! Aufgeklärte Staatsmänner beurtheilten diese Veränderungen aus ihren Ursachen, und trösteten sich über den Untergang des Alten mit der Hoffnung einer zeitgemäßen Wiedergeburt; das Volk aber fluchte dem Eroberer und verdammte seinen Günstling als Verräther der nationalen Sache. Schmerzlich und kränkend ist auch für uns das Drama des Jahres achtzehnhundert und sechs; doch entschuldigen wir den edlen Karl Theodor, und am besten mit seinem eignen Schmerz (18). Jedenfalls

(17) Geboren zu Mannheim, am 8. Hornung 1744.

(18) „Ich habe, äußerte er einst gegen einen Vertrauten, ich habe bei allen meinen politischen Schritten stets das Beste Deutschlands beabsichtigt. Die Welt urtheilt hart und nach dem Scheine, doch muß dieses den Mann

bleibt ihm der unbefleckte Nachruhm, daß er, ganz im Geiste seiner großen Ahnherren, ein ebenso redlicher und thätiger Freund der fortschreitenden Bildung, als ein aufgeklärter Kirchenhirte und großmüthiger, väterlich besorgter Fürst war.

Bei dem Hingange des Fürsten Primas im Jahre achtzehnhundert und siebzehn bestund die dalbergische Familie noch in zwei Hauptlinien, deren Gründer die beiden Söhne des Präsidenten Philipp Franz Eberhard waren, und welche man die Mannheimer und die Hernsheimer Linie nennen kann. Jene erlosch aber mit Herzog Emerich Joseph, während auch diese sich in neuester Zeit bis auf wenige Sprößlinge vermindert hat.

---

von redlichem Bewußtseyn nicht verstimmen. Ich habe mich wohl öfters geirrt; aber wer kann von sich behaupten, daß er in seinen Entschlüssen niemals fehlgegriffen? Und — wen hat Napoleon nicht getäuscht? Mir galt als Regent stets das Wohl der Völker, nicht meine Person — das habe ich bei jeder Gelegenheit bewiesen. Viel Gutes ist durch mich für Deutschland geschehen, was mir mit Undank vergolten wurde. Es war Gottes Wille«.

Wie hoch Karl Theodor, troz aller Anfeindungen einseitiger Patrioten und leidenschaftlicher Partheigänger, in der Achtung wahrhaft gebildeter und aufgeklärter Männer stund, mag nachstehendes Gedicht lehren, welches dem Herzen des Edlen von Wessenberg entfloß:

Edler, dem in biedern deutschen Herzen
Ewig der Verehrung Denkmal steht,
Längst schon fühlest du mit tiefen Schmerzen,
Wie die Deutschheit schmählich untergeht.

O wie würdig schön'rer, beßrer Zeiten,
Strebt in selt'nem Kampf dein hoher Geist,
Sie der deutschen Nachwelt zu bereiten,
Da der Mitwelt Glück ein Sturm zerreißt.

Streue Saamen, Edler, pflege Blüthen!
Das Gedeihen gibt die Vaterhand,
Die mit Weisheit hieß die Stürme wüthen,
Und zum Trost der Menschheit dich gesandt.

HAUENSTEINER VOLKSTRACHT
(EIN ALTER EINUNGSMEISTER UND KRIEGER.)

Freiburg bei Herder.

Das badische

Hanauer Ländchen.

Die Ortenau zerfällt ihrer natürlichen Beschaffenheit nach in drei sehr sichtbar verschiedene Theile. Wir finden im Osten derselben ein ziemlich hohes und rauhes Bergland, dessen Hauptstock der Kniebis bildet, und welches die Thäler der Schutter, der Kinzig, Rench und Acher durchschneiden. Der vollkommene Gegensaz dieses östlichen Theiles ist der westliche, oder das tiefe und flache Uferland des Rheines. Zwischen beiden alsdann, hier von den mannigfachen Vorhügeln des Gebirges und dort von den einförmigen Waldungen der Ebene begrenzt, ruhet der herrliche Landstrich der ortenauischen Bergstraße mit seinen reichen Weingärten, Fruchtfeldern, Städten und Dörfern. Wir verlassen ihn jedoch, so einladend er uns auch entgegen lacht, um die nördliche Hälfte des Uferlandes zu besuchen. Es ist das sogenannte Hanauer Ländchen, welches man bei Sand oder Kehl betritt, und bei Lichtenau wieder verläßt. Naturschönheiten bieten seine Gegenden keine dar; aber sein kräftiges, schönes und munteres Volk ziehet uns an, und seine eigenthümlichen Schicksale reizen unsere Neugier.

Die Hanauer zeichnen sich von den übrigen Ortenauern schon äußerlich durch ihre Tracht aus, welche noch sehr an die Zeiten des Mittelalters erinnert, wo jedes besondere Territorium durch eine besondere Uniform in der Bekleidungsweise seiner Bewohner vor jedem andern charakteristisch unterschieden war. Diese alten Volkstrachten verschwinden mit der alten Sitte und Denkungsart jezt immer sichtbarer, daher es wohl eine Pflicht des Geschichts- und Vaterlandsfreundes ist, ihre Ueberreste wenigstens durch Schrift und Bildniß noch vor dem völligen Untergange zu retten.

Die hanauische Männerkleidung besteht in einem schwarzen, mit Flanell gefütterten und ausgeschlagenen Ueberrock mit Haften, bei Wohlhabenden von schwarzem Tuch, bei Unbemittelten aber aus schwarzgefärbtem, geglättetem Drilch, oder bei ledigen Burschen in einem kurzen Jäckchen von weißem Piquee, welches man Mutze nennt; in kurzen,

gleichfalls schwarzen Lederhosen; in einem rothtüchenen, am Halsschluß mit gelber Seidenstickerei verzierten, auf der linken Seite durch Haften geschlossenen Brusttuch, über welches die Hosen, von dem schwarzledernen, weiß oder bunt gestickten Träger gehalten, bis über die Hüften hinauf gezogen werden; in einem runden unaufgeschlagenen Filzhut oder einer Müze von Marderpelz und grünem Sammt mit goldenem Quästchen; in einem großen, schwarzseidnen, früher florenen Halstuch, welches hinten geknüpft ward; endlich in weißen, baumwollenen Strümpfen und Schuhen mit braunem Ohr oder Läppchen. Den Anzug des andern Geschlechts bildet ein schwarztuchener oder leinener, gefältelter Rock, gebrettelte Kutte genannt, der Vornen offen ist, damit man ihn beim Sizen zur Schonung zurückschlagen kann, und unter welchem ein weißer, mit einem Seidenbande eingefaßter Unterrock hervorschaut; ein schwarztuchener, eng anschließender Wams; eine weiße oder auch farbige Schürze, ein großes Mailänder Halstuch und eine Kappe von Silber- oder Goldstoff mit handbreitem Mohrbande eingefaßt, hinter welcher bei den ledigen Töchtern die mit Wollschnüren durchzogenen Zöpfe herabhängen, deren dicke Flechten sonst um den Kopf geschlungen werden (¹).

Gehen wir von der Tracht auf die Leibes- und Seelenbeschaffenheit über. Die Hanauer sind ein vortheilhaft ausgezeichneter Menschenschlag. Ihre gesunde Natur, ihr starker und schlanker Körperbau macht sie für die Arbeit fähig, wie für den Genuß der Freude. Dies ist ein Erbtheil ihrer Väter, deren sittliche und frugale Lebensart, begünstigt durch das gesunde Klima des Landes, die Kräfte der Erzeugung stark und rein erhielt. Möchte der ganze Werth eines so schönen Erbtheiles von dem lebenden Geschlechte erkannt und heilig geachtet werden, damit es der Nachkommenschaft austatt jener gesunden Sittlichkeit seiner Väter, nicht eine lasterhafte Schwäche hinterlasse. Hievon wird es abhängen, daß auch der Charakter des hanauischen Volkes, welcher mit dessen Kleidertracht und Körperbau in so schönem Einklange steht, sich unverdorben erhalte und fortpflanze. Denn Biederkeit, offener und froher Sinn, Arbeitsamkeit und Wohlwollen unter sich, wie gegen Fremde, sind die Grundeigenschaften dieses Charakters. Freilich hat der Zerfall des reli-

(1) Es ist hier natürlich nur von der Feiertagstracht die Rede, da die werktägliche schon so sehr modernisirt wurde, daß sie gar keinen eigenthumlichen Charakter mehr besizt. Wir verdanken unser Bild der hanauischen Volkstracht der gütigen Mittheilung Herrn Weindels, Guiden beim großh. Generalstab.



HANAUER VOLKSTRACHT.



leichtfertiger Lebensmaximen, welche die Schattenseite unseres Jahrhunderts bilden, auch hier schon drohend eingerissen; doch sind die Wurzeln der Kraft und Sittlichkeit im Hanauischen wohl noch gesund, und bei dem begünstigten Fortgang unserer Schulerziehung, bei dem eifrigen Wirken der Geistlichkeit im Einklange mit dem volksthümlichen Geiste unserer Gemeindeordnung und der immer freudigern Entwicklung unserer Landes-Constitution, werden sich jene eingeschlichenen Gifte allmählig wieder ausscheiden und auch dem hanauischen Volke, in seinem gesunden Klima und auf seinem ergiebigen Erdreiche, ein glückliches Gedeihen für die Zukunft eröffnen.

Das Erdreich, welches die Hanauer ernährt und bereichert, besteht theils in einem mit leichtem Sande vermischten Lehmboden, theils in gewöhnlichem Moorgrunde. Der erstere ist zur Erzeugung der Früchte und Gewächse sehr geeignet. Waizen, Haber, Reps und Gerste, Kartoffeln und Welschkorn gedeihen allenthalben in solchem Ueberflusse, daß man bedeutende Lieferungen davon nach Außen, besonders nach Straßburg verkauft. Vorzüglich aber geräth der sogenannte Schleiß- und Spinnhanf, dessen Produktion den Haupterwerbszweig des Ländchens bildet. Er wird in Menge angebaut und ist an einigen Orten von ausgezeichneter Länge, wie zu Ekhardsweier, Legelshurst und Botersweier. Man verführt ihn größtentheils nach Holland und Frankreich, wo er zu Schiffseilern und Segeltüchern verarbeitet wird. Bedeutende Summen Geldes kommen für dies einzige Erzeugniß in das Land, da manche Orte jährlich schon über tausend Zentner geliefert haben, deren Werth bis zu zwanzig tausend Gulden betrug.

Dabei ist das Ländchen auch an Wiesen sehr ergiebig, da die Schutter, die Kinzig, die Rench und die vielen Zwischenbäche, welche es durchschneiden, eine genugsame Wässerung gewähren. Ohngeachtet man in vielen Gemeinden eine starke Viehzucht treibt, liefern gute Jahre dennoch einen Ueberfluß an Heu, der mit großem Vortheile nach Außen verkauft wird. Nachtheilig allein ist es, daß jene Wasser beim Abgange des Schnees und bei starken Gewitterregen außerordentlich anschwellen und Ueberschwemmungen verursachen, welche die Niederungen mit Kies- und Sandlagern bedecken.

Die herrlichen Waldungen, welche ein fernerer Reichthum der Hanauer sind, hatten früher das Unglück, einer überaus leichtfertigen Wirthschaft zu unterliegen (2). Viele Theile waren durch unzeitige

(2) Die zwischen mehreren lichtenbergischen, ortenauischen und bischöflich straßburgischen Gemeinden bestehende „Waldgenossenschaft" hatte zwar

Schläge und durch Holzdiebstähle auf eine abscheuliche Weise gelichtet worden, und erst der neuern Administration verdankt man ihre endliche Wiedererholung. Die beträchtlichsten Forste sind der Gotteswald, der Korker und der Fünfheimburger oder Maiwald, wobei viele Gemeinds- und Privatwaldungen sind, welche einen nicht unbeträchtlichen Holzhandel begründen.

Endlich haben die Hanauer auch eine sehr ergiebige Obstzucht. Beinahe jeder Bauer verstund sich ehedem auf die Pflege der Fruchtbäume, woher es kam, daß manche Orte mit ganzen Wäldern davon umgeben waren. Durch die französischen Kriege ging aber Vieles zu Grunde, was seitdem leider nicht mit demjenigen Eifer wieder ersezt wurde, welchen dieser wichtige Theil der Landwirthschaft in einem so geeigneten Erdreich verdiente.

Nach dieser skizzirten Zeichnung, welche dem Leser von der Gegenwart des Hanauers und seiner Heimath ein ohngefähres Bild geben soll, gehen wir in die Vergangenheit zurück, um die Begebnisse zu erkundigen, deren Folge die Gestaltung eines so eigenthümlichen Landes und Volkes war. Dieser historische Ausflug wird uns lehren, wie mannigfache und sonderbare Geschicke das Mittelalter seine Kinder erfahren ließ, bis sie die Kultur der Neuzeit erlangten, in welcher man hoffnungsvoll die Grundlage eines bessern und dauerhaftern Völkerglückes erwartet.

Jenseits des Rheines, vier Meilen hinter Hagenau, auf einem zwölfhundert acht und siebzig Fuß hohen Felskegel, zwischen der Moder und Zindel, zunächst über der Quelle des Rothbaches, ruht die Veste Lichtenberg, bekannt in der Sage des Volkes durch einen gräßlichen

---

ihre alte Verfassung der Form nach getreu erhalten; aber bei dem Mangel des alten biedern und ökonomischen Geistes, mußte sie einem verderblichen Misbrauche unterliegen. Die Korker Waldgenossenschaft, deren Theilnehmer die Orte Neumühl, Querbach, Odelshofen, Kork, Sand, Legelshurst, Zieroldshofen, Holzhausen, Hausgereut, Bischofsheim, Diersheim, Hohbühn, Linx, Vottersweier, Appenweier und Windschläg waren, wählte 36 Schöffen, welche alljährlich zu Kork unter freiem Himmel das Waldgericht abhielten. Aus diesen „Sechs und dreißigern" wurde ein Förster erwählt und verpflichtet, welcher mit dem Schuldheißen von Kork die nächste und besondere Aufsicht über den Genossenwald und dessen forstliche Verwaltung hatte. Die Genossenschaft des Maiwaldes, wozu die Orte Freistätt, Membrechtshofen, Gambshurst, Wagshurst und Renchen gehörten, wählte 12 Schöffen, welche die Waldadministration besorgten — „in der leztern Zeit aber dermaßen schlecht und gewissenlos, daß beinahe kein Baum dem andern mehr zurufen kann, und dieser in etwa 5000 Morgen bestehende Wald, kaum mehr den Namen eines solchen verdient." Arch. Akten v. J. 1802.

Brudermord, in der Geschichte aber durch mehr als einen verdienten Namen, welcher aus ihr hervorgieng. Wen erinnert sie nicht an den Bauherrn des Münsters von Straßburg, jenen ritterlichen und kunstliebenden Bischof Konrad, welcher dem großen Erwin die Leitung des heiligen Baues übertrug (3)? Die Ahnen von Konrads Geschlecht verlieren sich in das Dunkel des zehnten Jahrhunderts, wogegen seine Enkel sich desto glänzender über die Masse des niederelsäßischen Adels erhoben, und auch in Beziehung auf das diesseitige Rheinland eine bedeutende Rolle spielten. Selbst mit unserm einheimischen Fürstenhause stund das lichtenbergische Geschlecht in wiederholter Blutsverwandtschaft, und die Gründung einer eigenen diesseitrheinischen Linie macht es vollends zu einem Gegenstande unserer vaterländischen Geschichte.

Der Vater Bischof Konrads war Herr Ludwig, welcher als Schirmvogt des Domstifts Straßburg um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verstarb. Seine zwei älteren Söhne gründeten zwei besondere Linien, Heinrich nämlich und Ludwig, welcher mit Frau Elsbeth, der Schwester Markgraf Rudolf des Ersten von Baden, vermählt war (4). Heinrichs Nachkommenschaft aber erlosch am Schlusse des folgenden Jahrhunderts, während der Ast des lichtenberg-badischen Geblütes noch bis in die Tage Markgraf Christoph des Ersten fortgeblüht hat. Von Ludwigs Söhnen pflanzte Johann, welcher zum Landvogt im untern Elsaß ernannt worden, das Geschlecht fort, und durch seine Söhne Johann und Ludwig trennte sich auch dieser Ast in zwei Zweige, nachdem im Jahre dreizehnhundert zwei und sechzig eine Theilung der angefallenen Lande geschehen war (5). Die lichtenbergischen Besizungen aber hatten sich seit dem dreizehnten Jahrhundert ungemein vermehrt, und die Herrschaft, welche sie bildeten, war in ganz Unterelsaß die größte. Sie umfaßte nicht weniger als zwölf Aemter, wovon zehn jenseits, und zwei diesseits des Rheines lagen (6). Wir übergehen jene und bezeichnen nur diese etwas näher. Es waren die Aemter Lichtenau und Willstätt. Man hat keine genaue Nachweisung mehr, wie die Familie Lichtenberg in den Besiz ihrer ersten ortenauischen Güter gelangte. Das Meiste wurde unter Bischof Konrad erworben, da es Eigenthum des Domstifts Straßburg war, womit er seine Neffen belehnen konnte. Bischofsheim verräth schon durch seinen Namen den stiftischen Ursprung; Will-

(3) Vergl. oben S. 67.
(4) Vergl. Sachs I, 363.
(5) Vergl. Schöpflin, Als. illustr. II, 623. Herzog, elsaß. Chron. V, 3.
(6) Schöpflin II, 221.

stätt gedieh vom Hause Geroldseck, Kork aber vom Reiche an die Familie, und mit den Steinen des zu Krax abgebrochenen Schlosses erbaute Bischof Konrad ein neues, welchem er den Namen Lichtenau beilegte. Zum Willstätter Amt gehörten neben Kork die Dörfer und Weiler Odelshofen, Neumühl, Querbach, Ekhardsweier, Hesselhurst, Hohnhurst, Legelshurst, Bolzhurst, Sand und Auenheim. Das Lichtenauer Amt dagegen begriff neben Bischofsheim die Orte Scherzheim, Graulsbaum, Helmlingen, Mukenschopf, Membrechtshofen, Holzhausen, Hausgereut, Diersheim, Leutesheim, Freistätt, Linx, Hohbühn, Bottersweier und Zieroldshofen (7).

In der Theilung von dreizehnhundert zwei und sechzig hatte Herr Ludwig die diesseits des Rheins gelegenen Erbgüter erhalten und wählte das Schloß Lichtenau zum Wohnsize, daher man später seinem Sohne Heinrich den Beinamen „der Lichtenauer" gab. Aus der Verbindung Heinrichs mit der Gräfin Adelheid von Veldenz gieng jener Ludwig von Lichtenberg hervor, welcher sich in den Fehden seines Hauses und seiner Freunde einen so glänzenden Kriegsruhm erworben hat (8). Für uns zunächst ist dieser Ludwig merkwürdig durch seine Heirath mit der ältesten Tochter Markgraf Bernhard des Großen von Baden, dessen heldenmüthigen Charakter er sich zum Vorbilde gesezt zu haben scheint (9). Es waren jezt anderthalb hundert Jahre verflossen, seitdem sich sein gleichnamiger Ahnherr mit der Tochter Markgraf Herrmanns verbunden hatte, des direkten Ahnherrn Markgraf Bernhards im siebenten Gliede, und die zwei Söhne, welche Frau Anna ihrem Gemahle gebar, versprachen eine sichere Fortpflanzung des so schön erneuerten lichtenbergisch-badischen Geschlechts. Aber gerade auf der Stufe seines glänzendsten Glückes sollte es untergehen, und der lezte Enkel so vieler hochedlen und ruhmwürdigen Väter, dessen wohlverdiente Jugend ihres Namens würdig war, sollte denselben durch ein entehrtes Alter besudeln.

Herr Ludwig hatte durch das Erlöschen sowohl der älteren heinrichischen Haupt-, als der jüngeren johannischen Nebenlinie des Hauses, alle lichtenbergischen Erbgüter in eine Hand vereinigt. Als er im Jahre vierzehnhundert acht und zwanzig verschied, theilten sich seine beiden Söhne in die reiche Erbschaft. Ludwig erhielt mit einigen überrheinischen die ortenauischen Besizungen und wohnte wie seine

---

(7) Vergl. Schöpfl. II, 233. Kolb, unter den Artikeln Lichtenau, Bischofsheim, Willstätt und Kork.

(8) Schöpfl. II, 624. Herzog V, 12.

(9) Vergl. Sachs II, 294.


HANAU =
Oberweier
Vimbuch
Sasbach
Ried
Waldsfeld
Kalchhurst
Henkhurst
Balzhofen
Zell
Grossweier
Unzhurst
Oberbruch
Gamshurst
Moos
Hildmansfeld
Heimburger Wald
Schwarzach
Scherzheim
Lichtenau
Helmlingen
Holzhausen
Neustadt
Freistett
Bischofsheim
Hohbühn
Diersheim
Honau
Offendorf
Drusenheim
Gambsheim
Herlisheim
Bettenhofen
Killstett
Bohrweiler
Wanzenau


LICHTENBERG.
Offenburg
Bohlsbach
Windschläg
Bühl a.d. Kinzig
Waltersweier
Weyer
Neu Sand
Sand
Hesselhurst
Willstett
Bolz und Legelshurst
Hohnhurst
Kittersburg
Odelshofen
Eckhardsweier
Kork
Goldscheuer
Querbach
Marlen
Sundheim
Neumühl
Auenheim
Kehl
Neuhofen
Risshofen
Strasburg
Wald


BSB
MÜNCHEN

Väter zu Lichtenau, wo sich neben dem Schlosse allmählig ein Dorf oder Städtchen herangebildet hatte. Jakob dagegen saß zu Bußweiler, im Herzen der elsaßischen Herrschaft. Er vermählte sich mit der Gräfin Walburga von Sarwerden, und machte eine glänzende Carriere. Er war Marschalk und Obervogt des Hochstifts Straßburg. Kaiser Friedrich der Dritte ernannte ihn zu seinem Rath und verlieh ihm den Grafentitel. Auch bei andern Fürsten stund Jakob in geachtetem Ansehen. Er mochte seinen Bruder, welcher in einer Fehde wider das Haus Leiningen den väterlichen Kriegsruhm glänzend vermehrte, an Glanz weit überstrahlen; aber die Buhlkünste eines Weibes stürzten ihn von seiner Höhe in den Koth ([10]).

Jakobs Ehe war unfruchtbar, und die arme Gräfin drückte der Gram in das Grab, denn ihr Gemahl schien vergessen zu haben, was er ihrer Achtung gleichwohl schuldigte. Sie starb frühzeitig hinweg, und jezo hieng der Bethörte sich öffentlich an das Fräulein von Ottenheim, deren gemeiner, übermüthiger Charakter bald die ganze Bevölkerung von Bußweiler empörte. Jakob war schwach genug, dem gereizten Weibe mehr zu glauben, als dem klagenden Volk, welches durch fortgesezte Skandale und Mishandlungen sich endlich genöthigt sah, bei dem Bruder seines Herrn Hilfe zu suchen. Ludwig hatte der schmählichen Geschichte längst mit Unwillen zugesehen, und beeilte sich jezt, die Ottenheim aus Bußweiler zu verjagen. Leider aber starb er nach einigen Jahren, und triumphirend kehrte das verhaßte Weib an die Seite des schwachen Jakob zurück. Doch scheiterten ihre Intriken, und nach dem Hingange des Grafen endigte sie ihr lasterhaftes Leben als Hexe auf dem Scheiterhaufen ([11]).

---

(10) Schöpfl. II, 625.

(11) Als eine interessante Sittenschilderung damaliger Zeit stehe hier aus Herzogs elsassischer Chronik (V, 32) das Nähere über diese schmachvolle Tragödie, womit das uralte Haus von Lichtenberg sich enden mußte.

„Nach der Gräfin Absterben nahm der Graf zu sich Bärbel von Ottenheim, mit der er zu Bußweiler Haus hielt. Dieses unehelich Weib thät den armen Leuten viel zu Leid, wie dann das Sprichwort lautet:

Ein' Mez' auf einem Schloß,
Ein Bauer auf ei'm Roß,
Ein' Laus in einem Grind,
Die stolz'sten Dinger sind.

Und mußten die armen Leut ihr alle Woch' zwen oder drei Tag in der Frohn arbeiten, sayen, jetten, Lichter machen, spinnen, und gab man ihnen kein Kost dafür. Es mußten ihr die Weiber jährlich ein Pfund gesponnen Garn geben, und alle Tag den Milchraum, und wer ein Wort wider sie

Herr Ludwig hatte nur zwei Töchter hinterlassen, deren Gemahle also in sein Erbe traten. Anna war an den Grafen Philipp von Hanau, und Elisabeth an den Grafen Simon von Zweibrücken

---

redte, der mußte in den Thurm. Nun begab sich, daß sie eine Frau gefangen legen, und eine an das Halseisen stellen ließ, die groß Kinds giengen. Als sie nun abermalen einen Frohntag gebot, da giengen die von Bußweiler zusammen und schickten zu ihrem Herrn, und klagten ihm ihre Noth: sie könnten das nicht mehr erdulden, sie wollten eher alle aus der Stadt gehen. Graf Jakob aber gab ihnen kein' Antwort. Da nahmen sie ein Thor ein, holten ihre Gewehr, und giengen aus der Stadt bis auf sechs Mann."

„Sie zogen mit einander zu Herrn Ludwigen, Graf Jakobs Bruder, klagten von dem Weib und sagten ihm alle Gewalt und die Bosheit, die sie ihnen gethan hätte, und begehrten, daß er ihr Herr und Pfleger wollte seyn. Da gab er ihnen ein' gute Antwort und hieß sie da bleiben. Zu Bußweiler aber vermeinte das böse Weib, dieweil die Mann aus der Stadt wären, so müßten die Frauen auch hinaus sammt ihren Kindern. Solches wurden die Weiber gewahr, und giengen zusammen in ein Haus, schwuren einen Eid, bei einander zu bleiben und sich zu wehren. Also giengen sie heim und suchten jegliche ein Gewehr, und als das böse Weib die Burgknecht zu sich nahm und die Frauen mit Gewalt austreiben wollt', da liefen sie zusammen mit Spießen, Heugabeln, Kolben, Stöcken und Aexten, wehrten sich heftig und trieben das böse Weib mit ihren Helfern wiederum hinter sich in die Burg. Inmittels kam Herr Ludwig mit den Seinen, gewehrter Hand, vor die Stadt und nahm sie ein. Demnach ließ Graf Jakob seinem Bruder sagen, er sollte Bärbeln Leibs und Guts trösten, und diejenigen, die von Bußweiler gewichen wären, der Herrschaft verweisen, oder er wollte ihn enterben."

„Da haben Herr Friedrich von Flekenstein, Egenolf von Lützelburg und beide Städtemeister von Straßburg, mit Ernst und Fleiß zwischen den Gebrüdern gesucht, ob sie solcher Spänn in Güte möchten vertragen werden, und haben sie auch vereinigt auf nachgeschriebene Mittel. Erstlich soll Graf Jakob schwören, seine Herrschaft weder zu vermindern noch zu veräußern ohne den Willen seines Bruders. Zum Andern sollen alle Unterthanen Graf Jakobs schwören, nach dessen Tod Niemandes andern als ihren Herrn aufzunehmen, denn Herrn Ludwig und ihm gehorsam und gewärtig seyn. Zum Dritten hat die Bärbel geloben müssen, sich nach Hagnau oder Speier zu begeben, und ihr Leben lang nicht mehr zurück zu kommen. Endlich soll Graf Jakob an den armen Leuten, so aus der Stadt gegangen und Unwillen gehabt an der Bärbeln Regierung, keine Rach' nehmen, sondern bei ihrem alten Herkommen verbleiben lassen."

„Diese Bärbel von Ottenheim hat sich hierauf nach Hagnau begeben, und als Herr Ludwig gestorben, hat sie bei Graf Jakoben wiederum Unruhe angerichtet, also daß er sein' Herrschaft Herrn Ludwigs Töchtern entziehen wollen. Es haben sich aber Graf Philipp und Graf Simon von Neuem mit Graf Jakoben freundlich verglichen. Die Bärbel aber ist nach des

vermählt. Natürlich richteten diese Herren ihren Blick auch auf die andere Hälfte der schönen Herrschaft, welche der alternde Jakob an keine Leibeserben hinterlassen konnte. Es war zu befürchten, daß er sie einer fremden Hand verschreiben möchte; denn die Ottenheim bot Alles auf, um die Töchter Herrn Ludwigs aus der Erbfolge zu verdrängen, und der Bischof von Straßburg glaubte der Sache schon gewiß zu seyn, da ein Testament des Grafen sein Domstift zum Erben einsezte. Aber ein versöhnlicher Geist lenkte das Alter Jakobs. Er hatte seinem sterbenden Bruder verziehen; er hatte dessen Leichnam aufs Feierlichste beerdigen lassen, hatte jenes Testament zerrissen und den Tochtermännern des Verstorbenen die ganze Erbschaft zugesagt.

Indessen sollten sie dieselbe nicht ohne Kampf erlangen. Als Graf Jakob am zwölften Jänner tausend vierhundert und achtzig die Augen schloß, verheimlichte es sein Kammerdiener vier ganze Wochen lang, um dem Bischof die Einnahme der Herrschaft zu erleichtern, da derselbe entschlossen war, das ursprüngliche Testament gegen den späteren Erbvertrag geltend zu machen. Er begann mit den diesseitigen Aemtern und belagerte zunächst das Schloß zu Willstätt, welches genugsam besezt war und dem bischöflichen Volk wohl hätte Widerstand leisten mögen. Als aber etliche Schüsse darein geschahen, wollten die armen Bauern nicht mehr Stand halten und der Feind bemächtigte sich des Plazes. Die Nachricht von diesen Vorgängen rief zwar eine starke Rüstung der Grafen von Hanau und Bitsch hervor, aber bei näherer Ueberlegung ließ man wieder davon ab und gieng durch die Vermittlung guter Freunde einen Vergleich mit dem Bischofe ein, wornach die Grafen gegen eine Summe von achttausend Gulden die Belehnung mit den betreffenden Besizungen von ihm empfiengen (12).

So endigten das Haus Lichtenberg und der lichtenbergische Erbfolgestreit. Die beiden Erbherren theilten sich gleichmäßig in die überrheinische Herrschaft, während sie die diesseitige gemeinschaftlich besaßen. Es entsprangen aber im Verlauf der Jahre hieraus eine Reihe von Irrungen und Prozessen, welche wir übergehen müssen, da ihre Verwicklung eine zu weitläufige Relation erforderte. Das Resultat war für Hanau günstig, und nach dem Ausgange des Hauses Zweibrücken-Bitsch sehen wir das hanauische im ungetheilten Besize der Herrschaft Lichtenberg dies- und jenseits des Rheines.

Grafen Tod zu Hagnau Zauberei und andrer Mißethaten halb eingezogen und gericht worden, so sie dann ihren verdienten Lohn empfangen."

(12) Schöpfl. II, 234, 625. Herzog V, 34. Hübner, Genealog. Tab. I, 359.

Nach Vorgängen, wie unter Graf Jakob, welche das gemeine Volk so sehr empört hatten, war nicht zu erwarten, daß die Aemter Willstätt und Lichtenau an dem ortenauischen Aufstande im Bauernkrieg keinen Antheil nehmen würden. Sie traten demselben um so entschiedener bei, als auch das Gotteshaus Schwarzach schon längst den Zorn des Landes auf sich gezogen. Indeß' scheinen die ortenauischen Haufen weit gemäßigter verfahren zu seyn, als die schwäbischen und fränkischen, und ein Vertrag, welchen ihre verschiedenen Oberkeiten mit ihnen abschlossen, mag sie vollends wieder beruhigt haben; wenigstens lesen wir von keinen Gewaltthaten und Gräuelscenen in der Ortenau, wie sie anderwärts stattgefunden ([13]).

Eine Folge des bäuerischen Aufstandes war aber die größere Empfänglichkeit für die Glaubensveränderung, wo sie von den Regierungen eingeführt wurde. Im Hanau-Lichtenbergischen geschah diese Einführung durch Graf Philipp den Fünften unter der besondern Leitung der straßburgischen Reformatoren Buzer und Hedio, zwischen den Jahren fünfzehnhundert dreißig und fünf und vierzig ([14]). Die Aemter Willstätt und Lichtenau waren also um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts schon völlig protestantisch, während ihre Nachbarn im Mahlbergischen und Badischen noch mit zweifelhaftem Glücke für das Evangelium kämpften. Bis in die siebziger und achtziger Jahre ordneten und befestigten sich die neuen Kirchenverhältnisse, nachdem man während der Religionskriege Karls des Fünften Mancherlei erlitten hatte ([15]); aber kaum war die wohlthätige Sonne einer ruhigen Entwickelung der jugendlichen Neuzeit aufgegangen, als die Stürme des Schwedenkriegs auch das Ländchen der beiden Aemter in eine Wüste verwandelten ([16]). Kehren wir jedoch zur Erbfolge des hanauischen Hauses zurück.

---

(13) Dies geht aus den weitläufigen Annalen des Klosters Schwarzach (welche unter Abt Gallus ums Jahr 1667 zusammengetragen wurden und den Titel fuhren: »Comportata ad struendum *Chronicon Monasterii* S. S. Apostolorum Petri et Pauli primum nominati Arnolfaugia deinde *Schwarzach*.«) deutlich hervor, so sehr sich die Mönche auch über den Zorn der Bauern beklagen.

(14) Verschiedene Archival-Schriften, die aber leider zu fragmentarisch sind, als daß man aus ihnen ein genaueres Bild der Reformations-Einführung im Hanau-Lichtenbergischen geben könnte.

(15) So z. B. thaten die spanischen Kriegsvölker im Jahre 1552 dem Ländchen durch Raub und Dieberei vielen Schaden, der nur schlecht wieder ersezt wurde. Arch. Akten.

(16) Vergl. Kolb unter den Artikeln: Lichtenau, Bischofsheim, Kork, Willstätt rc.

Nach Graf Philipp dem Ersten, welcher durch die Erbtochter Anna die halbe Herrschaft erworben hatte, folgten drei Geschlechter bis auf Philipp den Fünften, welcher mit der Gräfin von Bitsch die andere Hälfte erheirathete. Von dieser Zeit der Wiedervereinigung beim Hause Hanau blühten noch vier Geschlechter bis zu dessen Ausgang mit Johann Rheinhard dem Dritten im Jahre siebzehnhundert und sechs und dreißig. Unter diesem Fürsten waren alle hanauischen Lande in eine Hand zusammengefallen, und so hätte sie hernach seine Erbtochter Charlotte ihrem Gemahle, dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt zubringen mögen. In Folge aber des früheren Erbvertrags theilten sich die beiden hessischen Häuser in die Besizungen der beiden hanauischen Hauptlinien; Hessen-Kassel erhielt die Grafschaft Hanau-Münzenberg, Hessen-Darmstadt die Herrschaft Hanau-Lichtenberg (17).

Die lezte Zeit unter Hanau-Lichtenberg war höchst unangenehm bewegt gewesen, da wegen eines langjährigen Prozesses die erbittertste Stimmung zwischen Herrschaft und Unterthanen herrschte. Das kleine Land hatte sich von den Schlägen des Schwedenkrieges kaum erholt, als ihm der französische unter Ludwig dem Vierzehnten neue, höchst schmerzliche Wunden schlug (18), welche die Regierung bei mehrerem Interesse für das Volkswohl vielleicht großentheils hätte abwenden können, und zu deren Heilung sie nun jedenfalls durch möglichste Erleichterungen verpflichtet war. Statt dessen aber mehrte und steigerte sie den Druck ihrer Lasten in dem Maße, daß viele Unterthanen der beiden Aemter sich im Jahre siebzehnhundert fünf und zwanzig vereinigten und beim Reichshofrathe gegen ihren Landesherrn jenen Prozeß begannen. Sie beschwerten sich vornehmlich über willkürliche und übermäßige Steigerung der Steuern und Frohndienste, über Verwandlung von Beeten in ständige Abgaben, über unbillige Erhöhung des Zolls und Salzpreises, über Wildschaden und dergleichen (19). Thörichter Weise aber gründeten sie diese Beschwerden auf jene Vertrags-Urkunde aus dem Bauernkrieg, welche nach dessen unseligem Ausgange aller Rechtskraft ermangelte. Dem ohngeachtet überlebte der Prozeß das hanauische Haus, bei dessen Erlöschen sich viele der Betheiligten ihrer Eidespflichten gegen die Oberkeit enthoben glaub-

(17) Vergl. Schöpfl. II, 235. Iselin, Lex. II, 661. Stein, geogr. statist. Lex. Art. Hanau.

(18) Arch. Akten. Vergl. Kolb a. a. O.

(19) Nach Arch. Akten und nach der Druckschrift: „Status causae in anmaßlichen Klagsachen verschiedener Hanau-lichtenbergischer Unterthanen in den Aemtern Lichtenau und Willstätt entgegen Ihro hochgräfl. Gnaden zu Hanau" vom Jahr 1732.

ten, und der neuen Regierung hartnäckig die Huldigung versagten. Was jedoch blieb ihnen endlich übrig, als sich zu fügen, da bei Weitem der größte Theil der Unterthanen längst keinen Antheil mehr an dem verdrießlichen Handel nahm? Freilich, als die französische Staatsumwälzung auch das diesseitige Rheinufer vielfach erschütterte, trat der alte Groll der Hanauer aufs Neue hervor, und das Jahr siebzehnhundert neun und achtzig sah die meisten Gemeinden in tobendem Aufruhr. Aber auch dieser war von keinem andern Erfolge, als daß eine Untersuchungs-Commission unter Beigebung von Executionstruppen erschien, welche das Ländchen eine Summe von hundert fünf und zwanzig tausend Gulden gekostet hat ([20])!

Die neuen Herrschaftsverhältnisse unter Hessen-Darmstadt erlangten indeß' keine Dauer; der vernichtende Schlag der großen Revolution traf auch sie, und Alles gewann in wenig Jahren eine völlig veränderte Gestalt. Der elsäßische Theil von Hanau-Lichtenberg wurde von der Republik in Besiz genommen, und der diesseitige gedieh in Folge des Entschädigungswerkes, welches der Friede von Lüneville herbeiführte, an das Kurhaus Baden. Diesen Verlust erhielt Landgraf Ludwig, der Enkel Ludwigs und Charlottens, durch die Zutheilung des Herzogthums Westphalen und einige andere Besizungen ziemlich wieder ersezt, und für die Aemter Lichtenau und Willstätt konnte es in ihrer vereinzelten Lage nur ein Glück seyn, mit einem größern Staate verschmelzen zu werden. Hiemit war also der Begriff einer Herrschaft Hanau-Lichtenberg für die Gegenwart erloschen, und nichts blieb zurück, was daran erinnern kann, als der Name „Hanauer Ländchen", welchen diese Aemter im Munde unsres Volkes erhalten haben. Werfen wir daher noch einen Blick auf den politischen und ökonomischen Zustand zurück, worin dieselben bei ihrem Anfalle sich befanden.

Im Herbste achtzehnhundert und zwei geschah die Besiznahme durch die badischen Behörden. Das ohngefähr acht Stunden lange und zwei bis drei breite Ländchen mit seinen sieben und zwanzig Ortschaften zählte damals eilftausend vierhundert und achtzig Seelen ([21]), wovon das Amt Lichtenau die größere Hälfte enthielt. Es bestunden sechszehn Pfarreien, welche die Herrschaft zu besezen und zu besolden hatte, und zwanzig

(20) Verschied. Archiv-Akten aus den betreffenden Jahren.

(21) Zur Vergleichung der frühern Bevölkerung mit der gegenwärtigen haben wir aus den Akten einige Zählungen erhoben, welche ein interessantes Resultat liefern. Da im vorigen Jahrhundert gewöhnlich nur nach Heerden (Rauchfängen), oder Hofstätten, oder Bürgern und Beisaßen gezählt

Schulen, deren Unterhalt den Gemeinden oblag. Die sämmtlichen Seelsorger und Lehrer stunden unter dem Spezial-Superintendenten von Kork. Als herrschende Kirchen-Agenden und Schulbücher galten noch immer die buchsweilerischen; der Unterricht aber war ohne allgemeine Norm, und blieb großentheils der gewählten Methode der einzelnen Lehrer überlassen.

Jedes der Aemter hatte seinen Amtmann und Gerichts- oder Landschreiber; für beide zugleich aber war ein Fiskal und ein Amtsadvokat

---

wurde, so erscheint niemals die wahre Seelenzahl; doch ergibt sich daraus immerhin das ohngefähre Verhältniß im Steigen und Fallen der Bevölkerung. Im Jahre 1590 zählte das Amt Lichtenau 414, dagegen im Jahr 1656 nur etliche über 260 Bürger, in welchem Abstande man die verheerenden Folgen des 30jährigen Krieges leicht erkennt. Als im Jahre 1736 die Huldigungslisten verfertigt wurden, zählte man in beiden Aemtern etwa 1400 Bürger und Bauern, 200 Wittwen, etliche 60 Schirmer und 440 Jünglinge über 18 Jahren. Die speziellen Zählungen von 1802 und 1833 geben wir in folgender Tabelle:

Ortschaften der beiden Aemter.	Häuser im J. 1802.	Familien im J. 1802.	Seelen im J. 1802.	Seelen im J. 1833.
Lichtenau . .	154	150	650	1236
Helmlingen . .	60	53	290	476
Graulsbaum . .	22	26	93	157
Scherzheim . . .	90	95	453	713
Muckenschopf . .	45	50	280	308
Memprechtshofen.	64	84	372	661
Freistätt. . . .	217	253	1049	1598
Neufreistätt . .	51	61	275	587
Bischofsheim . .	186	198	981	1646
Hausgereut . .	15	16	92	126
Diersheim . . .	132	142	552	846
Bodersweier . .	135	91	620	1115
Linx und Hohbün	101	108	488	884
Zieroldshofen . .	45	50	193	334
Holzhausen. . .	44	56	241	387
Leutesheim . . .	109	125	567	812
Willstätt. . .	224	246	1027	1412
Kork.	130	140	709	1082
Neumühl . . .	83	74	327	564
Querbach . . .	17	17	88	139
Odelshofen . . .	54	54	256	378
Auenheim . .	141	152	580	814
Ekhardsweier . .	84	92	382	544
Hesselhurst . . .	71	72	286	526
Hohnhurst . . .	27	29	131	194
Sand	114	110	502	721
Bolz- u. Legelshurst	215	293	1000	1452

Innerhalb einer einzigen Generation hat also die Bevölkerung des kleinen Ländchens um nicht weniger als 8000 Seelen zugenommen!

aufgestellt. Da keine eigenen Landesgeseze existirten, so wurden die Rechtshändel nach der Observanz und dem gemeinen Rechte entschieden. Die Appellation gieng an das Hofgericht zu Darmstadt und konnte schon bei einer Summe über zwanzig Gulden ergriffen werden. Indeß blieben die Prozesse unter dem biedern Hanauer Volk eine seltene Sache, und die Beamten scheuten sich wohl auch, ihre Gewalt in einem unvolksthümlichen Sinne zu handhaben. Eine Art niederer Gerichtsbarkeit in Frohn-, Straßen- und andern Gemeindesachen übten die zugleich als Landkommissäre aufgestellten Oberschultheißen von Lichtenau, Willstätt und Kork aus, indem sie über Gegenstände unter sechs Gulden entscheiden konnten. Bei Kriminalfällen hatten die Aemter die Untersuchung zu führen, und dieselbe beim Schlusse an die Regierung in Darmstadt zum richterlichen Erkenntnisse einzusenden.

Die landesherrlichen Einkünfte bestunden in der Beet und Schazung, im Zehnten, Pfundzoll, Accis und einigen andern Abgaben. Sie betrugen mit Einrechnung des Waldertrages in beiden Aemtern jährlich eine Summe von ohngefähr sechszig tausend Gulden, welche durch die verschiedenen, der Landesherrschaft von auswärtigen Stiften und Klöstern gebührenden Gefälle bis zu hunderttausend steigen konnte. Eingezogen und verrechnet aber wurden die weltlichen Einkünfte durch sogenannte Amtsschaffner oder Rentmeister, die geistlichen dagegen durch einen besondern Kirchenschaffner.

Bei dem soliden Volkscharakter, welcher auch die Verirrungen der Jugend nicht so leicht aufkommen ließ ([23]), und bei dem Mangel einheimischen Bettlergesindels, beschränkte sich die Thätigkeit der Polizei hauptsächlich auf einige durch die lange Kriegszeit eingerissene Uebelstände. Man hatte überall bestellte Hirten und Wächter. Die Handwerke und Gewerbe waren durch Zünfte geregelt, und das Gesez des Wanderns der freigesprochenen Lehrlinge brachte manchen tüchtigen Gesellen oder Meister in die Heimath zurück. Die armen Familien fanden theils hinreichende Arbeit, theils die nothwendigste Unterstüzung durch Allmosen und milde Stiftungen; auch erhielt man die Lebensmittel meistens sehr gut und billig.

(23) Man tadelte damals die wegen Eifersucht und dergleichen unter den jungen Burschen öfters vorfallenden Schlägereien; man lobte aber dagegen auch die in einigen Gemeinden, namentlich zu Bischofsheim, aus alter Zeit stammende Sitte, daß Bursche und Mädchen an schönen Feiertagen, nach dem Nachmittagsgottesdienste truppenweise die beliebtesten Pläze der Umgegend besuchten und ihre Volkslieder sangen, ohne dieses ächt volksthümliche Vergnügen durch einen Zug von Unsittlichkeit zu entweihen.

Die öffentlichen Gebäude, als Kirchen, Amt- und Schulhäuser, waren in gutem Stande, und die Privatwohnungen nach Bedürfniß und Bequemlichkeit eingerichtet. In allen Hauptorten hatte man die nöthigen Löschwerkzeuge, und das ganze Ländchen war in die darmstädtische Brandversicherung aufgenommen ([24]). Wege und Steege endlich wurden von den Gemeinden um so leichter und besser unterhalten, als man aus den vielen Kiesgruben ein vortreffliches Material gewann.

Einen bedauerlichen Gegensaz zu diesen im Ganzen sehr erfreulichen Zuständen bildete das Komunvermögen. Zwar waren die hanauischen Gemeindekassen ehedem so blühend gestanden, daß man nicht selten die Schazung und andere Beschwerden für die Gemeindsglieder daraus bestreiten konnte. Aber die verheerenden Rheinübergänge der Franzosen in den Jahren sechs und neunzing und acht und neunzig bei Kehl und Diersheim haben dieses Vermögen nicht nur völlig aufgezehrt, sondern dem unglücklichen Ländchen noch eine Schuldenlast von viermalhundert acht und sechzig tausend Gulden verursacht.

In diesen Verhältnissen befand sich das ortenauische Hanauer Ländchen, als es mit dem badischen Staate vereiniget ward. Sie wurden von der Regierung genau aufgenommen und bei der neuen Organisation möglichst berücksichtigt. Bald konnte das Land die erfreulichsten Folgen jener weisen Grundsäze wahrnehmen, nach welchen Karl Friedrich die Beherrschung der ihm anvertrauten Unterthanen zum Glück und Gedeihen derselben zu regeln pflegte. Gebe Gott dem hanauischen Volke, so lange es sich des Namens seiner Altvordern würdig erhält, reichen Segen und freudiges Gedeihen!

---

(24) Mit einem Anschlag von 1,843.000 fl.

Rudolf der Erste,

Markgraf von Baden.

Der Fürst, dessen Leben hier geschildert wird, bildet ein Hauptmoment sowohl für die badische Haus- als Landesgeschichte. Denn einmal begann er nach dem Ausgange der alten Hermanne eine neue Reihe der Markgrafen; und alsdann fiel seine Regierung in die Zeiten des Zwischenreiches, aus dessen Gährung die großen schwäbischen Dynastien als Fürstenthümer hervorgegangen sind. Markgraf Rudolf erscheint also in dem doppelten Charakter eines zweiten Stammvaters des Hauses Baden, und eines ersten Gründers des badischen Fürstenthums (1). Um so mehr zu beklagen muß es bei solcher Wichtigkeit des Mannes seyn, daß uns die Urkunden und Chroniken nur wenige, dazu meist noch dunkle und zweideutige Nachrichten über dessen Lebensumstände an die Hand geben; kaum ist es gelungen, folgendes kurze Bild daraus zu entwerfen.

Rudolf war der jüngere Sohn Markgraf Hermann des Fünften von Baden und Frau Irmengard's von Sachsen (2). Man kann seine Geburt in die Zeit sezen, wo mit Herzog Berthold dem Fünften der Hauptstamm von Zäringen erlosch; an die Regierung aber kam er durch den Tod seines Vaters, im Jahre zwölfhundert und drei und vierzig. Er führte sie gemeinschaftlich mit seinem Bruder Hermann, bis derselbe durch die Hand der verwittweten Herzogin Gertrud von Oestreich die Regentschaft dieses Landes erhielt. Solches geschah im Jahre zwölfhundert neun und vierzig, aber schon im folgenden starb Hermann, nach-

---

(1) « Sex *Hermannis* sex succedunt *Rudolfi*, quorum primus et sextus marchiam omnem, reliqui in partes divisam, possederunt ». *Histor. bad.* II, 8. Schöpflin hat aber keine Ahnung von der Wichtigkeit Markgraf Rudolfs I für sein Haus.

(2) Irmengard war die Tochter Herzog Heinrich des Schönen (Sohnes von Heinrich dem Löwen und Bruder von König Otto IV) und der pfälzischen Erbin Agnes, um die einst Könige und Kaiser gebuhlt. *Tollner*, hist. pal. 326. Vergl. Sachs I, 375.

dem er noch einen Erben gezeugt, jenen Prinzen Friedrich, welcher mit Herzog Konradin, seinem Freund, auf dem Schaffote zu Neapel so traurig geendet hat ([3]).

Als Markgraf Rudolf die väterlichen Lande in seiner Hand vereinigte, bestunden dieselben vornehmlich in den sieben Städten Baden, Steinbach, Kuppenheim, Ettlingen, Mühlburg, Durlach und Pforzheim ([4]), alsdann in einer Reihe von Schlössern, Dörfern und Höfen, welche diese Städte umgaben, und endlich in einigen zerstreut und entfernt gelegenen Besizungen ([5]). Die Markgrafschaft Baden war also keine aus einem ursprünglichen Grafen- oder Dynasten-Territorium hervorgegangene, gleichartige und abgerundete Herrschaft, sondern ein verschiedentlich erworbenes, verschiedenartiges und vielfach unterbrochenes Besizthum, welches erst mühsam zu einem Fürstenthume von abgemarkter Ausdehnung und innerer Einheit herangebildet werden mußte.

Zu diesem Bau hat Rudolf den Grundstein gelegt. Er war ein Mann von Thätigkeit und Kraft. Seinem Blicke entgieng keine Gelegenheit, wo ein neues Besizthum zu erwerben, oder ein altes zu vervollständigen war. Durch Käufe, Pfandschäften und Tausche wurde die Markgrafschaft wo möglich erweitert und arrondirt ([6]), und vielleicht gieng selbst die Heirath des Markgrafen mit einer Tochter vom Hause Eberstein aus diesem Erweiterungsplane hervor.

Nichts aber begünstigte denselben mehr, als die damalige kaiserlose Zeit. Wie jeder mächtigere Herr die Auflösung der obersten Reichsbande dazu benüzte, sich Länder zu erringen, und fürstliche Hoheit darüber zu behaupten, so auch der Markgraf von Baden. Was er dadurch gewann, ist nicht mehr zu bestimmen, aber sein Anschluß an den schwäbischen Grafenbund läßt an der Wichtigkeit des Gewonnenen nicht zweifeln. Wir wissen, daß dieser Bund gegen den neuen König Rudolf gerichtet war, welcher seine Regierung damit begann, daß er entschieden Alles zurückforderte, was die Fürsten und Herren während des Interregnums dem Reiche entzogen hatten. Eine solche Forderung mußte die Betheiligten empfindlich treffen. Wie konnten sie die schönen Eroberun-

---

(3) Sachs I, 375.

(4) Wie diese Orte nach und nach an das markgräfliche Haus gediehen waren, muß einer besondern Darstellung vorbehalten bleiben, da mancherlei schwierige Fragen dabei zu erörtern sind.

(5) Z. B. das altzäringische Baknang im Murrachgau.

(6) Vergl. Sachs II, 14, 17.

gen und den süßen Traum fürstlicher Unabhängigkeit so leicht an Denjenigen aufgeben, der noch kürzlich ihres gleichen gewesen? Er aber durfte um so weniger schwach seyn, als es das Ansehen seiner Würde und den Fortbestand des Reichs galt.

Schnell und heftig entbrannte der Krieg; denn der König versäumte nicht, seine Feinde zu überraschen. Wohlgerüstet zog er über den Schwarzwald herab, belagerte Freiburg und überfiel hierauf den Markgrafen von Baden. Rudolf stund mit seinem Tochtermanne, Herzog Eberhard von Wirtemberg, an der Spize der Verschwörung; beide behaupteten durch ritterlichen Charakter ein populäres Ansehen. Man konnte erwarten, daß ein imponirender Widerstand organisirt war. Aber der Markgraf versahe sich kaum eines Angriffes, als er schon Mühlburg, Durlach und Grezingen in der Gewalt des Königs erblickte. Diese Ueberraschung, und vielleicht auch Zerwürfnisse mit den Verbündeten, nöthigten ihn, den Krieg aufzugeben und die gemeinsame Sache fallen zu lassen. Er unterwarf sich dem Könige, und dieser benüzte seinen Sieg so klug und großmüthig, daß Markgraf Rudolf von dem an dessen treuer Freund und Anhänger war (7).

Die schnelle Versöhnung zwischen dem König und Markgrafen ist ein unzweideutiges Zeugniß für den trefflichen Charakter beider Fürsten; es bedurfte nur einer persönlichen Berührung, um sich gegenseitig zu erkennen, und dem edlern Drange des Herzens über die herrschenden Interessen den Sieg zu verschaffen. Der hartnäckigere Widerstand des Herzogs von Wirtemberg wird durch den Muth allein nicht gerechtfertigt; der Bund war eine Empörung gegen die rechtmäßige Gewalt des Reichshauptes, die kein Reichsglied verlezen durfte, ohne die Schmach des Hochverraths auf sich zu laden.

Drei Jahre nach seiner Versöhnung mit dem Könige gerieth Markgraf Rudolf in einen Krieg mit Bischof Konrad von Straßburg. Die Ursache ist nicht mehr zu entdecken; da aber Rudolfs Schwester Elsbeth an den Bruder des Bischofs verehelicht war, so konnte der Hader wohl wegen der Mitgift entstanden seyn (8). Nachdem Konrad mit Hilfe des Bischofs von Basel das badische Gebiet überfallen und im ersten Andrange das Schloß zu Durlach geplündert und verbrannt hatte, zog ihm der Markgraf eilends entgegen, schlug sein Volk und machte einen

(7) Chron. *Ursberg.* und Annal. *Colmar.* ad ann. 1275. Königshofen, Elsaß. Chron. II, 179 (Schilter, 118, 430). Fugger, Spiegel der Ehren 2c. S. 82. Vergl. Sachs II, 22. Pfister, Gesch. v. Schwab. III, 39.

(8) Vergl. Sachs I, 363.

Theil davon zu Gefangenen. Dieser Vortheil verschaffte dem Markgrafen einen völlig genugthuenden Frieden, und das alte Verhältniß trat wieder zwischen die beiden Schwäger ([9]).

Wichtiger als die Beendigung dieser Fehde war für den Markgrafen die Entscheidung eines Rechtsstreites, welcher die Mitgift seiner Gemahlin betraf. Das Eindrängen Graf Simons von Zweibrücken in die ebersteinische Gemeinschaft, hatte denselben veranlaßt, und die Erbverhältnisse der betreffenden Häuser lagen verwirrt durcheinander bis die Frage sich im Jahr zwölfhundert und achtzig endlich löste. Graf Simon wurde aus der prätendirten Gemeinschaft ausgeschieden und mußte sich mit dem abgetheilten Erbe seines mütterlichen Großvaters begnügen. Hiedurch fiel die streitige Hälfte von Alt-Eberstein dem Grafen Otto als erledigt anheim, welcher dieselbe sofort an Markgraf Rudolf für die Erbansprüche von dessen Gemahlin abtrat ([10]), während er ihm zugleich auch die andere Hälfte, um dreihundert fünf und siebzig Mark Silber, in Kauf gab ([11]).

So war also die Grafschaft Alt-Eberstein völlig mit der Markgrafschaft Baden vereinigt, und diese dadurch bedeutend erweitert und abgerundet worden. Das badische Besitzthum zog sich nunmehr von den Höhen der Herrenwiese hier über Steinbach hinab an den Rhein, und hier mit der Wasserscheide bis zum Schlosse Alt-Eberstein, alsdann hinüber an die Murg und mit dieser bis gegen Kuppenheim, von da an den Federbach, an den Wülzbach, über Ettlingen in das Gebirge und über Pforzheim bis in den Hagenschieß, endlich über Durlach hinab bis nach Graben, wo am Rhein die nördlichste Spize der Markgrafschaft war, wie auf der Höhe der Herrenwiese die südlichste.

Zu den Gütern und Rechten, welche der Markgraf auswärts besaß, gehörten namentlich das Stift und Städtchen Baknang, die Pfandschaft der Stadt Selz und ein Antheil an der Stadt Altensteig. Diese Besizungen zogen ihm sehr verderbliche Händel zu. Baknang war im Jahre zwölfhundert drei und vierzig von den Feinden des markgräflichen Hauses überfallen und gänzlich zerstört worden, worauf Markgraf Rudolf mit seinem Bruder an den Mordbrennern eine blutige Rache nahm, und zum Danke für den erfochtenen Sieg das Stift und Städtchen wieder herstellte ([12]). Selz hatten die Straßburger in Verbindung

---

(9) Annal. *Colmar.* ad ann. 1279 et 1284. Sachs II, 24.

(10) Schöpfl. histor. bad. V, 276.

(11) Schöpflin V, 277. Krieg von Hochf. Gesch. von Eberst. S. 42.

(12) Sattler, Beschreib. von Wirtemb. I, 135. Sachs II, 9.

mit den Grafen von Leiningen und den Herren von Flekenstein im Jahre acht und sechzig belagert und geplündert; schon wollten sie auf Geheiß des Königs auch die dortigen Befestigungen zerstören, als noch eben ein Friede vermittelt wurde ([13]). Auf Altensteig aber mußte Rudolf gegen den Grafen von Hohenberg seine Ansprüche anfangs durch die Waffen geltend machen, bis ihm der versöhnte König dieselben noch kurz vor seinem Tode durch einen Spruch der Gerichte behaupten half ([14]).

Wir sehen, Markgraf Rudolf war ein ritterlicher Degen; aber er war auch fromm und gottesfürchtig im Geiste des Zeitalters. Neun Klöster erfreuten sich seiner freigebigen Hand oder seiner wohlwollenden Gesinnung. Die Frauen zu Lichtenthal verdankten ihm den Kirchensaz zu Baden und Ettlingen, die Dörfer Winden und Beuern, zwei Höfe zu Sinsheim, die Gefälle zu Fremersheim und den Zehent zu Steinbach und Iffizheim; den Benediktinern zu Gottesau vermachte er den kleinen Zehent zu Linkenheim und eine Gülte zu Grezingen, denen zu Schwarzach einen Weinberg im Alsweiler Bann, denen zu Hirschau einen Hof zu Pforzheim, und denen von Maulbronn endlich die Zoll- und Steuerfreiheit in dieser Stadt. So begünstigte Rudolf auch die Gotteshäuser zu Steinheim und Schönau, und während er die Kirche zu Baknang aus ihren Trümmern wieder erhob, wurde zu Bikesheim eine neue von ihm gegründet ([15]).

Markgraf Rudolf hatte sich glücklich vermählt; Frau Kunigunde, die Tochter Graf Otto des Aeltern von Eberstein ([16]), gebar ihm drei Söhne und zwei Töchter. Von jenen pflanzten Herrmann und Hesso die Familie fort; von diesen erhielt Irmengard die Hand des Grafen von Wirtemberg, während Adelheid in Lichtenthal den Schleier nahm. Zu wohnen pflegte Rudolf theils zu Baden, theils zu Pforzheim, in seinen spätern Tagen auch öfters zu Eberstein ([17]). Von der Höhe dieses Schlosses konnte er den größten Theil seiner Lande überblicken, und oft vielleicht mag der greise Fürst sein müdes Auge an der herrlichen Aussicht erfrischt haben, bis der Tod es für immer schloß.

Rudolf verstarb am neunzehnten November tausend zwei hundert acht und achtzig, in einem Alter von siebzig Jahren. Noch auf dem Sterbelager hatte er seine drei Söhne vor sich beschieden, und ihnen unter Lehren

---

(13) Schöpflin, Alsat. illustr. II, 181. Sachs II, 21.
(14) Sattler II, 227. Sachs II, 25. Pfister III, 66.
(15) Sachs II, 4 bis 13.
(16) Krieg von Hochfelden. S. 45.
(17) Sachs II, 27.

und Ermahnungen für ihre Zukunft, bittend anempfohlen, „all' das liegend' Gut, was er mit Unrecht besessen, all' denen, so sich dessen mit rechter Bezeugung unterweisen möchten, wieder zurückzugeben, damit sie kein unrecht Gut auf seine Seel' erben, da sie an ihm wohl sehen, daß jüngst Alles vergehe" ([18]).

Der Leichnam Rudolfs wurde nach Lichtenthal, der Stiftung und Ruhestätte seiner Aeltern gebracht. Noch bemerkt man dort im Chor der Kirche seinen Grabstein mit der einfachen Inschrift: **Anno domini MCCXIIC obiit *Rudolfus* marchio senior de Baden, in die S. Elisabethae.** Kunigunde aber, die verwittwete Markgräfin, begab sich aus dem Getriebe der Welt in die Einsamkeit eben des Gotteshauses, welches die Hülle ihres Gemahles barg, um an seinem Grabe auch das ihrige zu erwarten ([19]).

Wenn man betrachtet, daß Eberstein, das alteinheimische Grafenhaus des Uf- und Pfinzgaues, zur Zeit des Zwischenreichs noch eben so mächtig als Baden war, und durch einen thatkräftigen Mann dieses aus dem Breisgau übersiedelte, kaum fest ansäßige Geschlecht leicht hätte überflügeln können, so wird Markgraf Rudolf in der Wichtigkeit erscheinen, welche im Eingange angedeutet wurde. Wäre er das Haupt der ebersteinischen Familie gewesen, so würde sich in diesen mittlern Rheinlanden anstatt einer „Markgrafschaft Baden", unzweifelhaft eine „Landgrafschaft Eberstein" gebildet haben. Rudolf ist daher dem König, seinem Freunde, zu vergleichen; denn was dieser für das habsburgische Haus, war der Markgraf für das badische, der zweite Stammherr desselben und erste Begründer seiner fürstlichen Macht.

---

(19) Sachs II, 27.
(18) Pfister, adversar. handschr.

Alt-Breisach,

oder

Schicksale einer Festung.

Festungen werden oftmals durch den gleichen Krieg oder Feldzug, welcher sie hervorrief, auch wieder zerstört. Solche Pläze gleichen jener Art von Insekten, deren Geburt und Tod ein einziger Tag umschließt; sie verschwinden eben so schnell aus der Geschichte, als sie darin auftraten. Andere dagegen haben die Eigenschaft und Wichtigkeit von Schuzorten ihrer Umgegend, von Grenzwachen und Schlüsseln ihrer Länder seit dem grauesten Alterthum, durch alle Kriegsstürme herab bis in die Neuzeit standhaft behauptet und ihr langes Leben für bleibend in die Geschichte verwebt. Ihre Schicksale sind der Laufbahn eines alten Kriegers zu vergleichen, und fesseln die Seele durch jenen Reiz des steten Wechsels von kommender und schwindender Gefahr, von Sieg und Niederlage, von sorglosem Genuß, von übermüthiger Freude und verzweiflungsvoller Noth.

Ein solcher Ort ist in unserm Vaterlande die Stadt Breisach. Ihr Bestehen als Festung füllet einen Zeitraum von beinahe zwei tausend Jahren, und kein süddeutscher Plaz ist in der europäischen Kriegsgeschichte bekannter. Freilich, eine traurige Berühmtheit hat ihr das Schicksal zugedacht; sie vor allen sollte eine Trägerin jenes Elendes seyn, womit der dreißigjährige Krieg das Vaterland überzog, und eine Zeugin jener Schmach, womit Ludwig der Vierzehnte es niedertrat. Gerne möchte man solche Stellen der Geschichte übergehen und Orte vergessen, deren Name daran erinnert. Aber die Pflicht des Geschichtschreibers verstattet keine Schonung; er soll nie aufhören, es dem Volke vor Augen zu führen, welche Noth seine Voreltern erduldet, welche Erniedrigung das Vaterland erlitten! Denn wo das Gedächtniß und Gefühl der alten erlischt, ist die Gefahr neuer Noth und Erniedrigung um so größer.

Man muß den vereinzelnten Berg, auf welchem Breisach ruht, wie die Höhen bei Burgheim und Sasbach, als eine Fortsezung des Kaiserstuhles betrachten, und sich durch die launenhaften Stromwechsel





des Rheins nicht irren lassen, welche ihn bald zu einer Insel machten, bald an das elsässische Ufer versezten, bald wieder dem Breisgau zuschoben (1). Er gehörte schon ursprünglich dem leztern an, mit welchem er den gleichen Namen trägt. Ja, wir müssen sogar glauben, daß der breisachische Felshügel den ältesten Hauptort des Breisgaues trug. Denn wie hätten die Kelten, dieses kluge und gewandte Volk des Anbaues, als sich ihre Kolonien an der sonnigen Westseite des Kaiserstuhls und der benachbarten Vorhügel des Schwarzwaldes niederließen, eine so vortrefflich gelegene, das ganze Rheinthal auf weithin beherrschende Höhe können unbenüzt lassen? Daß sie aber wirklich die Gründer von Breisach seyen, beweiset dessen Name, welcher unstreitig ein keltischer ist. Und sodann, als die Germanen aus ihren Gebirgen in die Rheinebene hervordrangen und die Kelten feindlich bedrängten, muß man nicht annehmen, daß diese ihren Hauptort, der alle Vortheile eines festen Plazes

(1) Wir geben hier eine kurze Geschichte des Rheinlaufes bei Breisach, in so ferne sie aus natürlichen Ueberresten, aus altrömischen Schriften, aus Chroniken und Akten noch zu erheben war. Ganz unzweifelhaft hatte sich der Strom des Rheines bei seinem Hervortreten aus den Schweizer und Schwarzwälder Bergen ursprünglich dreimal getheilt, zuerst bei Basel in den Arm der Ill und in denjenigen des gegenwärtigen Rinnsales, alsdann bei Breisach in einen dritten Arm, welcher hinter dem Kaiserstuhle hinablief bis zur Kinzig. Der Kaiserstuhl bildete also damals eine große Rheininsel, von welcher die Südspize durch einen Zwischenarm abgetrennt wurde und als eigene kleine Insel erschien. Dieser Zwischenarm wurde aber allmählig zum Hauptstrome, und wie die Römer an den Rhein kamen, fanden sie das alte Rinnsal so versandet und schwach, daß sie den Berg Breisach zum linken Ufer rechneten. Später änderte sich dieses aber dahin, daß derselbe im zehnten Jahrhundert wieder als eine Insel, und im dreizehnten wieder vollends auf dem rechten Ufer erschien, von welchem er in den Urzeiten abgetrennt worden. Doch schon am Schlusse desselben Jahrhunderts machte ihn der Rhein abermals zur Insel und drohte, sich mit seinem Hauptstrom wieder zwischen ihn und den Kaiserstuhl zu drängen, wodurch denn die alte Lage wie unter den Römern erneuert worden wäre. Zwar traten in der Folgezeit die Rheinwasser immer mehr vom östlichen Ufer zurück, und Breisach wurde dem Breisgau wieder völlig zurück gegeben; aber nie hörte die Gefahr ganz auf, und in den Jahren 1714 und 1778 fraßen die Wellen so weit gegen Hardheim herein, daß man in äußerster Furcht stund, der Strom möchte sein altes Nebenbette zwischen der Stadt und dem Gebirge wieder finden, und Breisach abermals zur Insel machen. Die Wehrarbeiten, welche diese Gefahr eine lange Zeit hindurch nöthig machten, haben das Land große Summen gekostet. Leichtlen (Lampadius), Beiträge zur Vaterlandsgesch. Heidelb. 1811. Kreuter, Gesch. Vorderöstr. I, 62. Arch.Akten v. d. J. 1714 bis 1730.

darbot, als eine Schuzmauer gegen den Feind werden benuzt und vertheidigt haben? Die Kolonie zu **Tarodunum** ([2]), von Bergen gleichsam eingeschlossen, konnte sich nicht halten, und in weiter Umgegend gab es wohl keinen ähnlichen Plaz, wodurch die keltische Wehrmannschaft genöthigt seyn mußte, sich in jenem zu konzentriren.

So träte Breisach also schon im ersten Anbau unseres Landes als einer der wichtigsten Punkte in militärischer Beziehung auf. Es war ein Zankapfel zwischen Gallien und Germanien, und blieb solches bis in die neueste Zeit herab. Denn nachdem die Kelten und Deutschen sich um seinen Besiz gestritten, folgten ihnen die Römer und Alemannen, alsdann die Partheien des Mittelalters, endlich Frankreich und Oestreich. Mehr als einmal aber hieng die Entscheidung der wichtigsten Ereignisse an dem Schicksale Breisachs, ob es sich standhaft behaupte, oder ob es falle!

Die Kelten waren ein „städteliebendes“, die Germanen ein „städtehassendes“ Volk; wo jene sich ansiedelten, gründeten sie gemauerte und geschlossene Niederlassungen; wo diese hindrangen, zerstörten sie alle festen Orte, alle Städte und Schlösser. Auf solche Weise war das ganze Rheinthal verwüstet worden, und die keltischen Bauten lagen in traurigem Ruin, bis sie durch die Römer wieder erneuert wurden. So ist der Gang der Kultur; was der Eine gründet, zerstört der Andere, und auf den Trümmern baut sich wieder ein Dritter an.

Als die Römer nach Eroberung Galliens in das Rheinthal vordrangen, und die halb verlassenen, verödeten Gegenden neu bevölkerten und befestigten, um sie als ein „Vorland“ gegen die unruhigen Deutschen jenseits des Schwarz- und Odenwaldes zu benüzen, mußten ihnen die ehedem von den Kelten angelegten Schuzorte vorzüglich wichtig seyn; sie erneuerten und erweiterten die wohlgelegensten derselben und verbanden sie durch verschiedene Kastelle zu einer den Rheinstrom begleitenden Doppelkette von Festungen, welche die aufblühende Kultur des Landes beschirmen, und dem Feinde Achtung einflößen sollte ([3]).

In dieser Reihe bildete Breisach sicherlich ein wichtiges Glied. Es erscheint zwischen den Hauptstädten **Augusta Rauracorum** und **Argentoratum** unter dem Namen **mons** ***Brisiacus*** als einzige Festung unmittelbar am Rhein, und man weiß, daß Kaiser Valentinian im Sommer dreihundert neun und sechzig eine seiner Constitutionen daselbst

---

(2) Zarten (urk. Zarduna) oberhalb Freiburg.

(3) Vrgl. Weik, die römisch. Niederlassungen am Rhein. Freib. 1822.

erließ (4). Damals lag Breisach auf dem gallischen Ufer, und war eine der lezten Stüzen der römischen Macht gegen die Alemannen, welche schon seit einem vollen Menschenalter das diesseitige Uferland als schwer erkämpfte Eroberung im Besize hatten. Dieses machte die Verstärkung der überrheinischen Festungslinie um so nöthiger, und Valentinian nahm sie vor, nachdem er einen siegreichen Feldzug über den mittlern Schwarzwald gethan. Es war aber die lezte Bemühung Roms, das gallische Rheinthal vor den Einfällen der „Barbaren“ zu sichern; dem Stoße der Völkerwanderung vermochte keine Mauer mehr zu widerstehen. Die fortgerissenen Völkerstämme überschwemmten ganz Ostgallien, und jene Kette der römischen Rheinvesten sank in Schutt und Staub!

Zwei, drei Jahrhunderte vergiengen unter dem neuen Anbau des Rheinthales durch die Alemannen und Franken. Es bildete sich die fränkische Monarchie; es entstund aus ihr ein abgesondertes französisches und deutsches Reich; es zerfiel die alte Gauverfassung und erhob sich das Feudalwesen, neue Schlösser, neue Städte wurden erbaut, und nach einem halben Jahrtausend sahe sich der alte Rhein von eben so vielen Festungen aller Art begrenzt, wie zur blühensten Zeit der Römer.

Breisach hatte sich schon unter den Karlingern aus seinen Ruinen wieder erhoben, und glänzte hierauf, vom Rheinstrome umflossen, als eine doppelt gesicherte Reichsfestung. Aber das Ereigniß, wodurch es in diese neue Laufbahn trat, war abermals ein gewaltsames und blutiges. Die Verläufe, woran sich dasselbe knüpft, gehören zu den wichtigsten des damaligen Reiches, da sie das Schicksal des deutschen Thrones entschieden. Wir wollen es versuchen, sie aus den großentheils dunkeln und sich oft widersprechenden Nachrichten der gleichzeitigen Chronisten möglichst klar und bündig darzustellen.

König Heinrich der Erste, welcher Deutschland aus den Trümmern der karlingischen Monarchie zu einem mächtigen und angesehenen Reich erhoben, war darauf bedacht gewesen, dasselbe einem würdigen Nachfolger zu hinterlassen, und hatte dazu seinen Erstgeborenen Otto bestimmt, einen eben so klugen als kräftigen Jüngling. Die Nation wählte denselben nach dem Hingange Heinrichs auch wirklich zu ihrem Könige, und die Krönung wurde mit einer Feierlichkeit vollzogen, welche seit Karl dem Großen nicht mehr stattgefunden. Da Otto aber ein Sachse war, und seine Landsleute zu sehr begünstigte, erregte dies bald genug die

(4) Es müßte denn nur seyn, daß unter dem „Brisiacum“ dieser Verordnung nicht unser Breisach, sondern Breisich am Niederrhein gemeint war.

Eifersucht der stolzen Franken, und hieraus entwickelte sich der Keim einer Verschwörung, um den König zu stürzen und entweder dessen Bruder Heinrich, oder den fränkischen Herzog Eberhard auf den Thron zu erheben. Mancherlei Verwirrungen und kleinere Interessen nährten die Partheiung, bis zufällige Ereignisse sie zum offenen Kampfe entflammten. Otto war anfangs glücklich gegen die Empörer, und würde sich ihrer wohl bald bemeistert haben, wenn ihn nicht die Slaven durch ihre Einfälle in die Grenzen des Reiches anderwärts beschäftigt hätten. Seine Abwesenheit benüzte Eberhard, erwarb sich neue Bundesgenossen und trieb den Krieg bis zur gefährlichsten Krisis, in welcher eben unser Breisach eine wichtige Rolle gespielt hat. Es war eine Insel und wurde schon wegen seiner natürlichen Festigkeit als ein Hauptplaz zwischen Schwaben und Lothringen betrachtet ([5]). Ein erhöhtes Gewicht erhielt es damals durch die Absichten des französischen Hofes, welcher während dieses deutschen Partheikampfes damit umgieng, das Herzogthum Lothringen wieder an sich zu reissen ([6]). König Ludwig hatte sich mit kluger Verheimlichung seiner Politik an Eberhard angeschlossen, dessen treuester Bundesgenosse der lothringische Herzog Giselbrecht war. Mit ihnen vereint, überzog er den Elsaß, eroberte und besezte die Reichsfeste Breisach, um von diesem Plaze aus die Königlichgesinnten der obern Lande zu schwächen, indessen man sich in Franken gegen den König selbst drohend rüstete. Otto zog daher eilends an den Rhein herauf und belagerte Breisach, dessen Besazung großes Verderben in der Umgegend verbreitet hatte. Aber es war schwierig, die wohlverwahrte Veste zu gewinnen, und während sich die Belagerung in die Länge zog, trafen schlimme Nachrichten ein, wodurch das Kriegsvolk des Königs entmuthigt und der größte Theil seines Anhangs unter den Bischöfen und Grafen von ihm abtrünnig wurde.– So hatte sich die anfangs günstige Lage Ottos in eine äußerst gefährliche verwandelt. Sein ganzes Glück stund auf der Spize — ein einziger Schlag, und er war gestürzt! Dann gab es keine sächsische Kaiserfamilie in der deutschen Geschichte, und Alles mußte eine andere Wendung nehmen. Während der König aber vor den trozenden Mauern des oberrheinischen **Brisiacum** einer düstern Zukunft entgegen sah, gieng über dem niederrheinischen sein neuer Glücksstern auf. Herzog Her-

---

(5) »Est in Alsatiae partibus *castellum Brisicau* patrio vocabulo nuncupatum, quod et Rhenus in modum insulae cingens et naturalis ipsa loci asperitas munit«. *Luitprandi* antopodus. edit. *Perz*, monum. Germ. V, 324.

(6) Contin. *Reginonis* ad ann. 939. *Perz* I. 618. Ludwigs Vater hatte Lothringen gegen Kaiser Heinrich I eingebußt.

mann von Schwaben hatte ihn nicht verlassen und gieng mit seinen Verbündeten den Herzogen von Franken und Lothringen entgegen, welche bei Breisich unterhalb Andernach durch den Rhein von der Hauptmasse ihrer Mannschaft getrennt lagen. Unversehens wurden sie überfallen, geschlagen und getödtet. Dieser Sieg vernichtete die Macht der Empörer. Als Otto ihn erfuhr, fiel er nieder und dankte dem Herrn seiner Rettung; Breisach aber ergab sich dem König, und die alten Verhältnisse kehrten wieder in das Land zurück ([7]).

Siebzig Jahre später hatte der Großneffe Ottos, König Heinrich der Zweite, den kaum erlangten Thron gegen eine ähnliche Empörung zu behaupten, und auch in diesem Kriege war Breisach der Schauplaz eines wichtigen Ereignisses. Als Urheber erscheint Herzog Hermann der Zweite von Schwaben, ein angesehener Mann aus fränkischem Geblüt, welcher mehrere Fürsten aufmunterte, sich des Reiches zu bemächtigen. Gleich beim Ausbruche des Kampfes zog Hermann vor Breisach und belagerte darin die Bischöfe von Straßburg und Basel, die eifrigsten Anhänger des Königs, welcher sich nach einem verheerenden Zuge durch die herzoglichen Länder in's Fränkische zurückgezogen. Da die Veste aber mit Waffengewalt kaum zu erobern war, so suchte sie Hermann durch List zu gewinnen. Seine Leute hatten bemerkt, wie die Besazung täglich auf Lebensmittel ausgieng, und benüzten eines Tages diese Gelegenheit; sie kamen verkleidet mit bepackten Rossen, singend und scherzend vor das Thor, und wurden freudig eingelassen, weil man sie für die ausgeschickten Beutejäger hielt. Doch, welche Enttäuschung! Kaum waren sie inner den Mauern, so überfielen sie die verblüfte Besazung und plünderten die ganze Festung; nur mit höchster Noth hatten sich die beiden Bischöfe noch retten können ([8]). Dieses Vortheils aber ungeachtet, unterwarf sich Hermann dem Könige bald hierauf, und Alles gewann seine frühere Lage und Stellung wieder.

Wie es gekommen seyn mag — Breisach, welches bisher als Reichsfestung galt, wurde ein Eigenthum des Domstiftes Basel, und erscheint urkundlich als solches schon im Jahre eilfhundert sechs und vierzig ([9]). Es mußte aber ein Versehen gewesen seyn, was einen so wichtigen Plaz

(7) *Luitprandi* autop., *Reginonis* cont., *Ekkehardi* cas. san-gall., *Widekindi* res Saxon. ad ann. 939, sämmtl. bei *Perz*, I, 618. II, 104. V, 324, 444. Vergl. Pfister, Gesch. v. Schwab. II, 26.

(8) *Thietmari* chron. ad ann. 1002, bei *Perz* V, 797. Hier wird Breisach »civitas *munitissima*« genannt. Vergl. Pfister, Gesch. v. Schwab. II, 62

(9) Ochs, Gesch. v. Basel I, 255.

aus der Hand des Reiches in die eines Prälaten gelangen ließ. Kaiser Heinrich der Sechste suchte ihn möglichst wieder gut zu machen, indem er um's Jahr eilfhundert fünf und achtzig den halben Theil des Ortes Breisach von Bischof Heinrich zu Lehen nahm, unter der Bedingniß gemeinschaftlicher Befestigung und gemeinsamen Besizes der Festung ([10]). Es muß hinlänglich die Wichtigkeit eines Plazes bezeugen, wenn sich um die hälftige Theilnahme daran der Kaiser zum Vasallen eines Bischofs macht!

Breisach aber war inzwischen zur Stadt herangewachsen; seine Festungswerke waren erweitert worden und erhoben es dadurch zu einem militärischen Hauptpunkte im Südwesten des Reiches. In dieser Eigenschaft gab es während der nächstfolgenden Jahrhunderte noch mehr als einmal den Ausschlag in sehr folgereichen Krisen. So hatte König Otto der Vierte, als der hohenstaufische Friedrich gegen ihn heranzog, um ihm die Krone zu entreissen, seine Mannschaft nach Breisach versammelt, und war entschlossen, von dessen Mauern aus den Siegeslauf des jugendlichen Feindes zu hemmen. Wer kann berechnen, wie sich die Reichsverhältnisse gestaltet haben würden, wenn Otto sich zu Breisach hätte halten können? Aber die dortigen Bürger ertrugen die Mißhandlungen des zuchtlosen Kriegsvolkes nicht, erhoben einen Aufruhr und erschlugen oder verjagten die ganze Besazung. Der König mußte fliehen, und seine Sache gieng verloren ([11]).

Durch den Tod Friedrich des Zweiten hielt der Bischof Berthold von Basel das kaiserliche Lehen zu Breisach für erledigt, zog es ein, nahm

---

(10) Diplom Heinrichs VI v. J. 1185 bei *Herrgott*, Genealog. Habsb. II. 195. Er sagt darin: „Henricus basil. episc. nobis in beneficio concessit medietatem curtis et montis *Brysach*, medietatemque montis, qui dicitur *Eggehartsberg*, ita ut a nobis et ab ipso possideantur pro indiviso, et eo modo, quod nos et episcopus montem *Brysach* pariter *muniemus* et tenebimus comuniter. In monte *Eggehartsberg* episcopus domum sibi faciet, et milites ibidem mansuros unanimi recipiemus consensu. *Rupem* (den Schrofen oder Fels, wo später das Schloß stund) autem episcopus muniendo firmabit, et in eadem locum mansionis nobis tenendum assignabit, et nos unum de ministerialibus *basiliensis* ecclesiae ad consensum episcopi in eo collocabimus“. Vergl. Ochs I, 269. Hieher gehört auch die Stelle des *Otto* Frising. (bei *Urstis*. Ser. rer Germ. I. 166): „Rex *Henricus* castrum quoddam in Brisgaugia, *Brisacum* dictum, in refugium pauperum coepit aedificare, cunctosque confugientes illuc a totius injustitiae violentia, regali potentia studuit defensare“.

(11) Chron. *Ursberg*. ad ann. 1212.

17

HRIGEN KR



Q *Die Aus*
R *St. Jacob*
S *Das Dor*
T *Das Elat*
V *Der Ei*



an
H
er
B
ge
E
un
B

F
m
sc
ei
de
ih
m
zu
N
hä
lu
sc
un

B.

—

(

(

die Stadt in Huldigung, ließ das Schloß von Neuem befestigen ([12]), und erwarb sich endlich im Jahre zwölfhundert zwei und sechzig von König Richard eine Bestätigung des vollen und ungetheilten Eigenthums- und Besitzrechtes über den „Berg Breisach“, worunter man Stadt und Schloß mit allen Zugehörungen begriff ([13]).

Damals, mitten in den Wirren des großen Zwischenreichs, hatte sich Graf Rudolf von Habsburg erhoben, um durch die Vereinigung des Alb- und Breisgaues mit der erblichen Landgrafschaft im Oberelsaß und seinen aargauischen Stammlanden ein eigenes Fürstenthum zu gründen. Bei diesem Plane konnte ihm die Wichtigkeit von Breisach unmöglich entgehen — und wir sehen die Stadt im Jahre zwölfhundert acht und sechzig auch wirklich von seiner Mannschaft belagert. Da aber ihre schwer zugängliche und wohlverwahrte Lage jeder Gewalt zu trozen schien, bediente er sich, wie ehedem Herzog Hermann, der List, die ihm desto glücklicher gelang, da hierin überhaupt der Vorzug seiner Kriegsmanier lag. Die Stadt wurde gewonnen und die Bürgerschaft huldigte dem Grafen. Höchst empfindlich über diesen Verlust schlug sich der Bischof nunmehr entschieden auf die Seite der Feinde Rudolfs und zog ihm wohlgerüstet entgegen. Bei Säckingen stieß man aufeinander — eine Schlacht schien unvermeidlich; da aber erschienen viele Boten benachbarter Herren und Städte, und schlichteten den Krieg. Der Bischof zahlte dem Grafen neun hundert Mark Silbers, der Graf dagegen räumte dem Bischof die Stadt Breisach wieder ein ([14]).

Rudolf indessen verlor die Wichtigkeit Breisachs nicht aus dem Auge, und als ihm die deutsche Krone übertragen worden, wußte er die Stadt durch seinen Freund, Bischof Heinrich, wieder völlig an das Reich zu bringen. Er bestätigte ihr im Jahre zwölfhundert fünf und siebzig ihre althergebrachte Verfassung neben Verleihung einiger neuen Rechte und Vortheile ([15]). Und so würde Breisach vielleicht zu einer blühenden Reichsstadt herangewachsen seyn, wenn das Haus Oestreich nicht auch sie, wie Freiburg, Villingen und Konstanz, unter seinen habgierigen Szepter gebracht. Nachdem die Stadt schon im Jahre dreizehnhundert

---

(12) Er verwendete dazu das Geld, welches er von Gottfried von Staufen gegen Abtretung des 20jährigen Genusses der stiftischen Einkünfte zu Bischofingen und Kirchhofen erhalten hatte. Urk. von 1258, bei Neugart II, 227.

(13) *Herrgott*, gen. Habsb. II, 377. Vergl. Ochs I, 361.

(14) Diese Nachricht hat uns Tschudy aufbehalten, Schweizer Chron. I, 170.

(15) *Schœpflin*, hist. Bad. V, 257.

ein und dreißig an die Herzoge verpfändet gewesen, kam sie um die Mitte des folgenden Jahrhunderts völlig unter die vorderöstreichische Landeshoheit ([16]).

Aber nicht blos Oestreich, auch Karl der Kühne von Burgund, wie später der Herzog von Weimar und das französische Kabinet verstunden die Lage eines Plazes, der im Herzen des obern Rheinthales ruhend, schon von der Natur zu einer Festung geschaffen war, und durch Menschenhand vollends unüberwindlich gemacht werden konnte. Während der burgundischen Pfandschaft residirte der Landvogt Hagenbach zu Breisach, welches er in der Perspektive von Karls Planen schon als Hauptstadt eines „rheinischen Burgundiens" erblickte. Aber wir wissen ([17]), wie traurig sein Ausgang war, und wie eben durch den Aufstand der breisachischen Bürgerschaft jene Verschwörung ausbrach, welche ihn gestürzt hat.

Die gefahrvollen Zeiten des Schweizer-, Bauern- und schmalkaldischen Kriegs giengen für Breisach ohne andern Einfluß vorüber, als daß es mehrmals verstärkte Besazungen erhielt; um so unheilbringender aber ward ihm der dreißigjährige! Wie der einzelne Mensch oft Unbegreifliches erträgt, so hat hier eine ganze Bürgerschaft und Besazung das Aeußerste erlitten, und diese Ausdauer würde glorreich im Buch der Geschichte stehen, wenn sie einen glücklichern Erfolg gehabt. Aber nachdem Breisach zuerst mannhaft sich behauptet, erlag es dem Hunger, und ward eine traurige Beute des Feindes. Wir geben den nähern Verlauf seiner beiden Belagerungen im Auszuge nach Kreuters ([18]) Erzählung.

„Die Festung Breisach war ein Dorn in den Augen der schwedischen Feldherren. Es zeigten sich aber so große Schwierigkeiten, den Plaz anzugreifen, daß auch der kühnste Schwede keine Lust darnach bezeigte. Rheingraf Otto zuerst rückte vor Breisach, da aber den Kaiserlichen eben so sehr daran lag, den Ort zu erhalten, als den Schweden, ihn zu erobern, stellte der alte Feldherr Montecuculi sein Heer in Schlachtordnung und rückte dem Feinde entgegen. Beiderseits wurde mit Löwenmuth gestritten, bis die Kaiserlichen endlich unterlagen. Der Rheingraf glaubte durch diesen Sieg die größte Schwierigkeit, welche der Belagerung im Wege gestanden, beseitigt zu haben, er eröffnete also die Laufgräben, und nöthigte die Besazung wirklich, einige Außenwerke zu ver-

(16) Hugo, Mediatisirung der deutsch. Reichsstädte (Karlsr. 1838), S. 38.
(17) Vergl. oben S. 96.
(18) Vorderöstr. Gesch. II, 312, 325.

lassen. Allein der Herzog Feria rückte mit einem Heer von sechs und zwanzig tausend Mann zum Entsaze heran, worauf der Rheingraf die Belagerung aufhob und die Winterquartiere bezog, was im Oktober sechszehnhundert drei und dreißig geschah.“

„Kaum jedoch erlaubten es die ersten Frühlingstage, als der Kriegsschauplaz wieder eröffnet wurde. Man focht mit wechselndem Glücke, bis die Schlacht bei Nördlingen zu Gunsten der kaiserlichen Waffen entschied. Der Breisgau wurde von den Schweden geräumt, welche sich überall zurückzogen, und Deutschland wahrscheinlich ganz würden verlassen haben, wenn die protestantischen Fürsten solches nicht verhindert hätten. Sie sammelten neue Kräfte, während im Jahre sechszehnhundert fünf und dreißig zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich ein neuer heftiger Krieg ausbrach. Das kaiserliche Heer zog sich von der Donau an den Rhein; König Ferdinand versah Freiburg mit einer Besazung, reiste nach Breisach, nahm die Festung in Augenschein und traf eine Reihe neuer Vertheidigungsanstalten. Aber ein Jahr verfloß ohne besondere Ereignisse, nur bemerkte man, daß sich die Franzosen und Schweden mit großer Thätigkeit zum Kriege rüsteten. Bald genug sollte er ausbrechen. Der Herzog Bernhard von Weimar erschien im Jänner sechszehnhundert sieben und dreißig mit schwedischem und französischem Volke am Oberrhein. Er bemächtigte sich der vier Waldstädte, erzwang die Uebergabe von Freiburg, und legte sich nun vor Breisach, den einzigen Plaz, welchen die Kaiserlichen im Breisgau noch inne hatten.“

„Man gab sich zwar alle Mühe, die Belagerung zu hintertreiben, oder möglichst zu erschweren; die Schweden aber besiegten jede Schwierigkeit. Sie schlossen die Stadt von allen Seiten ein und schnitten ihr die Zufuhr ab. Vergeblich nahte sich dreimal ein kaiserliches Heer, um sie zu entsezen, oder ihr wenigstens Lebensmittel zuzuführen; der Herzog trieb es immer siegreich zurück. Indeß hatten sich die Belagerten zwar unangreifbar verschanzt; aber die Hungersnoth, welche wegen früherer Verschleuderung der Vorräthe eingerissen war ([19]), nahm mit jeder Stunde fürchterlicher überhand, und zwang endlich den Kommandanten, zu kapituliren ([20]). So gieng Breisach, nach einer viermonatlichen Belage-

(19) Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß man dem Kommandanten von Reinach die Verursachung dieser Hungersnoth zuschrieb, da er vor der Belagerung einen großen Theil des aufgehäuften Proviants zu seinem Vortheile verkauft haben sollte. Soviel bleibt richtig, daß er viele Wagen voll nach Freiburg lieferte, da es vielleicht den Anschein hatte, als ob man zu Breisach nicht so bald eine Belagerung werde befürchten mussen.

(20) Der Verfasser der „Geschichte von Vorderöstreich“ vergleicht die ver-

rung, unbezwungen durch Waffengewalt — als trauriges Opfer verzweiflungsvoller Noth, an den Feind über! Die noch etwa vierhundert Mann starke Besazung erhielt freien und ehrenvollen Abzug, die Stadt aber sichere Verbürgung ihrer Freiheiten und Glaubensform. Hierauf hielt Herzog Bernhard seinen feierlichen Einzug, versah die Festung mit neuem Vorrath und bezog sodann die Winterquartiere.«

Breisgau und Elsaß lagen jezt dem weimar'schen Helden völlig offen; es entsprach seinem kühnen Geist, jenen Plan weiland Rudolfs von Habsburg zu erneuern, und in diesen herrlichen Landen, welche ihm das Glück der Waffen zugetheilt, ein mächtiges Fürstenthum zu gründen, als

---

zweiflungsvolle Noth dieser Belagerung mit derjenigen von Samaria und Jerusalem, und der Sammler der (handschr.) »Annalen des Klosters St. Peter« ruft jammernd aus: »O quis non dicat, quis non credat, Jeremiam suis lamentationibus lacrimabiles nobilissimae civitatis, *dominae Brisgaviae*, miserias planxisse«! Die gleichzeitige (handschr.) Chronik des basel'schen Kaplans Mallinger enthält ein »Verzeichniß etlicher denkwürdigen und zum Theil sonsten in historiis nicht viel erhörter Sachen, so sich in der Belägerung der Hauptvestung Breisach vom 18 Augusti bis auf den 19 Decembris begeben, von einem hohen und vornehmen Offizier zur Gedächtniß aufgeschrieben«, woraus wir Folgendes mittheilen, was mit den Nachrichten des breisachischen Kapuziners bei Kolb und jenen im *Theatrum Europ.* III, 1026. ziemlich übereinstimmt:

»Erstlich ist ein Sester Waizen verkauft worden per 8 Ducaten, einer für einen Pelz, so per 40 Reichsthaler erkauft worden, und einer für ein Kleinod von 40 Ducaten Werth. Alsdann hat man bei mehr herannahender Noth für einen Sester Waizen 100 Ducaten angeboten, solchen aber nicht erlangen mögen. Für einen Sester Korn hat man 40 Gulden, für Gerste 9, für Haber 50, Linsen 9, geröllten Hirs 8, und für ein Viertel Kleien 100 Gulden bezahlt. Ja, welches noch mehr, so hat ein Bek aus einem Viertel Kleien verbachen und erlößt 132 Gulden. Item ein Pfund klein Brodt hat gegolten 18 Batzen, für einen Laib aber und ein Maß Wein ist ein güldener Ring mit einem köstlichen Diamant geben worden. Ein Pfund Roßfleisch hat 5 Schilling, ein Stück gekochte Pferdhaut eine Hand breit 1 Schilling 6 Pfenning, ein Pfund Hundsfleisch 5 Batzen, ein Kürbis 2 Gulden, ein Pfund Saltz 12 Batzen gekostet. Desgleichen sein auch viel Ratten und Mäus gefressen und um ein unglaublich Geld verkauft worden. Den 24 November ist in dem Stokhaus ein gefangener Soldat gestorben, und als ihn der Profos wollen begraben lassen, haben ihn die andern gefangen, den Todten genommen, zerschnitten und gespeist. Es haben Etliche in dem Stokhaus Löcher mit den Fingern in die Mauer gemacht, sich damit zu erlaben. Es seind auch zwei todte Menschen in einem Grab aufgeschnitten, das Eingewaid ausgenommen und gessen worden. Es seind an einem Tag drei Kinder gessen worden. Es haben etliche Soldaten eines Pasteten-Beker Knaben ein Stück Brodt versprochen zu geben, er solle mit ihnen in

dessen Mittelpunkt und Hauptsiz die Stadt Breisach ersehen war ([21]). Alle Umstände schienen dem Unternehmen günstig, und man mochte am Wiener Hofe sehr befürchten, daß es gelingen werde. Aber was sind wir Sterblichen! Mitten in dem süßen Traum seiner Plane wurde der Herzog vom Tode ergriffen, und die Ereignisse nahmen einen Gang, welchen Niemand vermuthet hatte.

Ein Bündniß zwischen Oestreich und Spanien zur Wiedererlangung Breisachs und des linken Rheinufers kam leider zu keinem Erfolge. Dagegen wurde von Seiten Frankreichs Alles aufgeboten, den Plaz mit den übrigen weimarischen Eroberungen von den Erben des Herzogs an sich zu bringen. Man erreichte auch, troz der Gegenbemühungen Schwedens, glücklich seinen Zweck; im Herbste des Jahres neun und dreißig leistete die breisachische Besazung den Eid an Frankreich, und „nach einmal eingeseztem Fuße hielt man sich daselbsten so fest“, daß der westphälische Friede „die Hauptfestung Breisach mit dem ganzen Elsaße und Sundgau“ der französischen Krone für bleibend zuerkannte ([22]).

Jezt klang es bitter ironisch, wenn man Breisach nach alter Gewohnheit „das Kissen des Reiches“ oder „den Schlüssel Deutschlands“ nannte ([23]). Zwar wurde die Stadt in Folge des Ryswiker Friedens an Oestreich wieder zurück gegeben ([24]); aber schon im Jahre siebzehn-

---

das Lager gehen, als er aber dahin kommen, haben sie ihn gemezget und gefressen. Es seind auch acht namhafte Burgerskinder verlohren gegangen und vermuthlichen ebenso aufgefressen worden, wie viele Fremden- und Bettlerskinder. Den 10 Dezember ist wieder in dem Stokhaus ein Soldat gestorben, und als ihn der Profos wollen begraben lassen, seind die andern mit Gewalt über den Todten hergefallen, haben ihn zerrissen und rauh gefressen. Leztens hab ich mich verwundert, daß sich Etliche drei, vier, ja fünf Wochen, nur mit blosem warmen Wasser und Salz erhalten haben, welche aber doch zulezt unversehens Todes verfahren, vorhin aber mit einer Geschwullst am Kopf und Schenkel behaftet gewesen“.

(21) Verschied. handschriftl. und gedruckte Nachrichten aus damaliger Zeit, unter Leichtlens hinterlass. Papieren auf der Universiäts-Bibliothek zu Freiburg.

(22) Iselin's Lex. I, 624. Westphäl. Friedenstraktat, Art. XI, §. 73.

(23) Ueber dem Rheinthore fand man ehedem folgende Inschrift:

„*Limes* eram Gallis, nunc *pons* et *janua* fio.
Si pergunt, Gallis nullibi limes erit“.

(24) Zwei Jahre hatte sich Louis XIV gegen die Evakuation der Festung gesträubt, bis er endlich am 20ten März 1700 von Versailles aus an den breisachischen Kommandanten de la Cithardye die Ordre erließ: „Il est de nostre intention, que vous rendiés la ville *Brisac* dans l'état qu'il est le 1 d'avril, à nostre frère l'Empereur“. Arch. Akten von 1700 bis 1797.

hundert und drei fiel sie durch Verrätherei oder Leichtsinn abermals in die Hände Frankreichs! Es war im spanischen Erbfolgekrieg, dessen erster Schauplaz sich im Rheinthal eröffnete. Nach der Schlacht bei Friedlingen hatte der badische Held, Ludwig Wilhelm, die Besazung von Breisach verstärkt und war ruhig in die Winterquartiere gezogen, als die Franzosen unvermuthet über den Rhein fielen und nach einem glücklichen Feldzuge durch Schwaben vornehmlich diese Stadt belagerten. Im August wurden die Trancheen aufgethan und im September geschah die Uebergabe — zum Erstaunen von Europa ([25])! Die Schuld fiel auf den Kommandanten von Arco, da er entweder so leichtsinnig oder vom Feinde bestochen war; ein Kriegsgericht verurtheilte ihn zum Tode ([26]).

Diesen Verlust der alten Schwesterstadt konnte man zu Freiburg nicht verschmerzen, und der dortige Befehlshaber unternahm es, sie durch eine ähnliche List, wie vor sechshundert Jahren Herzog Hermann, dem Feinde wieder zu entreißen. Das kühne Unternehmen glückte auch bis zum lezten Schritte, wo ein geringer Umstand es verrieth und vereitelte ([27]). Breisach blieb also in französischer Gewalt, bis der Friede von Rastatt es dem Erzhause wieder zusprach, worauf Kaiser Karl der Sechste die Festungswerke erneuern und erweitern ließ.

Ohne Nuzen aber sollte diese Erneuerung seyn. Denn als beim Aus-

---

(25) Wie P. Baumeister (Comp. Act. S. Petri II, 549) sagt: »quae *insperata* deditio totam Europam in stuporem dedit«.

(26) Vergl. Kreuter II, 394.

(27) Kreuter erzählt es folgendermaßen: „In der Nacht des 9ten Wintermonats 1705 rückte Oberst Thanner mit 2000 Mann und vielen Heuwägen aus Freiburg gegen Breisach. Unter diesem Heu war bewaffnete Mannschaft verborgen; die Offiziere in Bauernkleider gehüllt, führten die Wägen. Mit Tagesanbruch kam der Zug unter dickem Nebel bis an die Stadt. Niemand vermuthete eine Kriegslist; man sah die Heuwägen als Futterlieferungen des Landes an. Drei davon waren schon glücklich in die Stadt gekommen, und der vierte stund auf der Zugbrücke vor dem Thor. Es war ein Unglück, daß ein Franzos, welcher die Ausbesserung der Festungswerke zu besorgen hatte, den verkleideten Offizieren begegnete, auf selbige Verdacht warf, und sie am Eingang in die Stadt verhindern wollte. Diese aber ergriffen ihn, und warfen ihn in den Stadtgraben. Hiedurch entstund ein Lärm; die Mannschaft in den Heuwagen glaubte, daß der Zeitpunkt da sey, ihr trojanisches Pferd zu verlassen. Es war aber zu früh. Die ganze französische Besazung widersezte sich dem kleinen Haufen, schloß die Thore, und machte Alles, was schon in der Stadt war, theils nieder, theils zu Gefangenen. — Der Oberst Thanner muß die größte Schuld dieses mislungenen Unternehmens tragen; er wird in's Gefängniß geworfen und befreit sich durch eine Kugel von seinen Banden“.

bruche des östreichischen Erbfolgekriegs die Franzosen Miene machten, den Breisgau zu überfallen, befahl Maria Theresia dem Kommandanten von Rodt, die Festung schleifen zu lassen. Breisach wurde also ausgeleert und der ganze Kriegsvorrath nach Freiburg geführt, worauf man unverweilt die Zerstörung der Festungswerke begann ([28]). Was aber die Hand der Oestreicher noch verschonte, das vertilgten vollends die Franzosen, nachdem sie im Jahre vier und vierzig wirklich über den Rhein gesezt und Freiburg erobert hatten.

Die fernern Schicksale von Breisach als einem in militärischer Beziehung noch immer wichtigen Plaze, lesen wir bei Kolb ([29]) in folgender Schilderung: „Nach geschleiften Festungswerken wurde auch die Jochbrücke über den Rhein aufgehoben, und die Einwohner mußten sich kümmerlich durchbringen, bis endlich im Jahre acht und sechszig ein Bataillon vom kaiserlichen Infanterie-Regiment Migazi daselbst einquartirt wurde, wodurch sie sich allmählig etwas erholten. Später erlangte die Stadt selbst wieder einigen Wohlstand, da sie vom Jahre vier und siebzig an, wo ein Bataillon des fürstenbergischen Regiments einrückte, fast immer ein Bataillon vom kaiserlichen Landregiment Bender in Besazung hatte. Allein plözlich brachte ihr die französische Revolution von allen erlebten Schlägen den tödtlichsten bei. Am fünfzehnten September siebzehnhundert drei und neunzig schossen die Franzosen aus dem Fort Mortier und aus mehreren am Rheinufer angelegten Batterien, durch alle Gattungen des groben Geschüzes, beinahe die ganze obere und untere Stadt in einen Schutthaufen zusammen ([30]). Im Jahr sechs und neunzig aber, nachdem die nothwendigsten Gebäude wieder hergestellt waren, wurde Breisach vom Feinde verschanzt, und im Jahre

---

(28) Chronik v. St. Peter IV, 1257. Vergl. Kreuter II, 445.

(29) Topogr. Lex. von Baden, Art. Breisach.

(30) Dieses schildert ein „Aufruf zu Unterstüzung der verunglückten Bewohner von Altbreisach“, welcher von dem freiburgischen Präsidenten von Summerau in gedruckten Exemplaren an alle benachbarten Obrigkeiten versendet wurde, mit folgenden Worten: „Durch den unmenschlichen Plan der Franzosen ist die Stadt Altbreisach vom 15ten bis 19ten dies' Monats durch ununterbrochenes und heftiges Bombardiren in Schutt und Asche gelegt worden. Aller Widerstand der kaiserlichen Truppen war fruchtlos. Zwar bestrebte man sich von einer Schanze in der Stadt und von der Batterie auf dem Ekhardsberg durch unaufhörliches Feuer die feindlichen Batterien zu zerstören und ihre Kanonen zum Schweigen zu bringen; aber das feuerfeste Fort Mortier trozte jedem Bestreben der kaiserlichen Artillerie, und der ruhmwürdigen Standhaftigkeit der übrigen Mannschaft. Retten

neun und neunzig viele Monate lang vergeblich blokirt. Neue Verschanzungen in den Wintern achtzehnhundert eins und fünf, und die Eröffnung des alten Rheinbettes auf ihrer Ostseite, wodurch sie abermals zu einer Insel ward, verriethen die Absicht der Franzosen, diesen alten Zankapfel sich aufs neue zueignen zu wollen. Die Verhältnisse indessen änderten sich, und der Preßburger Friede theilte Breisach dem neuen Kurfürsten von Baden zu".

Beinahe ein halbes Jahrhundert ist nun seit jener grausamen Zerstörung verflossen, und die glückliche Friedenszeit, welche das Vaterland seit fünf und zwanzig Jahren genießt, hat auch der Stadt Breisach manche Wunde vernarben und sie derselben vergessen lassen — aber wenn du ihre Mauern betrittst und dein Auge über die verschiedenen Stadttheile hinwirfst, so wird der Anblick eine schmerzliche Empfindung für dich seyn. Neben dem frohen Segen, neben dem heitern Anbau der Gegenwart, ruhen noch überall die Trümmermale der unglücklichen Vergangenheit; noch überall erblickt man zwischen den neuen Wohnungen schwarze Mauerwände, und die Höhlen gesprengter Gewölbe, zuweilen von wuchernden Grün bedeckt, welches der einzige Schmuck ihrer düstern Nacktheit ist. Gerne wendet sich das Auge wieder hinweg aus diesem sonderbaren Gemische von Leben und Tod, und erlabt sich an der Harmonie der blühenden Umgebung.

---

konnten die armen Bewohner, außer ihrem Leben, nichts mehr; denn die Zerstörung geschah zu unvorgesehen, zu plözlich! Sie suchten die Ihrigen, zerstreut durch Kugeln, Bomben und Flammen, und fanden sie betäubt, zusammen geworfen vom Unglück — sie flohen zu den benachbarten Orten und flehten um Obdach, um Nahrung und Kleider". Man bath um milde Beiträge; aber zu gleicher Zeit nahm das Unglück der Kehler das Mitleid des Landes fast noch mehr in Anspruch.

Kurzer Abriß der Geschichte
des
Klekgaues.

Wenn man vom Städtchen Stühlingen aus den hohen Randen besteigt, so eröffnet sich rechter Hand dem Blicke beinahe der ganze Klekgau (1), eine an den Vorhügeln des Schwarzwaldes gelegene, fruchtbare und wohlbebaute Landschaft. Die alten Grenzmarken dersel-

(1) Schreibt man Klettgau oder Kleggau? Darüber haben sich ehedem die schwarzenbergischen Beamten in Thiengen sehr ergözlich abgestritten. Aber das Licht ihrer vaterländischen Gelehrsamkeit ließ sie im Dunkeln, und läßt auch uns darin. Daher muß ich (nur mit einer kleinen Buchstabenänderung) abermals fragen: Schreibt man Klet- oder Klek-Gau? Es wäre mir ein Leichtes, dem Leser „urkundlich“ zu beweisen, daß man Klekgau schreiben müsse, wie ich bisher gethan. Aber, offenherzig gestanden, ein Andrer könnte eben so „urkundlich“ darthun, daß der Name eigentlich Klet-Gau heiße. Die „diplomatische“ Entscheidung der Frage hängt nämlich von der Einsicht zweier Original-Urkunden ab, welche weder ich, noch mein Gegner, noch unsere Leser so leicht erlangen könnten.

Die erste und maßgebendste dieser Urkunden ist nichts Geringeres als — das Testament Karls des Großen vom Jahr 806. Dort heißt es nach dem Auszuge bei Neugart, daß der Kaiser das fränkische Reich zwischen seinen Söhnen Karl und Pippin so getheilt habe, daß die Scheidgrenze beider Theile durch die Enge, zwischen dem »Chletgowe« und »Hegowe« ziehe. Da nun auch in dem neugart'schen und herrgott'schen Abdruck einer St. Galler Urkunde vom Jahr 912 die Schreibart »*Cleth*-gowe« vorkommt (wie in den laßbergischen Abdrücken der freilich viel jüngern Stiftungsbriefe des Klosters Allerheiligen zu Schafhausen, auch die einfachere »*Clet*-gawe«), so fragt sich's, sind hier etwa nicht im Abschreiben die Buchstaben c und t verwechselt worden, was bei der Schriftart des 9ten und 10ten Jahrhunderts leicht der Fall seyn kann? Andere Urkunden schreiben, wenn auch niemals *Clec*- doch öfters *Clech*-gowe, und dieser Kehlenlaut mußte sich wohl später in ein g verwandeln, wie denn bei weitem die meisten, und namentlich die rheinauischen Dokumente die Schreibart *Cleggowe* oder *Chleggowe* haben. Wir folgen also dem überwiegenden K-Laut und schreiben, wie Johann von Müller, vorerst noch immer „Klek-Gau.“

ben zogen sich von dem Bächlein Urwerf bei Schafhausen durch die Enge, vorbei das Oerlivar und Randenburger-Eck, an die Wutach, wo dieselbe unterhalb des Westerholzes das Schleitheimer Wasser aufnimmt, alsdann mit der Wutach in den Rhein und mit diesem zurück bis wieder zum Urwerf (2). Also ist der Klekgau im Osten und Süden durch den Rhein vom Thurgau, im Norden und Westen durch die Wutach vom Albgau, gegen Nordost aber vom Hegau durch den Fuß des Randen getrennt.

Zwei Arme dieses Gebirges durchziehen ihn dergestalt, daß sie seiner Länge nach ein großes, breites Thal bilden, wohin man vom Hegau durch die Enge gelangt, und welches sich bei Lauchringen in den Albgau fortsezt. Bewässert ist es vom Klingen- und Schwarzenbach, deren verschiedene Quellen sich aus vielen kleinen Nebenthälern in der Ebene sammeln. Zwischen der starken Beugung des Rheins oberhalb Eglisau und dem südlichen Gebirgsarme liegt eine nicht unbeträchtliche Hochebene, welche der fruchtbarste Theil des Landes ist und von dem Dorfe Rafz ihren Namen hat. Der ganze Flächeninhalt des Klekgaues beläuft sich auf ungefähr sechs Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von achtzehn bis zwanzig tausend Seelen (3).

Frägt man die alten Chroniken, woher dieser Gau seinen Namen erhielt, und wer ihn ehedem wohl bewohnt habe, so antworten sie mit Fabeln (4). Wir erinnern an die Kelten, Helvetier und Marko-

---

(2) Dieser Grenzbeschrieb ist aus einem kaiserlichen Lehenbrief von 1490. Nach andern damaligen Urkunden lag zwischen dem Hegau und Klekgau eine „Mundat“, das heißt ein gefreiter (von der Gerichtsbarkeit der angrenzenden Gaue ausgenommener) Bezirk, eine Immunitas, welche ungefähr das Terrain des hohen Randen in sich begriff.

(3) Der gegenwärtige Klekgau zerfällt in den badischen, schafhausischen und zürichischen. Er enthält im Ganzen 9 ehemalige Herrschaften und Vogteien, darin 3 Städte, 50 Flecken und Dörfer, 40 Weiler, Höfe, Mühlen und Ziegelhütten, 7 Schloßruinen und ungefähr ebensoviel bewohnte Schlösser. Der badische Antheil hatte nach der Zählung von 1833 beiläufig 13,000, der schweizerische dagegen nach einer schon früheren bei 15,000 Seelen.

(4) Der alte ehrliche Rüeger sagt in seiner Chronik: „Das Klettgau ist schön, lustig, wohlerbauen und fruchtbar; sein Name aber kommt von dem schweren, lettigen Boden her“. Er meint also, die Landschaft, deren Erdreich lehmig ist, habe Lettgau geheißen, welches unsere Altvordern in ihrer rauhen Zunge mit einem H oder Ch aussprachen, wie sie auch anstatt Ludwig immer Hludewig oder Chlodewik sagten. Chlettgowe wäre demnach die ursprüngliche Form des Namens. Mit dieser simpeln Erklärung konnten sich aber die Gelehrten der damaligen Zeit nicht begnügen. Der Name

mannen, beginnen aber unsere Geschichte erst mit den Römern. Diese hatten im Klekgau zwei Heerstraßen, die eine aus Helvetien nach der Baar, die andere nach dem Hegau. Wo sich beide trennten oder durchkreuzten, unweit der Wutach, auf einer sachten Anhöhe, bei dem Hei-

---

mußte aus den Klassikern erklärt seyn. Hatte man ja im Cäsar die Latobrigi und Tulingi als Nachbarn der Helvetier, wer konnten diese Stämme anders seyn, als die Kletgauer und Stühlinger? .

Das lag auf der Hand, und Jahrhunderte lang glaubte kein Mensch anders, als daß man „Kletgau“ mit pagus *latobricus* übersezen müsse. Nur hatte Tschudy eine etwas abweichende Ansicht in der Namenserklärung, die ein Meisterstück von etymologischem Scharfsinn ist. Der in mittelalterlichen Urkunden sehr bewanderte Mann wußte nämlich, daß der Klekgau auch die „Grafschaft Altenburg“ genannt wurde von der alten Malstatt am Eingange der Schwabenau, wo man jezt noch römische und germanische Ueberbleibsel entdeckt. Er erhob also dieses Altenburg zum Hauptorte des pagus latobricus, und räsonnirte: Bekannt ist, daß das gallische *Brig* oder *Brog* das deutsche Burg bedeutet, und daß bei alten Namen im Munde des Volks häufig die Buchstaben versezt wurden, wie eben in *brog* das r und o, wodurch *borg* entstund, so in *lato* das l und a, welches sich zu *alto* gestaltete. Und nun — wen überrascht das Ergebniß nicht? Die gallischen *Latobrogi* sind die deutschen *Altoborgi*!

Während aber Willimann in seinem tazitusischen Latein noch dreist und getrost in die gelehrte Welt hinaus schrieb: *Latobrigi* partim Schafhusanis partim austriacis principus subjecti; cetera Sulzenses pro comitatu habent“, gab Klüver derselben Welt den Schnizer zum Besten, welchen die gelehrten Herren bisher im Cäsar gemacht hatten. Es heißt nämlich dort im ersten Kapitel des ersten Buches: „Die Helvetier übertreffen die übrigen Gallier an Tapferkeit, weil sie fast täglich mit den Germanen, welche jenseits des Rheines wohnen, in Fehde gerathen, da sie dieselben entweder von ihren Grenzen abhalten, oder auf deren Boden selbst den Krieg führen.“ Nun haben die Helvetier nur vom Bodensee an bis zum Rauracherlande den Rheinstrom berührt, gerade dem Klek- und Hegau gegenüber; Cäsar aber nennt die Latobriger Freunde der Helvetier — wie konnten sie also dieses Rheinufer bewohnt haben!

Klüver findet die Heimath der Latobriger im Wallis und mag recht haben; wenigstens suchen auch die neuesten Forscher dieselbe im schweizerischen Hochgebirg. Indessen konnte Klüvers Kritik Viele in ihrem Glauben an den pagus latobricus keineswegs wankend machen, und wir sehen noch eine Reihe von Landkarten aus dem vorigen Jahrhundert, wo zwischen Waldshut und Schafhausen die Latobrigi und Tulingi brüderlich neben einander ruhen. Lassen wir sie ruhen, und gehen zu einem zweiten Meisterstücke über, das in Erklärung des klekgauischen Namens gemacht worden.

Nachdem Einige versucht hatten, den Klekgau zu einem Weidling-Gau zu stempeln, da das altdeutsche Gleg ein kleines Fahrzeug bedeute, wie deren

denhof, liegen die Trümmer eines römischen Kastells (5). Noch weitere Spuren der Römer sind hin und wider am Randen, bei Altenburg, bei Rheinau, bej Kaiserstuhl. Es mochte auch hier ein ziemlicher Anbau durch die Eroberer aufgekommen seyn; aber sein Flor zerfiel mit ihrer Herrschaft.

Die Alemannen, so rauh, so freiheitsstolz und gewaltig, wie irgend ein deutscher Volksstamm, zerstörten Alles, was an die römische Beherrschung erinnerte. Es fielen die Städte, die Kastelle, die Tempel; nur die Hütte des Landmanns blieb verschont, weil er sich ohne Widerstand unterwarf. Es erfolgte sofort die Theilung des Landes nach dem Geseze der Eroberung; der siegreiche Fremdling erschien als Herr, der unterworfene Eingeborne als dessen Hintersaß und Knecht. Die alten Geschlechter starben aus, die jungen gewöhnten sich aneinander; die Interessen, mehr und mehr, näherten und verschmolzen sich. Hiedurch gewann der Anbau einen neuen Charakter; aber bei der Vorliebe des Alemannen zur Jagd und Viehzucht mußte er Jahrhunderte auf derselben Stufe verbleiben, ohne die Einmischung eines neuen Elements.

Dieses brachten die Franken durch ihre Monarchie und das Christenthum. Die Alemannen waren bei Zülpich von ihren Nebenbuhlern besiegt und zinsbar gemacht worden; aber sie behielten ihre altererbte Verfassung unverkümmert, und zogen nur Vortheil aus der Verbindung mit dem größern Staat. Die politischen Verhältnisse wurden geregelter, die ökonomischen mannigfaltiger und besser. Besonders wichtig war einerseits die Errichtung der Gaue, anderseits die Anstalt der königlichen Meierhöfe, jene als politisches Band, diese als ökonomisches Vorbild.

---

in unserer Gegend auf dem Rheine gebräuchlich seyen, während Andere sich wieder an Rüegers „Lettgau“ hielten, trat der Professor Spreng in Basel auf, und warf durch seine geniale Erklärung alles Bisherige über den Haufen. Die Klekgauer, sagte er, sind allerdings die alten Latobriger, welche auch Laco- oder Clacobrigi geschrieben wurden. *Clac* aber oder *Lek* (also *Ch-lek*) heißt Spalt zu deutsch, und *Brig* heißt Berg. Man betrachte nur die natürliche Beschaffenheit des klekgauischen Gebirgs, es ist durchgehends und charakteristisch in Platten getheilter oder gespaltener Kalkfels; die latobrigischen Klekgauer hießen also weder „Lettgauer“, noch „Weidlinggauer“, sondern Spaltberger. Soweit können's gewisse Gelehrte treiben!

(5) Man fand daselbst eine Büste des Kaisers Septimius Severus und mehrere Backsteine mit dem Zeichen der XI und XXI Legion. Zuverläßig hatten die Römer auch auf dem Gipfel des Küssachbergs einen Wartthurm, da sie von dortaus den Rheinübergang bei Tenedo (die heutige „Burg“ bei Zurzach) am besten beherrschen konnten.

So bestund auch im **Klekgau** eine besondere Grafschaft mit ihrem Gaugericht, lange Zeit unter wechselnden Grafen, bis ihre Rechte erblich an die Ahnen des Hauses **Habsburg** gediehen (6). Königliche Grundstücke aber und Maierhöfe lagen durch die ganze Landschaft zerstreut, theils als ursprünglich herrenloses Land, theils als eingezogenes Gut geächteter Verbrecher oder ausgestorbener Familien.

Noch mehr aber wurde der Fortschritt der Kultur durch das **Christenthum** befördert. Die Alemannen erhielten es von ihren Ueberwindern nicht als Diktat, sondern durch Lehre und Beispiel. Das alemannische Heidenthum war hartnäckig genug gewesen, aber die irische Mission vertilgte es bis auf die lezte Spur. Nachdem der heilige **Fridolin** zu Säckingen und der heilige **Gall** am Bodensee eine Schule christlicher Lehrer gegründet, erhob sich zwischen beiden eine dritte, das Kloster **Rheinau**. Es soll eine Stiftung der Welfen seyn. Mit ihm stund der **Klekgau** in nächster Berührung; die Grafen, der Adel, das Volk thaten mancherlei Schenkungen an die Abtei, oder gingen Gütertausche mit derselben ein, oder wurden ihr durch Lehen verbindlich (7). Am reichsten aber haben die Könige sie beschenkt; **Ludwig** der Deutsche vermachte ihr alle Nuzungen, welche der Edle Odilos in vierzehn **klekgauischen** Dörfern und Höfen bisher genossen (8), und **Heinrich** der Heilige alle Lehen des geächteten Dynasten Othram (9). So blühte Rheinau freudig empor, während auch seine uralte Tochterzelle im Alb-

---

(6) **Wann** dies geschah, ist nicht zu bestimmen, daß aber der Gründer von Habsburg, Graf **Ratbod**, die **klekgauische** Grafschaft schon besessen habe, bezeugen die Urkunden bei **Herrgott** (cod. I.) und daß dieselbe in seinem Haus fortgeerbt, und nicht erst später etwa wieder an Habsburg gediehen sey, lehren die acta *murensia* beim Abt **Tschudi** (vindic. pag. 86).

(7) So z. B. vermachte **Rinlos** im Jahr 844 dem Stift all' sein Gut in **Lauchringen** unter dem Bedinge eines stiftischen Leibgedings zu **Tezeln**. Im Jahr 872 trat Graf **Gosbert** seine Güter und Zehnten zu **Erzingen**, **Trasedingen**, **Rechberg**, **Jestetten**, **Hofstetten** und **Balm** dem Kloster für weit geringere zu **Rafz**, **Lotstetten** und einigen thurgauischen Orten ab. Im Jahr 876 schenkte ihm **Othram**, bei seiner Abreise ins heilige Land, all' sein Gut zu **Weißweil** und **Erzingen**, wie 892 Abt **Gosbert** sein Eigenthum zu **Rheinheim** und **Eglisau**.

(8) Nämlich in **Gächlingen**, **Sieblingen**, **Hofstetten**, **Jestetten**, **Altenburg**, **Balm**, **Schwabenau**, **Rafz**, **Wolfensreute**, **Wilchingen**, **Haslach**, **Erzingen**, **Weißweil** und **Lauchringen**.

(9) Dieser **Othram** war, wie der obige vom J. 876, sicherlich ein Ahnherr der spätern Herren von **Weißenburg** (bei Weißweil), welche mit **Lüthold** und **Notker** im eilften Jahrhundert erloschen.

thal auf dem Schwarzwald unter dem Patronate des heiligen Blasius zur selbstständigen Abtei heranwuchs. Als zweites Gotteshaus aber unmittelbar an der klekgauischen Grenze erhob sich zu Schafhausen die Stiftung der Grafen von Nellenburg, das Kloster Allerheiligen (10), dessen Einfluß auf die Nachbarschaft von gleicher Bedeutung war.

Zwischen so blühenden Klosterkirchen mußten im Klekgau bald auch verschiedene Dorfkirchen entstehen. Wir können annehmen, daß Hallau, Jestetten, Lottstetten, Rafz, Neukirch, Erzingen, Griesheim, Bühl, Lauchringen, Thengen und Rheinheim uralte Pfarreien sind, welche von den Enkeln ihrer Gründer an die benachbarten Stifte verschenkt oder verkauft wurden. Hieraus schließt man auf einen tüchtigen Fortschritt der Bevölkerung und Kultur. Wirklich war schon in der frühesten Zeit bis auf die Höhe des Randen einiger Anbau gedrungen, während am südlichen Abhange des Küssaberg vielleicht seit der Römerherrschaft Wein- und Obstgärten blüheten. Da der Landbau damals neben der Jagd den einzigen Gewinn gab, mußte er um so eher verbreitet werden. Es geht aus den Urkunden und Chroniken deutlich hervor, wie in den Thälern des Klekgaues viele einzelne Ansiedelungen zu Weilern und Flecken sich erweiterten, wie auf den Hügeln die Thürme der Herren sich allmählig erhoben, und alle Verhältnisse des Landes sich aus den alten Hindernissen hervorarbeiteten.

Vom klekgauischen Adel saß der älteste und mächtigste auf Küssachberg und zu Weißenburg. Neben diesen Dynasten blühete eine Reihe von ungefähr zwanzig Geschlechtern. Die von Balm, Dienstmannen des Hauses Regensberg, hatten ihre Burg auf einem Bühel am Rheinufer, gegenüber der Abtei Rheinau. Nördlicher, am Eingang des Rafzerfeldes, eine Stunde von Schafhausen, in einer sehr schönen und fruchtbaren Gegend, lagen über dem Dorf Jestetten, zwei Schlösser.

---

(10) Die Gründung dieses Klosters geschah durch Graf Eberhard und dessen Gemahlin Ida, ungefähr im Jahr 1052. Der fromme Herr, wie uns die „Erinnerungen aus der Geschichte von Schaffhausen“ (bei Hurter, 1834) sehr unterhaltlich mittheilen, soll bei der Betrachtung seines zeitlichen Reichthums zu sich gesagt haben: „Du mußt doch deinem Heiland, dem du alles schuldig bist, auch etwas Namhaftes davon geben, und ihn mit deinen Söhnen zum Erben einsezen. Aber wie das machen? — Nun, du mußt ihm ein Gotteshaus bauen.“ Dieses Stift wurde in der Nachbarschaft bald sehr begütert, und war schon im eilften Jahrhundert unter Abt Siegfried eines der berühmtesten Klöster in ganz Schwaben. Später gehörte bei weitem das meiste Klostergut im Klekgau entweder nach Rheinau, oder Sankt Blasien oder Allerheiligen.

Der jestettische Adel war vor andern zahlreich an Gliedern, und hat lang in verschiedenen Aemtern bei größern Herren, und unter mancherlei Wechsel des Glückes bestanden. Auch die Stadt Neukirch hatte ihr einheimisches Edelgeschlecht, wie weiter abwärts die großen Dörfer Erzingen und Griesheim. Jenseits des Gebirgs, bei Kaiserstuhl, wo das Rheinufer sich erhöht, und auf der schweizerischen Seite die Römer den aus dem Strom hervorragenden Fels mit einem Wartthurm besezt hatten, lag Wasserstelz, der alte Siz gleichbenannter Herren. Als sie erloschen, kam die Burg an ein schafhausisches Patriziergeschlecht. Ueberhaupt hat der zahlreiche Adel der Stadt Schafhausen im Klekgau die meisten Schlösser und Seßhäuser inne gehabt, wie die Burgen und Thürme zu Weil, Schnezberg, Helleghofen, Roßberg, Harbenkirch, Beringen, Haslach, Erlatingen und Randegg.

Aber all' diese einheimischen Geschlechter und allen Adel der Nachbarschaft übertraf sowohl an Reichthum, als an wohlerhaltener Freiheit jenes aus dem Steinachthal stammende Haus der Freiherren von Krenkingen. Frühe schon hatte es sich in den Hegau, in die Baar und zumal in den Klekgau verbreitet und um die Kultur dieser Gegenden vor andern verdient gemacht; ihm verdankt das Gotteshaus Riedern seinen Ursprung, Sankt Blasien die Beförderung des Fortgangs, die Stadt Thiengen, wo nicht ihre erste Aufnahme, doch viele Freiheiten, und lang ein ruhiges Glück. Vierhundert Jahre hindurch war der krenkingische Name im Ansehen, am meisten zur Zeit, als aus der weißenburgischen Linie Herr Diethelm den bischöflichen Stuhl zu Konstanz besaß, ein Mann, welcher durch seine Privattugenden eben so sehr hervorleuchtete, als durch seine Kenntniß der öffentlichen Geschäfte. Dieser, während er für Philipp von Hohenstaufen das Herzogthum Schwaben verwaltete, verschaffte seinem Haus die Kastvogtei des Klosters Rheinau, wodurch das krenkingische Ansehen im Klekgau und weiterhin vorherrschend wurde.

Das Kastvogteiamt bei reichen Stiften war seiner Vortheile wegen vom Adel so gesucht, daß oft lange und blutige Fehden darum geführt wurden. Am einträglichsten machten es gewaltige Herren, wenn schwache Prälaten aus Furcht oder Trägheit die weltlichen Angelegenheiten ihres Gotteshauses allein den Vögten überließen. Daher wiederholen sich in allen Klosterjahrbüchern die Klagen über den Misbrauch dieses Amtes. Das Stift Rheinau war ursprünglich im unmittelbaren Schuz des Reiches gestanden, aber Kaiser Heinrich der Vierte hatte die rheinauische Schirmvogtei den Grafen von Lenzburg übertragen, nach deren verderblicher Verwaltung sie wieder an das Reich zurückfiel, und sofort an

die Freiherren von Krenkingen gedieh. Diese aber überboten die lenzburgische Verwaltung noch. Wider alles Ansehen der Geseze und Verträge bedrückten sie das Gotteshaus und dessen Leute durch willkürliche Besteuerung und gewaltthätige Güterentziehung. Als endlich Rheinau in Abt Burkhard dem Zweiten einen Vorsteher erhielt, der seinem Amt bei den damaligen Zeitumständen gewachsen war, kam die Schuzvogtei vom Haus Krenkingen an das Reich zurück. Aber die Freiherren, obgleich durch Geld entschädigt, sezten ihre Verfolgungen fort; einer aus ihnen büßte dafür mit Ehre und Leben, den übrigen gab die Verwirrung des Zwischenreiches Gelegenheit, ihr Blut zu rächen. So lang wütheten sie ungestraft, bis König Rudolf der Erste ihre stärksten Burgen einnahm und brach.

Dreißig Jahre vor diesem Unfall des Hauses Krenkingen war in Graf Heinrich das küssabergische erloschen. Ueber die Erbschaft hatte sich Krieg erhoben zwischen Heinrichs Schwager von Lupfen und Bischof Eberhard von Konstanz, dessen Vorweser die Veste Küssaberg als Pfandschaft an das Hochstift gebracht. Diesen Krieg vertrugen erwählte Schiedsrichter dahin, daß dem Bischof die Veste blieb, der Graf von Lupfen aber durch das Lehen der Burg Stühlingen und vierzig Mark entschädigt wurde. Von dem an war kein mächtigeres Haus in solcher Nachbarschaft, als Lupfen; es bildete sich unter ihm sofort die Landgrafschaft Stühlingen, wie unter Habsburg-Laufenburg die Landgrafschaft Klekgau.

Der Stamm von Habsburg hatte sich durch die Enkel Graf Albrecht des Reichen in zwei Aeste getheilt. Bei dieser Theilung war der Klekgau dem jüngern zugefallen, welcher zu Laufenburg saß, und das traurige Bild eines zerfallenden Baues darbot, indeß der ältere die höchste Stufe der Macht und des Glanzes erstieg. Nachdem durch König Rudolf ein Haus Oestreich bestund, erscheint das habsburg-laufenburgische unter dessen Amtleuten, und es würde sich vollends in der Menge des östreichischen Adels verloren haben, wenn ihm nicht die klekgauische Landgrafschaft noch einen Schein fürstlicher Gewalt verliehen hätte.

Die Landgrafschaften aber entstunden damals durch die Aufhebung des Herzogthums Schwaben, welche die schwäbischen Großen dem Könige abgetrozt. Sie theilten sich also in die herzoglichen Rechte und kamen unmittelbar unter das Reich zu stehen, das heißt sie erschienen als Fürsten und Landesherren. Ihre Gaugerichte traten daher an die Stelle des herzoglichen Landgerichts, welches sich in ein kaiserliches Hofgericht verwandelt hatte und für jene die nächste Instanz war. Im Klekgau wurde das „freie, offene, kaiserliche Landgericht“ gehalten

am langen Stein bei Thiengen, oder in der Dicke, oder auf der Brücke zu Kaiserstuhl, von zwölf freien Männern unter dem Vorsize des Landrichters im Namen der Grafen von Habsburg-Laufenburg. Bei dem Zerfalle der gemeinen Freiheit aber fiel das Gericht endlich ganz in die Hand des Adels, und der gemeine Mann fand daran kein Recht mehr. Dieser Uebelstand veranlaßte den Grafen Johann, von König Ruprecht die Erlaubniß zu erwerben, das Gericht auch "ohne adelige Schöffen" zu besezen, und den Misbrauch des Zeugen-Mehr's abzuschaffen. Nach dieser Erneuerung bestund das klekgauische Landgericht noch bis in das vorige Jahrhundert, freilich mehr und mehr verkümmert, und endlich nur gleichsam noch in dem Amte des Landrichters, welcher zu verschiedenen Zeiten des Jahres die vornehmsten Vögte, bald in dieser, bald in jener Gemeinde versammelte, und sich mit ihnen, unter dem Vorsize eines fürstlichen Beamten, über mancherlei Angelegenheiten des Landes berieth (11).

Seit dem großen Zwischenreich, wo die schwäbischen Landgrafschaften ihren Ursprung nahmen, hatte sich neben ihnen und durch sie Vieles sehr geändert. Der kleine Adel, welcher zunächst die Oberkeit des Volkes bildete, war von zwei Seiten her ungemein beengt worden, hier von den mächtigen Landesherren und Fürsten, dort von den aufblühenden Städten. Die "Ehre" des Lehendienstes hatte den Stolz der Freiheit besiegt,

---

(11) Als im 16ten Jahrhundert die offene volksthümliche Gerichtspflege von der verschlossenen des römischen Rechts und des Kanzleiwesens verdrängt wurde (da jenes Sprichwort: "Recht muß man finden und nicht bringen" seine Kraft verlor), versammelte man auch das klekgauische Landgericht nicht mehr an den alten Malstätten "unter freiem Himmel", sondern in den Gemeinds- oder Wirthshaus-Stuben. Dieses war schon ein sprechendes Bild seines Zerfalls. Gleichwohl habe ich den alten Gerichts-Saal im Posthause zu Lauchringen nie ohne Ehrfurcht betreten können. Wie lebhaft erinnert er an den biedern und tüchtigen Charakter, der selbst noch im 16ten Jahrhundert den öffentlichen Volksverhandlungen das Gepräge eines Anstandes und Ernstes verlieh, wovon wir keinen Begriff mehr haben! Das machte aber der Rest von politischer Freiheit, dessen sich die damaligen Landschaften und Gemeinden noch erfreuten, der Rest ihres uralten Rechtes eigener und selbstständiger Gerichtsbarkeit, der Rest des deutschen Geschwornengerichts, um welches sie das unselige und schmachvolle 17te Jahrhundert betrog. Zu keiner Zeit hat eine Nation so Vieles eingebüßt, als wir durch den 30jährigen und die folgenden Kriege. Aber nicht die Wunden waren die verderblichsten, welche das Schwert des Feindes schlug, sondern die Freiheits-, die Rechts- und Ehrvergessenheit, worein die Erschöpfung und der politische Erfolg der Friedensschlüsse die Nation gebracht hat. Schämte man sich ja seiner eigenen Sprache, und verlernte sie!

der Glanz des Ritterthums war erloschen, die edle Kraft verzehrte sich durch Fehden, Prozesse und Schulden. Mehr und mehr sahe der Adel seinen alten Reichthum die Beute der Landherren, der Städte und Klöster werden. Umsonst trat er zur Aufrechthaltung seines Ansehens endlich in große Einungen zusammen: der Grundpfeiler seiner Macht, der adeliche Geist, war erloschen. Wider die aufblühenden Eidgenossenschaften des Volks und die Gemeinwesen der Städte hatte er nichts mehr als seinen Haß. Wie klein das Besitzthum auch zusammengeschmolzen, so groß wollte er gleichwohl immer noch leben. Und hiedurch kam es dahin, daß viele Herren, deren Väter wohl eher Kaisern und Herzogen getrozt, in der Freundschaft einer benachbarten Stadt ihre Rettung suchten. So war der klekgauische Adel zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts schon sämmtlich in Thiengen, Neukirch, Waldshut, Schafhausen und Zürich verburgrechtet oder ansäßig.

Die Freiherren von Krenkingen hatten ihre Herrschaft im Klekgau an König Albrecht verkauft; im Albgau waren beide Linien noch mächtig, bis mit Herrn Lütholds persönlichem Ansehen die lezte Stüze der Familie entschwand. Von seinen Enkeln verkaufte Diethelm das Mannlehen der Burg und Stadt Thiengen dem Bischof von Konstanz, seinem Lehensherrn. Der lezte Herr von Krenkingen starb in der Würde eines Abts zu Reichenau, im Jahre tausend fünfhundert und acht. Die Edlen von Balm hatten längst ihre Stammburg an das Haus Regensberg veräußert, worauf dieselbe unter Habsburg gedieh, und der Wohnsiz der Landgrafen wurde. Die Herren von Erzingen und Griesheim verarmten im Dienste Oestreichs. In gleicher Abnahme ihres Glückes waren die Edlen von Jestetten. Vom übrigen Adel sind noch viele Namen in den klekgauischen Urkunden, die uns aber nichts lehren, als daß sie einige andere überlebten.

Graf Johann der Vierte war ohne männliche Nachkommenschaft. Als er im Jahre tausend vierhundert und acht die Reihe seiner Väter beschloß, brachte Ursala, dessen einige Tochter und Erbin, die Landgrafschaft Klekgau mit den Herrschaften Krenkingen und Rothenburg an das Haus der Grafen von Sulz. Diese stammten aus der Gegend von Oberndorf am Neckar, wo sie ehedem große Güter besessen und lange Zeit als ein angesehener Adel geglänzt, bis bei dem allgemeinen Verfall der alten Familien, auch sie in Abnahme geriethen. Aber damals bewies aus ihnen Graf Herrmann, was ein einziger Mann durch Verstand und Muth vermöge. In den östreichischen Kriegen hatte er sich gebildet; die Herzoge, wegen seiner eifrigen Treue für ihr Haus, liebten ihn, er wurde ihr Vogt in den vorderen Landen, in fast allen Geschäf-

ten ihr Rath; so kam er zu Reichthum und Ansehen, seinem Sohne erwarb er dadurch die Hand der Erbtochter von Habsburg. Ueber zweihundert und achtzig Jahre haben hierauf seine Nachkommen mit mehr oder weniger Fähigkeit und Glück den Klekgau beherrscht.

Rheinau hatte bei dieser Veränderung seine Kastvogtei, welche seit dem Sturze der krenkingischen Gewalt von den Grafen zu Laufenburg verwaltet worden, dem Erzhause übertragen. Hierum erhob Graf Hermann wider das Gotteshaus eine Fehde, welche noch von seinen Enkeln fortgesezt wurde, bis Abt Eberhard der Zweite, nach dem Beispiele seiner Vaterstadt Schafhausen, sich in den Schuz der schweizerischen Eidgenossen begab.

Durch solche Fehden, worin der Adel meist unnüz seine Kraft aufopferte, artete auch seine Lebensart so sehr aus, daß bei der wachsenden Erbitterung zwischen Herren und Bürgern jene sich's zum Ruhme rechneten, das Handwerk des Straßenraubes wider diese geschickt zu üben. So hatten die Grafen von Sulz ulmisches Kaufmannsgut wegnehmen lassen, wofür sie Balm einbüßten; so schädigte Herr Bilgerin von Heudorf, östreichischer Vogt zu Laufen, unaufhörlich die Schafhauser, nachdem er aus Partheihaß ihre Stadt verlassen und vom Stift Konstanz die Pfandschaft Thiengen erworben hatte. Die Herzoge vertrauten zu sehr auf solche Männer, die durch ihren unbesonnenen Eifer dem Erzhause mehr schadeten, als ihre ganze Thätigkeit werth war.

Wie schlecht auch der Anfang in der Landesverwaltung gewesen, welche die Enkel Graf Hermanns nach achtjähriger Vormundschaft ihrer frühverwittweten Mutter gemeinschaftlich übernahmen, so glücklich dennoch hatten sie sich durch wohlbelohnte Dienste und kaiserliche Vergünstigungen allmählig aus ihren Schulden zu einem Wohlstande erhoben, der ihnen die Mittel zu mehreren brträchtlichen Erwerbungen gab. Hierunter waren namentlich die Pfandschaft der stiftkonstanzischen Stadt Thiengen und Veste Küssachberg, welche von jezt an als die Hauptorte des Klekgaues erscheinen, wiewohl die erstere außer den Grenzen desselben lag. An sie knüpfte sich auch fortan das Schicksal der Landschaft, soweit dieselbe dem Hause Sulz noch unterthan war.

Nichts aber wurde für den Klekgau folgenreicher, als das Burgrecht, welches Graf Alwig im Jahre vierzehnhundert acht und achtzig zu Zürich erwarb ([12]). Es war ein Angel der Eidgenossenschaft für diese

(12) So weit war es gekommen mit den stolzen Grafen und Freiherren, daß sie bei ihren Todfeinden, bei Fürsten und Städten, ihr Heil, ihre Ret-

westschwäbische Landschaft, während der Schwarzwald, und selbst das Breisgau so unzweideutig mit ihr sympathisirten, daß jeder Augenblick den ganzen Westwinkel Deutschlands dem Schweizerbund zuwerfen konnte. Wie alsdann der Gang unserer Ereignisse gewesen, wer mag es berechnen? Aber die Eidgenossen hatten zu wenig Geist der Eroberung, und die diesseit-rheinischen Städte und Landschaften, ihrer thätigen Aristokratie gegenüber, zu wenig entschiedenen Willen. Die alten Verhältnisse blieben, das gutmüthige Volk erlebte den Lohn seiner Treue in dem Ruin seiner Freiheit und seines Wohlstandes!

Als im Jahre vierzehnhundert neun und neunzig der neue Schweizerkrieg ausbrach, war nichts billiger, als daß die Züricher in den ihnen verburgrechteten Vesten Thiengen und Küssachberg die Oeffnung verlangten. Aber Graf Rudolf hatte beide Orte heimlich dem schwäbischen Bunde übergeben, welcher sie gegen die Eidgenossen besezen ließ. Was war natürlicher, als ein Exempel der Rache? In wenig Wochen lag ein eidgenössisches Heer von zehntausend Mann vor Thiengen. Und wie benahm sich nun das schwäbische Bundesvolk? Der Hauptmann von Blumek, welcher allein die Schweizer „fressen“ wollte, machte sich ehrlos davon, worauf die Besazung das Städtchen dem Feinde übergab, welcher es unbarmherzig niederbrannte ([13]).

---

tung suchten. Die leidenschaftliche Verblendung, womit die Grafen von Sulz als Erbschuzvögte die Abtei Rheinau verfolgt hatten, die immer herrischere Richtung, welche sie der Landschaft gegenüber nahmen, und ihr Sympathisiren mit dem schweizerhassenden Schwaben-Adel, stürzte sie in die empfindlichsten Verlegenheiten, beraubte sie der Anhänglichkeit des Unterthans, der öffentlichen Achtung — und am Ende ihres eigenen Vertrauens. So waren denn Graf Rudolf und Alwig genöthigt, „für sich, ihre Herrschaften und Leute“ jenes zürichische Burgrecht zu nehmen, welches ihre Nachkommen freilich eben so oft verlezten, als es andrerseits der Landschaft heilbringend und nüzlich war.

(13) Es ist lächerlich und ärgerlich, wie voll damals der östreichische und bündische Adel den Mund immer gegen die „Schwizer-Buren“ nahm, und wie erbärmlich seine Kriegsweise war, wenn es zum Ernste kam. Hievon liefert die Belagerung und Uebergabe der Stadt Thiengen und Veste Küssachberg ein Beispiel. Der Graf von Sulz wird treulos an seinem Bürgereid, um diese wichtigen Punkte dem Bunde in die Hand zu liefern, und dieser ist so unverzeihlich blind und gleichgiltig, daß beim ersten Auftritte der eidgenössischen Macht der ganze Klekgau, Hegau und Schwarzwald ihr offen stehen, daß Thiengen, Stühlingen und Blomberg in einem Tage und ohne Schwerdtstreich ihr Opfer werden! Ist es zu verwundern, wenn das Volk sich von solchen Beschüzern endlich dahin wandte, wo es Einigkeit, Kraft und Sieg erblickte?

In diesem Kriege hatten die klekgauischen Unterthanen sowohl des Bischofs von Konstanz als der Herrschaft von Sulz ihre schweizerische Gesinnung unzweideutig geoffenbart; einige Gemeinden waren sogar zu den Eidgenossen wirklich übergegangen. Graf Rudolf konnte die Gefahr wahrnehmen, worin bei solcher Stimmung des Volks und bei solcher Nachbarschaft der verführerischen Freiheit sein Ländchen für ihn schwebte; aber Furcht und Zorn verleiteten ihn zu unklugen Mitteln. Er wandte sich um Hilfeleistung an den Waldvogt, und dieser, aus Schweizerhaß und Habsucht unmenschlich, erfüllte die wehrlosen Dörfer mit Flammen und Blut!

Dies vergaßen die Klekgauer nicht, so wenig, als sie vergessen konnten, wie eines Tags der Bischof Hugo mit seinem Hoflager aus Muthwille mitten durch ihre Saaten ritt. Als er die Hallauer, eine besonders entschiedene und freiheitsliebende Gemeinde, wegen Verweigerung einer unbillig geforderten Steuer mit Bann und Reichsacht drängte, wandten sie sich an die Eidgenossen. Und als hierauf auch wegen der Stadt Neukirch Irrungen entstunden, sah sich der Bischof genöthigt, beide Orte gegen eine geringe Summe an die Stadt Schafhausen abzutreten. Dieses war der Anfang des schaffhausischen Cantongebiets, welches später die Hälfte der Landschaft Klekgau einnahm.

Damals äußerte sich die Unzufriedenheit des Landvolkes über seine geistliche und weltliche Oberkeit immer allgemeiner und hörbarer. Besonders laut wurde sie hier am Oberrhein, wo in einem Umkreis von wenigen Meilen die kaiserlichen Landgerichte am langen Stein, zu Stubeneich und Madach, die freien Einungen im Hauenstein, die Nachbarschaft der Eidgenossen und selbst die natürliche Beschaffenheit des Landes einen knechtischen Volksgeist weniger hatten aufkommen lassen, als es an andern Orten der leidige Fall gewesen. Die Hauensteiner, ein Waldvolk von altererbtem Haß aller herrischen Gewaltübung, stunden schon seit dem vorigen Jahrhundert in Auflehnung wider die östreichischen und sanktblasischen Amtleute (14). Die Unterthanen der Landgrafschaft Stüh-

(14) Die Unklugheiten, welche die damaligen Amtleute aus thörichtem Stolz, aus Volksverachtung und Wohldienerei zum Schaden und Verderben ihrer Herrschaften tagtäglich begiengen — die Härte, Habsucht und Anmaßung, womit sie ihre Stellen verwalteten, der Hohn, welchen sie jeder Berufung auf ein gutes Recht, jeder Protestation und Rechtsverwahrung entgegensezten, und ihr meistens auch lasterhaftes Privatleben — wer kann es lesen, in den Akten und Chroniken, ohne sich noch jezt darüber zu empören, und die Oberkeit zu bedauren, deren Gewalt in solche Hände ge-

lingen, fast wie jene, ein kraftvolles und verständiges Volk, schienen nur der äußern Veranlassung zu harren, um sich des Joches ihrer lang erduldeten Tyrannei zu entledigen. Dieser Anlaß erschien, zu eben der Zeit, als in ganz Deutschland durch die anbrechende Kirchenrevolution eine außerordentliche Bewegung der Gemüther war.

Die Klekgauer zeigten sich damals in einem eigenthümlichen Lichte. Während ihre Nachbaren größtentheils mit rein materiellen Beschwerden auftraten, verlangten sie, troz ihrer bittern Erfahrungen, lange nichts anderes, als „das freie Wort Gottes“. Nur erst, nachdem ihnen dieses von der Herrschaft hartnäckig versagt worden, während die Züricher, auf welche sie sich stüzten, die verburgrechtete Landschaft allzu stiefmütterlich behandelten, schlossen sich die klekgauischen Gemeinden der gemeinsamen Sache der Empörung an. Man muß die ersten Vorstellungen und die darauf erfolgten Verhandlungen gelesen haben, um die Geduld des Volkes und die Billigkeit seiner Forderungen zu bewundern. Aber Deutschland hatte damals neben seiner kirchlichen keinen Sinn für eine politische Reform. Das arme Landvolk, welches sich so vertrauungsvoll an die Vorkämpfer der Zeit gewendet, wurde von ihnen verlassen, und erlag in seiner Zersplitterung der Uebermacht des vereinigten Feindes. Die Demüthigung der bäuerischen Empörer war hart, und der folgende Zustand des Landes noch drückender, als der frühere. Kein Wunder, wenn Mistrauen und Haß gegen die herrschende Oberkeit in die Gemüther der Unterthanen um so tiefer drangen, und zu neuer Empörung führten. Als der Großenkel Graf Rudolfs durch seine Verschwendung täglich ärger in Schulden gerieth, und das Land mit neuen Auflagen und Frohndiensten übermäßig drückte, lehnten sich mehrere Gemeinden gegen ihn auf. Da erschien eine kaiserliche Komission zur Untersuchung und Ausgleichung der Sache. Diese Kommission war wie alle der Art. Die Klekgauer indeß' ließen sich weder überreden, noch einschüchtern; es begann ein summarischer Prezeß, der wenigstens den Erfolg hatte, daß der Graf die Regierung an seinen popu-

---

geben war! Die Klekgauer mußte eine solche Beamten-Tyrannei um so empfindlicher treffen, da sie mit den freien Eidgenossen geographisch und politisch in nächster Verbindung waren. Die übermüthigen Herren, welche damals als Werkzeuge der östreichischen und der Politik des schwäbischen Bundes in ihrer Eitelkeit wichtige Rollen zu spielen glaubten — sie haben nur Unwillen erregt, und Haß und Empörung. Kein Wunder, wenn das Sprichwort entstund: „Die Aemter sind Gottes, die Amtleute des Teufels“.

lärern Bruder abtrat, und unter Beiziehung gewählter Volksdeputirten eine Revision der Landesordnung zu Stande kam ([15]).

Der Charakter des neuen Regenten war Bürge für die Erhaltung eines friedlichen Einverständnisses zwischen Land und Oberkeit. Sein Sohn Karl Ludwig Ernst, Präsident des Hofgerichts zu Speier, bestärkte es. Aber was der treffliche Fürst bei Erhaltung des Friedens durch seine väterliche Verwaltung dem Lande hätte nüzen können, das schadete er ihm beim Ausbruche des schwedischen Kriegs durch seine warme Gesinnung für Oestreich. Der arme Unterthan büßte, wie anderwärts, auch im Klekgau für die Partheinahme seines Herrn. Nachdem schon Marschall Horn das Land durchzogen, brandschazte es der Hauptmann Villefranche um eine Summe, welche kaum zu erschwingen war. Auch drohte mehr als einmal die Gefahr feindlicher Verheerung, und nur die schweizerischen „Salvaquardien" wandten sie von dem verburgrechteten Lande ab ([16]). In demselben Jahre, als man zu Münster die Friedensunterhandlungen begann, starb der Landgraf Präsident, und hinterließ seinem Sohne Johann Ludwig die erschöpften Besizungen. Der Verkauf eines Theils derselben war das einzige Mittel, sich der drückenden Schuldenlast zu erwehren. Der Landgraf mußte sich also entschließen, den Zürichern und Schafhausern über all' jene Ortschaften, worin sie bereits die niedere Gerichtsbarkeit besaßen, auch die hohe

(15) Dies ist eine der schönsten Parthieen in der klekgauischen Geschichte. Der Volkswille war kräftig gewesen, und die Reichsgerichte endlich gerecht. Der hochfahrende, gewaltthätige Graf, der während seiner bisherigen Regierung 315,000 Gulden Schulden gemacht, mußte resigniren, und sein Nachfolger, unter Beiziehung der angesehensten Volkshäupter eine Reformation der Landesverfassung vornehmen! „Wer Recht hat, behält den Sieg", was in politischen Geschichten so selten ist, wurde hier einmal wahr. Damals hatte sich der Landvogt Johann Jakob Bek durch den Entwurf und die Redaktion der neuen Landordnung ein solches Verdienst erworben, daß wir seinen Namen hier billig in dankbare Erinnerung bringen. Graf Karl Ludwig ertheilte ihm 1607 den Adel und das Gut Willmendingen zu einem Mannlehen. Einer seiner Nachkommen hat uns eine fleißige Beschreibung des Klekgaues, namentlich in naturhistorischer Beziehung, hinterlassen, von welcher wir später noch Gebrauch machen werden. Die Familie von Bek erlosch vor mehreren Jahren zu Waldshut, wo sie einen Edelhof besaß.

(16) Da die Schweiz damals eine glückliche Neutralität behauptete, so zog sie auch den ihr verburgrechteten Klekgau hinein, und das Ländchen würde wohl ziemlich verschont geblieben seyn, hätte nicht eben der Graf den Haß der Schweden auf sich gezogen, und ein verwegener Versuch der oberklekgauischen Bauern, sich mit gewehrter Hand der schwedischen Truppen zu entledigen, eine verderbliche Rache herbeigeführt.

zu verkaufen, und so die schönsten Gegenden seiner Grafschaft als ein Reichsafterlehen der eidgenössischen Hand zu überlassen ([17]). Jezt beschränkte sich die Landgrafschaft Klekgau noch auf die Herrschaften Thiengen, Wutenthal, Weißenburg, Küssachberg, Röteln, Balm und Altenburg ([18]). Das Städtchen Thiengen, eine ursprünglich albgauische Malstatt, war längst zum Klekgau geschlagen und zum Size der sulzischen Regierung erhoben, die Herrschaft Wutenthal aber von den lupfischen Erben erkauft worden. Die Herrschaft Röteln war ein stiftkonstanzisches Eigenthum unter sulzischer Landeshoheit; alles Uebrige dagegen altlandgräfliches Besizthum.

Johann Ludwig, obgleich zweimal vermählt, erhielt keine männlichen Nachkommen, beschloß also durch seinen Hingang im Jahre sechszehnhundert sieben und neunzig das uralte, hochgräfliche Haus von Sulz. Der Landgraf hatte aber seiner ältesten Tochter Maria Anna, welche an den Fürsten Euseb von Schwarzenberg verehelicht war, unter kaiserlicher Bestätigung die Landgrafschaft Klekgau mit allen Herrschaften und Rechten ([19]) erblich vermacht, wodurch dieselbe als ein Reichskunkellehen an das schwarzenbergische Haus übergieng. Dieses Haus

---

(17) Der Verkauf an Zürich geschah 1651, und derjenige an Schaffhausen 5 Jahre später.

(18) Die Herrschaft Thiengen bestund aus Stadt und Schloß dieses Namens, Hasenhof Thiengener „Berg“ und „Thal“; Wutenthal zählte die Dörfer (Wut-) Oeschingen, Schwerzen, Willmendingen, Tegernau, Ober- und Unter-Lauchringen mit dem Heidenhof, die Laufen- und Neuenthaler-Mühle; die Herrschaft Küssachberg (oder Rheinthal) die Dörfer Berchtoldsbol, Küßnach, Dangstetten, Rheinheim und Reckingen mit dem Weiler Günzgen und der Meierei Bercherhof; die Herrschaft Weißenburg, die Flecken Erzingen und Griesheim, die Dörfer Geißlingen, Weißweil und Rechberg, die Bergdörfer Baltersweil, Beerwangen, Dettighofen, (Berg-) Oeschingen und Bühl, die Weiler Riedern und Stetten, die Meiereien Hurdhausen, Altführen und Neutehof, die Höfe Eichberg und die Haslermühle; die Herrschaft Röteln enthielt nebst dem Schlosse dieses Namens die Dörfer Hohenthengen, Ferdern und Lienheim mit dem Thurnerhof; die Herrschaft Balm das gleichnamige Dorf, den Flecken Lottstetten, das Dörfchen Nack, das Kameralgut Neutehof und die Höfe Dietenberg, Seiberg und Locherhof; die Herrschaft Altenburg endlich begriff in sich das Dorf dieses Namens, den Flecken Jestetten mit den Höfen Dießenthal, Günzen und Flach.

(19) Zu den besondern Vorrechten der Grafen von Sulz gehörte die erbliche Hofrichterwürde zu Rotweil. Nach der Sage hatten sie dieselbe durch Vergünstigung Kaiser Konrads III erhalten, urkundlich aber erscheint erst Graf Hermann im Jahre 1300 als Präsident des rothweilischen Hofgerichts, welches auch erst in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts gegründet worden war.

hatte seinen Ursprung im Herzogthum Ostfranken, wo auf der Höhe bei Scheinfeld das Schloß Schwarzenberg sich erhebt. Es war am Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts wegen der militärischen Verdienste Herrn Adolfs in den gräflichen, und durch dessen berühmten Enkel, Graf Johann Adolf (20), den Vater des Fürsten Euseb, in den reichsfürstlichen Rang erhoben worden. Nach dem Erwerbe des Klekgaues besaß es denselben hundert und fünfzehn Jahre lang, unter vier Fürsten, welche dem Lande aber sehr entfremdet blieben, wodurch dasselbe gleichsam die Beute seiner Beamten ward, und bei längerer Dauer der schwarzenbergischen Herrschaft in den traurigsten Zerfall gerathen wäre.

Als Fürst Euseb siebzehnhundert und drei verstarb, trat sein einziger Erbe Franz Karl in die Regierung, welche er bis siebzehnhundert zwei und dreißig verwaltete, wo ihm ein unvorsichtiger Schuß Kaiser Karl des Sechsten auf der Jagd das Leben raubte. Unter Fürst Josef Adam, dem Sohne und Nachfolger des Unglücklichen, hatten die Klekgauer in Folge des östreichischen Erbfolgekriegs sehr zu leiden, da nach der Eroberung von Freiburg ein französisches Kavallerie-Regiment seine Winterquartiere im schwarzenbergischen Klekgau nahm, und der Landschaft eine Schuldenlast verursachte, welche nach vielen Jahren erst getilgt werden konnte. Weniger litten sie während der französischen Revolution, indem der Stand Zürich zum Schuze des verburgrechteten Landes seine Neutralitätspfähle an dessen Grenzen aufstellte, welche bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts nur selten überschritten wurden. Damals aber begann auch in den Schweizerkantonen die Zerrüttung, und die Last der schweren Kriegszeit herrschte und drückte nun allgemein.

Fürst Josef Adam hatte den Ausbruch der französischen Revolution nicht mehr erlebt, sein Sohn Johann Nepomuk aber sollte die ganze Härte des Schlages fühlen, welcher in Folge derselben die deutschen Fürstenhäuser traf. Die zwei Häuptereignisse für den Klekgau waren in jener verhängnißvollen Zeit die Friedensschlüsse von Lüneville und Preßburg. Der erstere löste das Band, welches die schweizerischen Theile noch an das Reich knüpfte, völlig auf, indem er jene Afterlehnherrschaft für erloschen erklärte, und den Kantonen Zürich und Schafhausen die Souverainetät über die betreffenden Landschaften gewährte; der andere aber übertrug das Souverainetätsrecht des schwarzenbergischen Antheils von dem aufgelösten Reiche an das Haus Baden,

(20) Präsident des Reichshofrathes zu Wien; man sagte von ihm: »*Cato* in foro, *Cicero* in rostris, *Fabius* in armis, patriae providus, prodigus sui«.

worauf Fürst Johann Nepomuk im Jahre achtzehnhundert und zwölf seine sämmtlichen Rechte der Landgrafschaft Klekgau an den Großherzog Karl verkaufte.

Bis daher hatte die „gefürchtete Landgrafschaft Klekgau" in einer Verfassung bestanden, welche das allmählige Erzeugniß der Zeiten war. Kirche und Schule besorgten vierzehn Pfarrer in ungleich vertheilten Sprengeln. Die Landesregierung zu Thiengen zählte außer dem Oberamtmann oder Direktor zwei Räthe, zwei Obervögte, zwei Schreiber, nebst einem Rentmeister und Grubenaufseher. Unter ihr stunden die beiden Oberämter Jestetten und Thiengen, deren Beamte in allen niedern Angelegenheiten Recht sprachen, während die wichtigern von der Regierung selbst verhandelt wurden. Der Landrichter mit dem Gemeindevögten besorgte noch einige Reste des Rechts und der Polizei. Für Sicherheit und Ordnung war durch eine Kompagnie Soldaten gesorgt. Das Land besaß mit den übrigen schwarzenbergischen Reichslanden eine Brandversicherungsanstalt. Für Wittwen und Waisen gab es zu Thiengen eine Stiftung; der dortigen Zunftordnung waren alle Handwerker unterworfen, wie der dortige Physikus das Medizinalwesen überwachte. Der Reinertrag der landesherrlichen Einkünfte erreichte in der Regel die Summe von zwei und dreißigtausend Gulden. Die Regierung und Kammer besoldete der Fürst, die Landesbedürfnisse aber, als Schulen, Soldaten, und dergleichen, bestritt eine eigene Landschaftskasse.

Diese Organisation reichte hin, das kleine Land gedeihlich zu verwalten. Aber die klekgauische hatte die Fehler aller kleinen Regierungen. Es verloren sich mehr und mehr alle wahren Grundsäze und aller richtige Takt der Verwaltung in den Privatinteressen der Regierungsräthe und ihrer Günstlinge. Da sich der Fürst mit seinem Hofe in Wien aufhielt, und das entlegene Ländchen kaum eines Besuches würdigte ([21]), gewannen sie einen um so freieren Spielraum, während dem armen Unterthanen beinahe alle Hoffnung einer wirksamen Apellation oder Suplike benommen war. Die Justiz wurde zum Gespötte der Nachbarn; das Landeseinkommen gieng durch schlechte Wirthschaft fast alljährlich so sehr wieder auf, daß der fürstlichen Kasse oft keine tausend Gulden verblieben; der Gewerbfleiß erlag den hundert Beschränkungen

(21) Es war für die Klekgauer etwas ganz Außerordentliches, als im Jahre 1764 Fürst Josef Adam, auf seiner Reise nach Frankfurt zur Krönung Josefs II, sie gelegenheitlich besuchte, und ihnen die Huldigung abnahm — und als sein Erbprinz Johann Nepomuk im Jahre 1777 sich einige Zeit zu Thiengen aufhielt, und den Kaiser bei seiner Durchreise nach Frankreich daselbst empfieng.

der Kurzsicht und Willkür, und die Landwirthschaft, die Hauptnahrungsquelle des Ländchens, ermangelte aller Aufmunterung und alles zeitgemäßern Betriebes.

So mußte das brave Volk in jenen Servilismus, jene Indolenz und Armuth versinken, wodurch es sich von seinen schweizerischen Nachbarn unterschied. Der Wanderer konnte diesen Unterschied schon beim ersten Anblicke der Dörfer und Gemarkungen entdecken; denn wie traurig stachen die schwarzenbergischen meist von den schweizerischen ab! Hier sah man Ordnung, Reinlichkeit, Fleiß und Wohlstand — dort nur allzu oft die Folgen einer sittlichen und ökonomischen Vernachläßigung, welche die Landesverwaltung laut ihrer Misgriffe und Sünden anklagte. Kaum hatte eine Landschaft die Heilmittel einer weisen Regierung nöthiger, als der schwarzenbergische Klekgau; seine Krankheit war tief in alles öffentliche und Privatleben gedrungen, und noch bis auf diese Stunde sind die Spuren davon nicht ganz verschwunden (22).

(22) Der Klekgau ist die Heimath des Verfassers gegenwärtigen Aufsazes, der zu seinen ersten Jugendarbeiten gehört. Es wurden bei der Wiederdurchsicht desselben so viele Erinnerungen an Heimath und Jugend in ihm rege, daß diese Anmerkung als eine natürliche Zugabe erscheinen wird. „Jugend und Heimath“ — was umfassen diese Worte nicht! Jene ersten Gefühle der Liebe und Wahrheit, jene ersten Keime des Strebens, sind es nicht heilige Morgensterne, welche auf den ganzen übrigen Tag des Lebens ein süßes Licht verbreiten? Freilich ermangeln auch diese Erinnerungen des bittern Wermuths nicht — hundert traurige Enttäuschungen und die schmerzliche Empfindung, wie Weniges von der großen, schönen Hoffnung seine Wirklichkeit erreichte — mischen sich als düstere Schatten in das heitere Heimath- und Jugendbild!

Das ortenauische Schloß

Ortenberg.

Mitten in der Landschaft Ortenau, unweit hinter Offenburg, links am Eingange des Kinzigthals, auf einem freien Felshügel, sieht der Wanderer einen Schloßbau sich ereheben, dessen großartiger und freundlicher Charakter in dem kühnen Geiste des mittelalterlichen Styles — ihm ein freudiges Erstaunen entlockt. Noch vor Kurzem hatten hier nur öde, verwitterte Mauern düster auf das freundliche Dorf herabgeblickt, welches sich an den Hügel des Schlosses anlehnt. Aber der Freund der Natur und des vaterländischen Alterthums besuchte immer gerne diese Mauern; die Erweckung großer Erinnerungen und der Genuß einer wundervollen Aussicht belohnten ihn tausendfach für die kleine Mühe des Weges. Er stund auf den Trümmern der altehrwürdigen Reichsburg Ortenberg, er erblickte links die zauberischen Waldhügel und Wiesengründe, die Wein- und Obstgärten, die Dörfer und Höfe des Kinzigthales, und rechts die weite lachende Ebene des großen Rheinthals mit seinen zahllosen Ortschaften.

War nun Ortenberg auch in seinem Zerfalle, in seiner traurigen Verlassenheit einer der anziehendsten Punkte in der Ortenau, um wieviel mehr muß es den Wanderer jezt nach der zauberischen Höhe locken, wo die Mauern und Thürme der Burg prächtiger vielleicht und stolzer als je ihre Zinnen erheben, und durch den Glanz ihres erneuerten Alterthums die Reize der Umgebung verklären!

Nachdem das Schloß Ortenberg seit seiner Zerstörung durch die Franzosen im Jahre sechszehnhundert acht und siebzig mehr und mehr dem Zahn der Elemente erlegen, wurde es in neuerer Zeit mit angrenzenden Weingärten von Herrn von Berckholz angekauft, und auf eine Weise wieder hergestellt, die den edlen Bauherrn ebenso sehr in der ehrenden Achtung der Kunstfreunde, als in dem dankbaren Andenken der Umgegend erhalten wird.

Umsonst würde ich versuchen, den Eindruck zu schildern, welchen der erste Anblick des Schlosses auf einen ausübt, wenn man es besucht,

18



SCHLOSS ORTENBERG
in der Ortenau.



oder die Gefühle zu bezeichnen, welche einen erfüllen, wenn man es nach dem Genusse von so viel Herrlichem wieder verläßt. Man glaubt, in die ritterliche Vorzeit versezt zu seyn, und sieht sich umgeben von allem Glanze der Gegenwart — es ist eine Doppelempfindung, deren schmerzliche und freudige Anklänge die Seele wie im Zauberkreise eines Traumes berühren.

Hat man auf dem Burgwege die Höhe erreicht, so stellt sich die ganze Vorderseite des Schlosses dar — rechts das Burgthor mit den untern Ringmauern, links drei Rundthürme, ein kleinerer zunächst am Eingange und zwei größere gegen das Gebirge zu, hinter welchen die obere Ringmauer sich hinzieht und der Hauptthurm sich erhebt, in dessen Hintergrund alsdann das Wohngebäude mit seinen Zinnen und Eckthürmchen hervorschaut. Die Erneuerung athmet ganz den Geist der mittelalterlichen Bauart — es ist eine Verschmelzung des byzantinischen Styls mit dem deutschen, und trägt ein großartiges, solides Gepräge (1). Am schönsten ist die Ansicht von der Bergseite, den beiden Rundthürmen gegenüber, wo das kolossale Gemäuer und die nächste romantische Umgebung mit der fernen Landschaft höchst malerisch contrastiren.

Der Hauptthurm besteht zur Hälfte aus dem ehemaligen in's Gevierte gebauten „Schimmel“, welcher auf römischen Fundamenten ruht, und selbst der ältesten Vorzeit angehört, zur andern Hälfte aus einem achteckigen Neubau mit einem Neben- oder Treppenthürmchen, dessen Zinnen mit ihrer flatternden Fahne das ganze Schloßgebäude überragen. Das vierstöckige Wohnhaus ruht ebenfalls auf den Grundmauern des alten, und ist ein ungemein leichter und heiterer Bau. Von der Höhe des Hauptthurmes verliert sich das Schloßterrain terrassenförmig, mit Fels, Gemäuer und Gebüsch angenehm abwechselnd bis zur äußern Ringmauer, welche auf der Südseite einen ziemlich geräumigen Vorhof umschließt und nach Aussen, wo sie als Fortsezung der jähansteigenden Schloßhalde erscheint, eine schaudererregende Tiefe hat. Es folge mir der Leser nun in die rauhen, aber auch kraftvollen Tage der Vorzeit zurück, wo der Ursprung und die Schicksale des Schlosses im Dunkel der Vergessenheit ruhen; vielleicht gelingt es mir, dieses Dunkel etwas aufzuhellen, und die Erinnerung des Namens Ortenberg wieder aufzufrischen.

---

(1) Der Plan der trefflichen Erneuerung ist eine Arbeit Herrn Professor Eisenlohrs zu Karlsruhe, den wir als alten Freund bei dieser Gelegenheit herzlichst begrüßen. Eine sehr gelungene Ansicht des Schlosses von der Gebirgsseite hat ein anderer meiner Freunde, Kupferstecher Müller, jüngst herausgegeben.

Ueber den Ursprung der Beste Ortenberg und die Bedeutung ihres Namens sind die Meinungen der vaterländischen Geschichtsforscher sehr getheilt. Was man von einem „Ostengau" und einer „Ostenburg" vorgebracht hat ([2]), widerspricht zu offenbar der Historie und Etymologie, als daß es einer genauern Erwähnung verdiente. Dagegen enthält die Erklärung des alemannisch-deutschen „Ortberg" wie jene des keltisch-römischen „Morodunum", so viel Wahrscheinlichkeit, daß ihre nähere Begründung dadurch hinlänglich gerechtfertigt ist.

Wenn man die Lage und Beschaffenheit des Ortenberges betrachtet, so ist schwer zu glauben, daß ein so trefflicher Punkt am Eingange eines der bedeutendsten Nebenthäler den Kelten könne entgangen seyn, als dieselben sich im großen Rheinthale niederließen. Mit unbestrittener Wahrscheinlichkeit schreiben wir diesen ersten Bebauern unserer Heimath die Gründung der meisten durch die Römer bekannt gewordenen rheinischen Städte und Schlösser zu, warum sollten wir uns scheuen, es auch bei Ortenberg zu thun? Leichtlich kann mit diesem Plaz und Namen derselbe Fall eingetreten seyn, wie mit Breisach, Sülchen und Ladenburg. Dieses waren keltische Pläze, deren ursprüngliche Benennungen die Römer nach ihrem Sprachgebrauche in **Brisiacum**, **Sumlocenne** und **Lupodunum** verwandelten, die Deutschen aber nach ihrer Sitte zur Bezeichnung der umliegenden Landschaft gebrauchten. Denn wo ein bedeutender Ort die Blicke auf sich zog, benannten dieselben ihre Gaue nicht nach Flüssen oder Bergen, sondern sehr natürlich nach solchen Hauptorten, wie eben den Breisgau, Sülchgau und Lobdengau. Kann man nun urkundlich darthun, daß zum Beispiel das keltisch-römische **Lupodunum** unter den Deutschen in Lobodunburg, Lobeden-, Lobden- und endlich Ladenburg verwandelt wurde, und der Gau, worin es lag, zuerst **Lobodunowa** oder Lobodungowe, alsdann Lobedengowe und Lobdengau geheißen habe, so läßt sich diesem Gange der Wortbildung analog zurückschließen, daß die Ortenau, welche im Mittelalter Mortenowe und **Mordunowa** ([3]) hieß, von einem unserm **Lobodunum** entsprechenden Hauptort **Morodunum** ihren Namen erhalten habe, und daß dieses keltisch-römische **Morodunum** von den Alemannen **Mordunberg**, Morden-

---

(2) Vergl. Kolb's Lexicon von Baden. III, 41.

(3) Das Testament Bischof Hatto's von Straßburg (bei Schöpflin, Als. dipl. I., 37) ist die älteste bekannte Urkunde, worin dieser Name vorkommt. Die Stelle heißt: In MORDUNOWA, in villa, quae dicitur *Chipinheim*, et in *Scopfheim* sive in *Mutberisheim*, — et in villa, quae dicitur *Rustun* etc.

oder Mortenberg verwandelt worden sey, welches in der Folge gleichfalls, wie Mortenau, sein M verlor ([4]).

Die fränkisch-deutsche Erklärung gründet sich auf die Ortsbeschaffenheit und auf das historische Faktum, daß die ortenauische Landschaft bei der Eroberung des Rheinthales durch die Alemannen und Franken, von diesen den erstern abgedrungen und zum Herzogthum Rheinfranken geschlagen worden sey und erkennet zwischen „Ortenberg“ und „Ortenau“ keine Verwandtschaft an. Sie findet den Ursprung des Namens Mortenau in den drei altdeutschen Wörtern Moor, Tunk und Au, wovon das erstere einen Sumpf, das andere einen Wald und das dritte eine tiefliegende Landschaft bedeutet ([5]). Nach alemannischem Ausdruck hieße Mortenau also „Mooswald-Gau“, und wenn man die natürliche Beschaffenheit der ortenauischen Gegenden mit dieser Etymologie vergleicht, so ergiebt sich ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit. Ortenberg alsdann wird ebenfalls aus der natürlichen Lage erklärt. Der ortenbergische Felshügel bildet einen Vorsprung, ein Eck des Gebirges, womit die linke Wand des Kinzigthales beginnt. „Eck“ aber hieß im Altdeutschen auch „Ort“, wie man zum Beispiel anstatt Eck-Haus oder Eck-Stein gewöhnlich Ort-Haus und Ort-Stein zu sagen pflegte. Diese Erklärung empfiehlt sich zwar durch ihre Einfachheit sehr, der Umstand indessen, daß in dem urkundlichen „**Mordunau**“ kein k oder g enthalten ist, während andrerseits die Urkunden immer „Ortenberg“, und

---

(4) Freilich kennt man keine Urkunde, worin die Benennung „Mortenberg“ vorkäme, während man noch bis in's 17te Jahrhundert herab immer „Mortenau“ schrieb. Aber bekannt ist ja, wie öfters ein und dasselbe Wort sich im Volksmunde hier anders und dort anders gestaltete. Einer sonderbaren Ableitung des Namens Ortenau muß ich hier gelegenheitlich noch erwähnen. Man fabelte nämlich von einem Zustande anarchischer Unsicherheit, von Raub und Mord, welcher vor uraltes Zeit in der Landschaft geherrsch, habe, und glaubte, daß sie daher die Mörderau genannt worden, was man zuweilen auch in Mezgerau verwandelte.

(5) „Moor“ (belgisch „Mör“) bedeutet im Niederdeutschen, was „Moos“ im Oberdeutschen, nämlich einen sumpfigen Grund oder Boden, **uligo**, **locus aquosus**; daher Mörland, **terra paludosa**, Mörgraf, **qui paludibus praeest**. Vergl. die Gloss. von Scherz und Wachter. „Tunk“ oder „Tung“ ist das niederländische Donk, welches unserm Hard entspricht. Wir haben in der Ortenau mehrere Ortsnamen, welche daran erinnern, wie z. B. Kartung, Schiftung, Leiberstung, Wilschtung. „Au“ steht in fränkischen Gegenden sehr oft an der Stelle von „Gau“, während es in Alemanien diese Bedeutung niemals hat. Ich erinnere nur an die ostfränkische Weingartau (**Wingarteiba**) und rheinfränkisch Wetterau (**Wetereiba**).

niemals Ortberg schreiben (6), könnte uns geneigt machen, eher noch der römisch-keltischen Erklärung beizutreten.

Jedenfalls bleibt es unbestreitbar, daß die Römer den Ortenberg mit einem Kastelle besezt hatten, da die Substruktionen des Schlosses völlig römischer Natur sind. Es ergieng also dieser Veste, wie den Kastellen des rheinischen Vorlandes überhaupt, sie wurde beim Einfalle der Deutschen zerstört, lag einige Jahrhunderte in Ruinen und diente alsdann einem fränkischen oder alemannischen Dynasten zur Grundlage einer Burg. Wer aber dieser Dynast seiner Familie nach gewesen seyn möge, und ob dieselbe mit dem elsäßischen Grafengeschlecht von Ortenberg, oder mit dem baierischen von Ortenburg in irgend einer Verbindung stund, muß eine unbeantwortete Frage bleiben, da weder Urkunden, noch Chroniken eine Spur davon enthalten (7).

Das Wahrscheinlichste ist es wohl, wenn wir annehmen, einer der ortenauischen Gaugrafen habe das Schloß erbaut oder nach dem Untergange des alten Kinzdorf (8) zur Haupt- und Gerichtsstätte der Ortenau erhoben. Denn was neben den verschiedenen Territorien der Grafschaften Mahlberg und Eberstein, der Herrschaften Lichtenberg, Geroldseck und Oberkirch, wie der Abteien Ettenheimmünster, Schuttern, Allerheiligen und Schwarzach, nach dem Ausgange des Herzogthums Schwaben unmittelbar unter dem Reiche verblieb und als „Landvogtei Ortenau“ erscheint, knüpfte sich fortwährend an den „Stein zu Ortenberg“, als dem Haupte des ortenauischen Reichs-Landes und Wohnsize des Reichsvogtes. Daher sind auch die Schicksale des Schlosses mit der Landvogtei aufs innigste verknüpft, und man würde Keines ohne das Andere verständl.ch darstellen können.

---

(6) Die älteste Urkunde über die Burg, welche mir zu Gesichte kam, ist vom Jahre 1324 und schreibt „Ortemberg“, wie alle spätern, welche nur oft das m mit einem n vertauschen.

(7) Was Kolb (III, 47) von einem ortenauischen Grafengeschlechte von Ortenberg anfuhrt, ist sicherlich eine grobe Verwechslung eben mit jener elsäßischen und baierischen Familie. Vergl. Schöpflin, Als. illustr. II, 201. Zielin, Lex. III, 740.

(8) Kinzdorf lag unterhalb Offenburg an der Kinzig, eigentlich im Herzen der Ortenau und wahrscheinlich auch an der Hauptstraße. Es war die ortenauische Gangerichtsstätte und Siz des Gaugrafen, daher die obere Ortenau oder „obere Grafschaft“, auch die „Grafschaft Kinzdorf“ genannt wurde, wie man den Klekgau aus denselben Gründen die „Grafschaft Altenburg“ nannte. Eine Urk. von 1070 (bei Schöpflin, Als. dipl., I, 174) sagt, daß das Hofgut und Schloß Ulm gelegen sey, „in pago Mortenowa, in comitatu *Chinzikdorf* et Otenheim“.

Die Ortenau bildete den nordwestlichsten Gau des Herzogthums Schwaben und wurde lange Zeit von besondern Gaugrafen verwaltet, bis die Verwaltung im Anfange des eilften Jahrhunderts an den breisgauischen Grafen Berthold verliehen wurde, welcher der Vater des Stammherrn von Zäringen war (9). Die zäringischen Fürsten erwarben sich sofort mancherlei Grundbesiz in der Ortenau, sie erbauten oder erweiterten unter anderm die Schlösser Schauen- und Ullenburg, wie die Städte Haslach, Oberkirch, Oppenau und Offenburg. Jene erbten schon vor dem Ausgange des herzoglichen Stammes an andere Häuser, diese aber gediehen damals mit den zäringischen Ländern in Schwaben an den Schwager Berthold des Fünften, Graf Egon von Urach, mit Ausnahme von Offenburg, welches der Kaiser, wie Freiburg (10), Bern und andere zäringischen Städte wieder zu Handen des Reiches nahm.

Neben Offenburg bestunden aber damals auch die Städte Gengenbach und Zell mit der Thalgemeinde Harmersbach, und die vier Gerichte Achern, Ortenberg, Grießheim und Appenweier, als reichsunmittelbare Korporationen, welche bei dem Mangel eines Herzogs zu Schwaben, wie alle schwäbischen Reichslande, durch einen kaiserlichen Vogt verwaltet wurden, und die alte Landvogtei Ortenau gebildet haben. Wie schmeichelhaft es jedoch für diese Landschaften seyn mußte, noch als ehrwürdiges Trümmerstück der deutschen Reichsfreiheit in die Zeit der fürstlichen, das Reich untergrabenden Landeshoheit herein zu ragen, so bedauerlich war gleichwohl auch eben darum ihr Schicksal. Denn wozu konnten sie bei der schmählichen Weise dienen, womit die spätern Kaiser die Regalien der Reichsländer zum Anker ihrer Geldnoth machten? Stetes Uebergehen von einer Hand in die andere, bald als ganzes, bald als halbes Pfandstück, war das Schicksal der Landvogtei Ortenau, und man muß ermüden, die Relation dieser Verpfändungen nur oberflächlich durchzugehen. Wir fassen sie daher so kurz als möglich zusammen.

Nachdem die Ortenau während der Verwirrungen des großen Zwischenreichs ein Zankapfel zwischen dem Grafen von Habsburg und dem Bischof zu Straßburg gewesen, erhielt sie bei der Erhebung des erstern auf den deutschen Thron wieder ordentliche Reichsvögte, welche sie ver-

---

(9) Eine Urk. von 1016 (bei Würdtwein, nov. subs. VI, 183) »*Fresenheim* in comitatu Bertoldi, in pago *Mortinowa.*«

(10) Wegen Freiburg entstund ein Prozeß und es wurde endlich vom Kaiser an die zäringischen Erben als eigenthümlich überlassen.

walteten, bis die Landvogtei von König Ludwig im Jahre dreizehnhundert vier und dreißig an Markgraf Rudolf verpfändet wurde, dessen Söhne dieselbe siebzehn Jahre später gegen Erlegung des Pfandschillings an Bischof Berthold von Straßburg abtraten. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts löste König Ruprecht zwar die Hälfte der Pfandschaft wieder ein, aber wie es schien, nur um sie seinem Sohne Ludwig in die Hand zu spielen. Das pfälzische Haus würde auch wahrscheinlich im Besize dieser Hälfte verblieben seyn, wenn sie Kurfürst Friedrich im Jahre vierzehnhundert sechszig durch seine Reichsacht nicht an den Markgrafen Karl von Baden, und nach ihrer Restitution im Jahre fünfzehnhundert und vier Kurfürst Ruprecht auf gleiche Weise an den Grafen Wolfgang von Fürstenberg eingebüßt.

Aber auch diesem Haus sollte die Pfandschaft nicht verbleiben; das Haus Oestreich hatte seinen habgierigen Blick auf sie geworfen, und im Jahre fünfzehnhundert ein und zwanzig ertheilte Kaiser Karl der Fünfte dem Erzherzog Ferdinand, „in Ansehung seiner um die ganze Christenheit erworbenen Verdienste“ das Recht, sowohl die fürstenbergische als straßburgische Hälfte an sich einzulösen. So ruhte nun die ungetheilte Landvogtei Ortenau unter dem Schuze des habsburgischen Löwen! Aber das arme Volk mußte bald empfinden, wie das mächtige Erzhaus gewöhnt sey, seine Unterthanen zu schüzen. Im Frieden die Verkümmerung der altererbten Freiheit, und im Kriege die Last der Lieferungen für ein Vertheidigungswesen, welches das Land alle Augenblicke dem Feinde preis gab — das waren die Vortheile der Pfandschaft unter Oestreich. Anderthalb hundert Jahre hatte dieser Besiz gedauert, als Kaiser Leopold die ortenauische Landvogtei dem badischen Helden Ludwig Wilhelm zu Lehen übertrug, um ihn dadurch für den bevorstehenden Krieg gegen Frankreich mehr in sein Interesse zu ziehen. Mit dem jüngern Sohne des Markgrafen aber erlosch im Jahre siebzehnhundert ein und siebzig die katholische Linie des Hauses Baden, und die Ortenau fiel an Oestreich wieder heim. Doch verfloß kaum ein Menschenalter, und der Umsturz aller Verhältnisse durch die Revolution und den großen Kaiser vereinigte die ganze alte Ortenau, das heißt sowohl die Reichs-Landvogtei, als die verschiedenen fürstlichen, ritterschaftlichen und Klostergebiete, unter dem Hause Baden, dessen Ahnherren einst die ortenauische Grafschaft verwaltet hatten [11].

---

(11) Vergl. „Geogr. Beschreibung der Landvogtei Ortenau. Karlsruhe, 1795.“ Kolb, Artik. Ortenau.

Gehen wir sofort von den allgemeinen Schicksalen der Landschaft Ortenau zu den einzlenen des Schlosses Ortenberg über. Besonders merkwürdige und glänzende Ereignisse sind hier nicht zu schildern; ja, man könnte die ortenbergische Geschichte sogar arm nennen. Doch liegt diese Armuth theilweis auch in dem Mangel der Urkunden und Akten, da der Zeitensturm nur wenige Bruchstücke davon auf uns gelangen ließ ([12]).

Schloß und Landschaft stunden in einer doppelten Beziehung zu einander. Einmal war Ortenberg die Hauptfestung der Ortenau, der Wohnsiz, wie ehedem des Gaugrafen, so später des kaiserlichen Landvogts, seines Schreibers und Schaffners, mit der Kanzlei, dem Archiv und Kriminalgefängniß. Alsdann aber war es auch die Haupt- und Malstatt der vier ortenauischen Gerichte, welche im Gegensaze zu den Reichsstädten Offenburg, Gengenbach und Zell, die Landvogtei im engern Sinne bildeten. Dieses zweifache Verhältniß gab dem Plaze eine Wichtigkeit, welche mit dem Wenigen, was wir davon wissen, in auffallendem Widerspruche steht.

Bis zum fünfzehnten Jahrhundert geschieht der Veste Ortenberg in den Urkunden keiner besondern Erwähnung; sie scheint jene Zeit in ihrem alten Zustande, wie sie von den ersten Landvögten eingerichtet und bewohnt worden, ohne bedeutende Ereignisse und Veränderungen erreicht zu haben. Unter dem pfälzischen Hause aber, nachdem Herzog Ludwig mit der Hälfte der ortenauischen Pfandschaft das halbe Ortenberg vom Reiche an sich erworben, und sodann vom Stifte Straßburg den andern „Halbtheil des Schlosses mit seinen Zugehörungen und Leuten“ auf Wiederlösung dazu gekauft hatte, geschah endlich unter der Leitung des Burgvogts Wilhelm von Falkenstein eine bedeutende Reparation und Erweiterung. Der große Thurm wurde erhöht und mit Erkern versehen, der Zwingolf um denselben geblattet, die Mauer im Vorhof, vom Saale, an der Kapelle vorbei bis zur Küche ausgebessert, ein neues Haus daselbst errichtet, und die beiden Häuser auf der Burg durch einen Gang verbunden; alsdann zwei neue Brücken mit Fallthoren gelegt, wahrscheinlich die eine vom Schloßweg zur Vorburg, und die andere von da zur eigentlichen „Burg“, und endlich der tiefe Sodbrunnen gereinigt ([13]).

---

(12) Das ortenauische Archiv, welches auf dem Ortenberg verwahrt war, wurde wegen der frühern Kriege mehrmals geflüchtet und wegen der neuern Territorialverhältnisse vielfach zerrissen, daher es eine vergebliche Mühe seyn würde, etwas Vollständiges erheben zu wollen.

(13) Verschiedene Baurechnungen von 1415 bis 1419. Wir geben hier einen

Ortenberg hatte also ganz die Bauart und Einrichtung, wie die meisten ältern Burgen. Unmittelbar auf das Felsfundament des höchsten Bergtheils gegründet, erhob sich das Schloß mit seinem Quaderthurme und seinen Wohnhäusern, etwas tiefer lag der Zwinger mit der Kapelle ([14]) und andern anstoßenden Burgtheilen, und noch tiefer der Vorhof mit den Oekonomiegebäuden. Genauer läßt sich die älteste Gestalt der Veste aus den Urkunden und aus den noch vorhandenen Ruinen nicht bestimmen, da jene sehr dunkel sind, und diese das Gepräge vielfacher Veränderung durch Reparationen und Neubauten an sich tragen. Aus dem Ganzen ist erkennbar, daß Ortenberg in früherer Zeit durch Natur und Kunst zu den stärksten Burgen gehörte, während es später bei Vervollkommnung des schweren Geschüzes nur noch eine sekundäre Wichtigkeit behaupten konnte.

Denn obwohl man im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die Ringmauer mit Rundthürmen und Streichwehren nach damaliger Befestigungsart verwahrt hatte, so blieb ein Fehler unverbesserlich — das Schloß konnte „überhöht" werden, das heißt, es war bei einer ernstlichen Belagerung dem feindlichen Geschüze von der Gebirgsseite her völlig ausgesezt ([15]). Daher kam es, daß der Ortenberg troz seiner übrigen Wichtigkeit weder im schmalkaldischen noch im dreißigjährigen und folgenden französischen Krieg eine Rolle gespielt hat.

Die militärische Verwahrung des Plazes war auch immer sehr gering, und die Herrschaft wollte nie etwas Bedeutendes für die Ausbesserung desselben thun. Als der Ortenberg im Jahre fünfzehnhundert ein und zwanzig mit dem fürstenbergisch-pfälzischen Antheil der ortenaui-

---

Auszug aus jener von 1415, welche den Thurm (den s. g. Schimmel) betrifft, und wegen der Lohnverhältnisse einiges Interesse darbietet. Bei diesem Bau wurden gebraucht: „Ortsteine, 41 Stück zu 152 Schuh, Brecher- und Hauerlohn à 1 Schilling, thut 12 Pfund 12 Schill. Keppser (Steine, worauf die Erker ruhen) 48 Stück zu 284 Schuh, Brecher- und Hauerlohn à 1 Schill. 1 Pfennig, thut 14 Pfund 4 Schill. Dachsimsen 34 Stück zu 101 Schuh, Brecher- und Hauerlohn à 23 Pfennig, thut 8 Pfund 13 Pfenn. Backsteine 5900 Stück, kosten 4 Pfund 9 Schill. Ziegel 8500 Stück, kosten 5 Pfund 2 Schill. Kalk 15 Fuder, kosten 10 Pfund 10 Schilling." Der Taglohn für Meister und Altgesellen betrug in der Regel 2 Schilling, für geringere Arbeiter aber und Handlanger stieg er von 10 bis zu 15 und 18 Pfenningen.

(14) Sie hatte zum Patron den hl. Bartholomäus, und gehörte zur Pfarrei S. Crucis in Offenburg. Vergl. Würdtwein, subs nov. VIII, 252.

(15) „Wie es zu Zeiten Kaiser Maximilians (II) geschehen." Notiz aus den Akten von 1580.

schen Pfandschaft an Oestreich gedieh, bestund die dortige Munition in „vier Stücken auf Rädern, und dreißig Doppel- und Halbhaken“ mit Pulver, Kugeln und Blei „nach ziemlicher Nothdurft versehen“ ([16]). Dieses Wenige aber wurde später noch entfernt, und der Landvogt Georg von Bulach mußte sich im Jahre ein und sechszig wiederholt an die vorderöstreichische Regierung wenden, um für die völlig entblößte Rüstkammer wieder einige Halb- und Doppelhaken zu erhalten ([17]).

Als Besazung lagen nur ein Paar Mann auf dem Schlosse, welche aber in Kriegszeiten, je nach Maßgabe der Gefahr, aus den Unterthanen der Landvogtei verstärkt wurden. Diese Zusäzer erscheinen unter dem Namen „Schüzen“; sie erhielten freie Zehrung und vier Kreuzer Taglohn. Als im Jahre neun und sechszig, während des in Frankreich ausgebrochenen Reformationskrieges, fremde Truppen sich der Landvogtei näherten, wurden zuerst zwölf, hernach vier und zwanzig „wehrhafte Mann“ nach dem Ortenberg berufen, und in allen Gemeinden angesagt, im Fall der Noth auf das gegebene Zeichen dreier Schüsse dem Schlosse zu Hilfe zu eilen ([18]).

Damals sandte die Regierung den Herrn von Heidek in die Ortenau. Dieser besichtigte den Ortenberg „allenthalben auf den Wehren, Thürmen, oder Rundeln — ob man im Fall einer Belagerung dem Feinde daraus einen stattlichen Widerstand thun und sich derselben erwehren möchte“. Er fand aber, daß die Wehren und Thürme, besonders die Schießlöcher, nach dem Erforderniß damaliger Kriegsart unförmlich genug und nicht gehörig zu gebrauchen seyen; daß der Feind das Schloß hinten und seitwärts nach Gefallen beschießen, man sich also bei einer dauernden Belagerung ohne vorgenommene bedeutende Veränderungen nicht halten könne. Vor einem gefährlichen Durchzug indessen möge man sich daselbst wohl sichern, jedenfalls aber müßte es mit zwei bis dreihundert Mann Besazung, mit Proviant und Munition versehen werden. Denn da seit Absterben des Landvogts von Bulach keine „sondere Haushaltung“ auf Ortenberg gewesen, so habe man zur Vermeidung unnöthigen Kostens die Verproviantirung unterlassen ([19]). Allein weder unter dem damaligen Landvogt Ludwig von Schönau, noch unter seinem Nachfolger Peter von Meersburg konnte die vorderöstreichische Regierung zu einer durchgängigen Reparation vermocht werden. Nur

(16) Bericht von 1552.

(17) Verschiedene Regierungserlasse von 1561 bis 87.

(18) Arch. Akten von 1569.

(19) Bericht von 1580.

immer stückweise, und nur das Allernothwendigste ließ man repariren, und als Herr Peter um neue Fenster und Böden für seine Wohnung bat, ertheilte man ihm den Bescheid, „sie selbst machen zu lassen". Kaum so viel konnte er erhalten, daß man den Schloßbrunnen, welcher seit fünfzehn Jahren nicht mehr gereinigt worden, und daher ein schlechtes, Krankheiten erzeugendes Wasser gab, räumen und ausbessern ließ ([20]).

Im Jahre fünf und neunzig endlich ward eine Commission zur Bausichtigung und zur Stellung eines Kostenüberschlags der nöthigen Reparationen nach Ortenberg verordnet. Diese Kommission aber scheint von besondern Gründen geleitet worden zu seyn; ihr Bericht ([21]) lautete dahin: „Und haben wir an den Rundeln und Schloßmauern wie auch sonsten, keinen sonderbaren Mangel befunden, der jeziger Zeit zu Erbauung hochnothwendig, man wollte dann die Rundeln und Schloßmauern vornen her, um bessern Ansehens willen, mit Mörtel bestreichen und verweißen lassen, da eben das ganze Schloß ein altes Gebäu ist und ein dunkel' Ansehen hat". Der Sinn dieses Berichts wurde auch bald genug Lügen gestraft, indem schon im nächsten Jahr ein großes Stück der Ringmauer in den Graben stürzte, und der neue Landvogt Rudolf von Landenberg, als er auf dem Ortenberg seinen Siz nehmen sollte, der Regierung bemerkte, daß „es ihm schwer fallen würde, in ein solch' zergänget Haus zu ziehen" ([22]).

Diese Vorfälle und die „drohenden Läufe", welche den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts bezeichneten, veranlaßten endlich die vorderöstreichische Regierung zu dem Befehle einer Generalreparation auf dem Ortenberg, das heißt einer Ausbesserung im Innern, an den Vestungswerken, und namentlich an den Fallbrücken, „damit das Schloß wieder

---

(20) Bericht von 1593. Dieser Brunnen war 50 Klafter tief, scheint aber nicht die hinreichende Menge Wasser geliefert zu haben, da die Stadt Gengenbach von altersher die Verpflichtung hatte, eigens vier Esel anzuschaffen, welche das Wasser und Brennholz auf das Schloß trugen. Zur Unterhaltung derselben gab sie jährlich für Heu 8 Gulden, und ebensoviel für den Eselknecht. „Dagegen (heißt es in den „ortenauischen Stockurbar"), wenn ein Eselknecht angenommen wird, soll man ihn dem Rathe zu Gengenbach schicken, daselbst soll er schwören, der Esel getreulich zu warten, den Haber alle Samstage zu fordern, und wo etwas versäumt würde, es dem Rathe zu melden. Er soll ferner schwören, die Esel nicht ungebührlich zu schlagen, zu stoßen, noch sonst zu verwahrlosen, sondern allweg zu halten, wie von Alters herkommen."

(21) Vom 10ten April 1595.

(22) Bericht von 1598.

durch Aufziehung derselben Tags und Nachts beschlossen und verwahret werde." Geschah aber diese Reparation auch, so hatte der Landvogt noch sehr über den schlechten Zustand der Wehrschaft zu klagen. Alles, was sich vorfand, waren fünf Büchsen auf Rädern im Vorhof, und auf der Sommerlaube fünf und zwanzig Doppel- und gegen sechszig einfache Haken mit ihren Zünd- und Pulverfläschchen, etliche zwanzig Knebelspieße, und höchstens vier Zentner „Kraut und Loth" ([23]). Dabei war das Geschüz größentheils so verbraucht, und das Pulver so verdorben, daß man immer doppelt laden mußte, wovon mehrere Stücke zersprangen. Auf seinen wiederholten Bericht hierüber erhielt Landenberg endlich aus dem Zeughause zu Ensisheim „einige weitere Wehr und Munition" ([24]).

Wie richtig man die Kriegsgefahr geahnt hatte, zeigte sich bald. Der böhmische Krieg wurde nach Deutschland verpflanzt und wüthete daselbst bei dreißig Jahren, bis die Erschöpfung der Partheien den Frieden gebot. Die Ortenau blieb zwar längere Zeit vom Feinde verschont, und die hundert Mann, welche man anfangs nach Ortenberg gelegt hatte, konnten bald wieder verabschiedet werden. Im Jahre dreißig aber erschien der schwedische Marschall Horn, belagerte Offenburg, gewann die Stadt, und nahm in Folge dessen das ganze Rhein- und Kinzigthal in Besiz.

Jezt erhielt der Ortenberg eine schwedische Besazung, welche bei vier Jahren daselbst verblieb, worauf sie einer badischen Plaz machte, wie diese hernach wieder einer östreichischen. Markgraf Friedrich von Baden hatte nämlich durch den Kanzler Orenstierna zum Lohne seiner Anhänglichkeit an die Sache der Protestanten alle östreichischen Lande zwischen Rhein und Schwarzwald zugetheilt erhalten, dieselben sogleich besucht, sich huldigen lassen, und den Grafen von Lüzelburg zum Landvogte bestellt, mit dem speziellen Auftrage, das Kriegswesen in diesen Gegenden zu besorgen ([25]). Da aber geschah der Schlag bei Nördlingen und brachte die Rückkehr der alten Verhältnisse. Die badischen Truppen und Beamten verließen die Ortenau und auf dem Ortenberg wehte wieder die kaiserliche Fahne! Doch änderte sich auch dieses wie-

---

(23) Das heißt: Pulver und Blei. Denn vor Alters nannte man den Saamen, welchem das Pulver so ähnlich sieht, gemeinweg „Kraut"; das Blei aber wurde wegen der Vertheilung nach dem Gewichte mit „Loth" bezeichnet.

(24) Ortenbergische Inventare von 1576, 1595 und 1606. Landvogteiliche Berichte und Erlasse der vorderöstr. Regierung von versch. Jahren.

(25) Vergl. Sachs, bad. Gesch. IV, 536.

der. Es erschien der weimarische Held, Herzog Bernhard, welchem es gelang, sich in kurzer Zeit des ganzen Oberrheinthales zu bemächtigen. Alle vorderöstreichischen Lande wurden sofort von den Schweden besezt, und wenn später denselben einige Theile wieder abgenommen wurden, so wußten sie sich in der Ortenau und namentlich im Kinzingerthal fortwährend noch zu halten, bis die Friedensunterhandlungen von Osnabrück begannen, und der Krieg sich allmählig aus unserer Heimath entfernte. Der Ortenberg hatte also diese Stürme, obwohl bald in Freundes, bald in Feindes Gewalt, glücklich überlebt, und seine alten Mauern blickten noch stolz auf die Umgebung herab. Nichts aber entgeht seinem Schicksale — was durch den langen verheerenden Schwedenkrieg nicht zerstört worden war, das sollte die Beute eines viel kürzern werden.

Ich meine den französischen Krieg der sechziger Jahre, welcher in Holland begann, von da nach Deutschland gezogen wurde, und mit dem Frieden zu Nymwegen endigte. Nachdem das Rheinthal auch diesmal der Schauplaz der streitenden Waffen geworden, wobei es sich namentlich um die festen Pläze Freiburg, Breisach, Straßburg, Hagenau und Philippsburg handelte, konnte die Stadt Offenburg mit dem benachbarten Ortenberg der Aufmerksamkeit des Feindes nicht entgehen. Sie galten für die Schlüssel der Ortenau und des Kinzigthales, und General Türenne befahl ihre Hinwegnahme. Aber erst nach seinem Falle gelang es dem Marschall Crequi, sich des Ortenbergs zu bemächtigen, während Offenburg durch die Vorsorge der kaiserlichen Generale einer Belagerung entgieng. Da der Marschall seine Hauptabsicht vereitelt sah, wandte er sich unmuthig dem Rheine zu. Die französische Besazung auf dem Ortenberg konnte sich daher nicht halten, und verließ das Schloß, nachdem sie es angezunden, und einen Theil in die Luft gesprengt (26).

Eilf Jahre nach der Zerstörung von Ortenberg fand sich der ortenauische Landvogt Michael von Neveu veranlaßt, über die künftige Benüzung der noch brauchbaren Gebäulichkeiten daselbst der Regierung den Vorschlag zu machen, daß, „nachdem auf restabilirten lieben

---

(26) In den Akten finden sich nur allgemeine Notizen über diese Demolirung Ortenbergs. Ein landvogteilicher Bericht vom 9ten Mai 1680 hat die einzige nähere Angabe, daß das Schloß „völlig und gänzlich abgebrannt und drei Thürme sammt einem Eck von der obern Schloßmauer durch die Minen der Franzosen meistens gesprengt seyen.“ Auch in Druckschriften, wie im Theatrum Europaeum steht nichts Spezielleres. Vergl. Kreuter, vorderöstr. Gesch. II, 369. Kolb, III, 47.

Frieden die unumgängliche und höchste Nothdurft erfordere, zu Erhaltung amtlichen Respekts, und damit der bei vielen Unterthanen während des Kriegs stark eingewurzelte Ungehorsam wieder eradizirt und zu vorigem schuldigstem Gehorsam mit Ernst kompellirt und getrieben werden möchte, auf dem ruinirten Schloß, als wohin dergleichen Delinquenten gehören, wiederum ein Paar starke Blockhäuser verfertigt, und zu deren Verwahrung dem Burgvogt dabei ein Unterschlauf von einem Stüble, Kämmerle und Küchele baldigst erbaut werde" ([27]). Nachdem die Regierung diesen Vorschlag zwar genehmigt, aber hintendrein, wie gewöhnlich, die Kosten wieder zu hoch gefunden hatte, wandte sich Neveu unmittelbar an den Kaiser und stellte ihm vor, „wie es zwar nicht ohne sey, daß bei denen noch sehr gering eingehenden Amtsgefällen die Reparation schwer fallen werde, daß aber bei dem Mangel eines andern geschlossenen Ortes in der Landvogtei, die Unterlassung derselben noch mehr Ungelegenheit verursachen dürfte" ([28]). Und hiedurch erreichte er endlich seinen Zweck.

Nicht so glücklich dagegen war der Landvogt, als er sieben Jahre später bei der Regierung ausser einigen Reparationen am Oekonomiegebäude, um die Wiederherstellung der landvögtischen Wohnung bat, „da zu Administrierung der Justiz und Exerzierung der landesfürstlichen Regalien mehr als nöthig sey, daß ein Landvogt nicht in alieno territorio, sondern im Ortenauischen, und zwar in einem beschlossenen Ort, folglich auf dem Schlosse Ortenberg wohne" ([29]). Die Regierung ließ sich hierauf gar nicht ein, und der Siz des Landvogts mit der Kanzlei und dem Archive verblieb fortan zu Offenburg, während der Ortenberg blos noch zum Gefängnisse für die ortenauischen Verbrecher und zum Aufenthalt einiger Rebleute und eines Aufsehers diente, welcher den dortigen Keller mit der Trotte unter sich hatte. Jedoch wurde so wenig an die Gefängniß-Thürme verwendet, daß sie immer sichtbarer zerfielen, und endlich auch diesem Zwecke nicht mehr entsprachen, daher man sich in den siebziger Jahren genöthigt sah, im Dorfe Ortenberg ein neues Gefängniß zu erbauen ([30]).

Von dem an konnte der Ortenberg als völlige Ruine gelten, und die altersgrauen Mauern erlagen mit jedem Jahre mehr dem Zahne der

---

(27) Bericht von 5. Mai 1679.
(28) Bericht vom Mai 1689.
(29) Bericht vom 29ten August 1687.
(30) Ortenberger Bauakten von 1771.

Zeit. Ja, es drohte ihnen wiederholt das Schicksal der meisten Burgruinen, sie sollten von Oekonomen angekauft und abgetragen werden ([31]). Da aber erhoben sie sich plözlich, während Niemand eine solche Wiederherstellung vermuthen konnte, aufs Neue kühn und stolz in die Luft — freilich nicht als Werkzeuge des Kriegs, sondern als Sommersiz ihres Wiederherstellers und als Zierde der Landschaft.

---

(31) Der Verfasser kann hier nicht umhin, seinen Unwillen darüber auszudrücken, wie barbarisch man in neuerer Zeit, oft um eines unbedeutenden Gewinnes oder Nuzens willen, mit alten Bauwerken und anderen Denkmälern verfährt. Will man denn unsere Orte und Landschaften jeder romantischen Zierde, jeder sichtbaren Erinnerung an die kräftige und gemüthliche Vorzeit berauben? Alles Alte, Massive, in die Höhe Gebaute soll niedergerissen werden, um der modernen Glatt- und Plattheit zu weichen. Es liegt etwas ganz Trostloses in dieser Rasiermanie des Jahrhunderts, welcher endlich kein alter Thurm, keine Kapelle, kein Trümmerstück mehr entgeht, wie sie schonungslos auch die schönsten Bäume, Alleen und Gehölze dem kleinlichsten Interesse des Nuzens und Vortheils opfert. Höchst löblich hat daher die eine und andere Regierung durch besondere Verordnungen dafür gesorgt, daß namentlich alte Bauwerke vor der einreissenden Benuzungswuth gesichert bleiben, und an mehreren Orten ist auch bereits ein erfreuliches Streben bemerklich geworden, die ehrwürdigen Ueberreste der Vorzeit durch Schuz und Ausbesserung dem Untergange zu entreissen, und der Nachwelt zu erhalten.

Die französische Verwüstung
der
Rhein-Pfalz.

„Dann wird's mit der Pfalz bei Rhein verloren seyn. Was vor eine Menge Truppen, was vor Lärmen und Gedränge!“ Mit diesen Worten fuhr der kranke Kurfürst Karl eines Tages plözlich aus dem Schlafe auf. Der bei ihm wachende Arzt erschrack darüber, aber nicht wegen des Inhalts der Worte — wie konnte er ahnen, welch' traurige Weissagung sie enthielten? Sichtbar schwanden jezt mit jedem Tage die Kräfte des Kurfürsten, und nach fünf Wochen um die Mittagszeit des sechszehnten Mai, tausend sechshundert fünf und achtzig, erlosch sein abgezehrtes Leben.

Die Stimmung über diesen Todfall hatte etwas Beengendes und Geheimnißvolles. Kurfürst Karl war ohne Leibeserben verstorben, es endigte also mit ihm die simmerische Linie des pfälzischen Hauses. Dieser Umstand und die Art der Krankheit des Hingeschiedenen erzeugten den Verdacht einer Vergiftung. Das Recht der Erbfolge lag dunkel zwischen der veldenzischen und neuburgischen Linie. Es kam zu einem heftigen Erbstreit, und als Herzog Philipp Wilhelm zu Neuburg den einheimischen Prätendenten überwunden sah, erhob sich ein auswärtiger, weit furchbarerer. Was dort mit der Feder entschieden wurde, das sollte hier das Schwert entscheiden, und der Verfolg dieses Erbfolgekriegs führt uns auf den Schauplaz von Thaten, welche — man muß zweifeln, ob mehr der deutschen Nationalehre zur Erniedrigung, oder der europäischen Zivilisation zur Schmach gereichten!

Ludwig der Vierzehnte von Frankreich, der Große, dieser gepriesene, viel besungene, vergötterte Monarch, in seinen ältern Tagen, wo er hätte können gesättigt seyn vom Kriegsruhme, wie von den Genüssen des Lebens, trat als der Held dieses Drama's auf. Aber eben dadurch hat ihn der Herr gerichtet — nie wird das Brandmal von seinem Andenken zu löschen seyn, welches ihm der Name „Pfalz“ aufdrückt!

Der Bruder des Königs, Herzog Philipp von Orleans, hatte

die Schwester des verstorbenen Kurfürsten zur Gemahlin. Diese Verbindung schmeichelte dem pfälzischen Ehrgeiz und gab die Hoffnung glänzender Vortheile; aber sie war nur ein Erzeugniß jener französischen Politik, welche nichts als ihren eigenen Vortheil suchte, und in dessen Verfolg jeden Augenblick Alles preiszugeben fähig war, was unter den Menschen recht und heilig ist. Ludwig der Vierzehnte wollte zum drittenmal Krieg wider Deutschland, was konnte ihm erwünschter seyn, als der Vorwand eines Erbrechts auf die Pfalz? Sonnenklar wurde dargethan, daß der Herzog von Orleans außer der Allodial-Erbschaft seiner Gemahlin nichts anzusprechen habe — es war aber lächerlich, das Kabinet von Saint Germain mit der Feder überzeugen zu wollen, während die ganze Reichsarmee an der türkischen Grenze stund (1).

Nachdem drei Jahre in schriftlichen Verhandlungen verflossen, fieng jener Traum Kurfürst Karls an, in Erfüllung zu gehen. Es war im Spätsommer sechszehnhundert acht und achtzig. Die Pfälzer, in ihrer deutschen Treuherzigkeit, glaubten wohl an keinen Krieg, weil der nimwegische Friede noch viele Jahre nicht abgelaufen war. Da schien der Himmel ein Vorzeichen der kommenden Gräuel zu geben — plözlich verließen alle Störche die pfälzischen, speierischen und badischen Lande. Aber Niemand verstund es, bis am vierzehnten September ein französisches Heer unversehens in die Pfalz einfiel. Der erste feindliche Akt war die Belagerung von Kaiserslautern. Nachdem diese Stadt, troz ihrer heldenmüthigen Gegenwehr, kapituliren müssen, überzog der Feind alles jenseitrheinische Land, und belagerte alsdann Philippsburg, um sich auch des diesseitigen zu bemeistern. Leider konnte sich diese Festung nicht halten, so wenig als es Mainz und Heilbronn vermocht hatten. Die Franzosen sahen also das Thor nach Deutschland völlig offen, und rückten unverweilt vor Heidelberg, die „Krone des pfälzischen Fürstenthums".

Jezt erstaunte Deutschland über den unerhörten Gewaltstreich dieses Friedbruchs, dieser Verlezung des Völkerrechts. Die Pfälzer sahen betäubt den übermüthigen Feind mitten unter sich. Wo war eine Hilfe gegen den frechen Ueberfall? Das Reichsheer weilte in fernen Ländern,

---

(1) Es war den Intriken Ludwigs XIV gelungen, auch die Türken gegen den Kaiser in die Waffen zu bringen, und auf diesen Krieg, an dessen verderblichen Folgen für Oestreich man kaum zweifelte, stüzten sich die weitaussehendsten Plane des französischen Kabinets. Waren die Kronen Karls des Großen und Ludwig des Heiligen nicht wieder zu vereinigen? Wenn Macht und Glück die europäischen Herrscher über sich selbst erheben, so scheitern sie an dem Idol der Universalmonarchie.

und die einheimische Kriegsmacht beschränkte sich auf schwache Besazungen. Noch war der Oktober nicht zu Ende gegangen, als Heidelberg kapitulirte, und der November hatte kaum begonnen, als auch Mannheim, die lezte Festung von Wichtigkeit, sich ergab, worauf der triumphirende Gallier seinen Blick weiter richtete, und verheerende Streifzüge hier nach Franken, dort nach Schwaben unternahm, und allenthalben unerhörte Brandschazungen erpreßte.

Zwar hatten die Franzosen den Kapitulirenden billige Bedingungen gestellt, und ihre Akkorde und Zusagen feierlichst beschworen. Aber es schien wie zum Hohne geschehen zu seyn, denn von Allem hielten sie nichts. Im Gegentheil, sie steigerten mit jedem Tage ihren Uebermuth, ihre Erpressungen und Gewaltthätigkeiten. Es wäre ermüdend, all' die traurigen und empörenden Einzelnheiten des französischen Betragens in den verschiedenen Theilen der unterjochten Pfalz zu schildern. Wir beschränken uns auf das einzige Heidelberg (2), in dessen Chronik man folgende Schilderung findet: „Ein Probestück, wie man auf ihre Parol vertrauen könne, erwiesen die Franzosen gleich anfangs in dieser unglücklichen Stadt, indem sie in den Artikeln der Uebergabe zwar feierlich angelobet hatten, dieselbe mit Raub und Brand zu verschonen, aber nach wenigen Tagen schon eine Brandschazung von fünfzig tausend Gulden forderten, unter der Androhung, wo sie das Geld nicht sogleich erlegen würden, die Einwohner ein sehr übles Traktament zu erwarten hätten. Als nun solche Summe nicht aufzubringen war, legten sie etliche Presser zur Execution in die Häuser der vornehmsten Herren und Räthe, welche freie Zehrung und was ihnen nur gefiel, mit größtem Ungestüm forderten. Hühner, Gänse, Enten und anderes Geflügel stachen und schossen sie in den Gassen und Stuben todt, und zwangen hernach ihre Wirthe, solche zu kochen und zu braten. Den Wein, welcher ihnen nicht schmeckte, gossen sie auf die Erde, und trieben eine Menge ähnlichen Uebermuths. Als nun die armen, gedrückten Leute sich beschwerten, daß ihr Verfahren gegen die Kapitulation liefe, erwiderte der Kommissarius ganz unverholen: man kehre sich an keine Kapitulation — das Geld müßte erlegt seyn, es komme her, wo es wolle! Und um ihre Botmäßigkeit noch mehr zu zeigen, ließ der französische Gouverneur einen scharfen Befehl ergehen, daß Niemand in der Stadt, ausser den gebornen Edelleuten, einen Degen tragen dürfe. Es war aber diesen Feinden nicht genug, die armen Leute zu quälen, sie wollten ihre Wuth auch an den leblosen Steinen kühlen. Zu diesem Ende kamen einige Minirer

---

(2) Kayser's histor. Schauplaz der Stadt Heidelberg. S. 302.

an, den schönen, festen Karlsthurm schleunig zu untergraben und in die Luft zu sprengen, welchem Beispiele die Schloß- und Stadtmauer bald folgen mußte. Alle Fruchtbäume in den Gärten mit sammt den Weinreben wurden niedergehauen und verderbt; den Behörden ließ man andeuten, wofern sich die entwichenen Räthe, Bediente und Bürger nicht innerhalb vier und zwanzig Stunden zu einem verhältnißmäßigen Beitrag für die Winterquartiergelder verstehen würden, man ihre Güter verkaufen und ihre Häuser niederreißen werde".

Endlich, nachdem beinahe der ganze Südwesten von Deutschland eine Beute der französischen Invasion geworden, zeigte sich ein Hoffnungsstern der Rettung. Belgrad war erobert worden, und der Kaiser konnte jezt den Reichskrieg gegen Frankreich erklären. Man versprach sich einen um so glücklichern Erfolg desselben, da auch England und Holland gegen Ludwig rüsteten. Aber wie theuer sollte die Befreiung vom Joche des Feindes erkauft werden! Als das Kabinet von Saint Germain die Absicht des Kaisers erfahren hatte, erließ es einen abscheulichen Befehl, um sie zu vereiteln. Das kaiserliche Rettungsheer möge erscheinen, es solle nichts finden, — als eine Wüste! Dieser Befehl war die Geburt des Ministers von Louvois, und das Werkzeug seiner Ausführung der General von Melak (3).

Kaum hatten sich einige deutsche Truppen der Pfalz genähert, als Melak seinen Auftrag von Heidelberg aus zu vollziehen begann. Um die Mittagszeit des acht und zwanzigsten Januars sechszehnhundert neun und achtzig versammelte er die französische Kavallerie vor dem Speirerthor und beorderte sie in bestimmten Abtheilungen nach Rohrbach, Leimen, Nußloch, Wiesloch, Kirchheim, Bruchhausen, Wieblingen, Edingen, Eppelheim und Neckarhausen. Diese Orte hatten zwar die auferlegte Kontribution und Fourage meist richtig geliefert, und nirgends eine spezielle Veranlassung zu Maßregeln des Zwangs oder der Rache gegeben, aber was half ihre Folgsamkeit — in wenig Stunden waren sie sämmtlich ein Raub der

---

(3) Dieser Melak war der Sohn einer geringen Familie hatte und von Jugend auf in der königlichen Armee gedient. Er zeichnete sich nur durch seine soldatische Strenge, seine Herzlosigkeit und Frivolität aus. Als einst vom Kriege in Italien die Rede war, sagte er: "Je defendrai l'Italie contre Jesus Christ et contre tous les diables". Mit barbarischem Lächeln nannte er sich selbst öfters einen "Bruder des Teufels". Solche Brigands bevorzugte damals Louvois, während er verdiente Generale, weil sie noch ein menschliches Gefühl verriethen, zurücksetzte. Arme Völker, wenn es in der Hand eines Ministers liegt, solche Bestien über euch zu schicken!

Flammen! Die Einwohner, welche es versucht hatten, den eingelegten Brand zu löschen, oder einige Habe zu retten, waren ergriffen, nackt ausgezogen und mishandelt worden. Und damit die Flamme ja nichts verschone, so wurden des andern Tags einige Orte wiederholt heimgesucht und in Brand gesteckt.

Nach diesem ersten Probestück seiner Mordbrenner-Kunst zog Melak gegen Handschuhsheim, ließ Alles, was unterwegs angetroffen wurde, muthwillig niederhauen, das herrliche Dorf bis auf die Kirche und das Waisenhaus, welche ein vornehmer Herr durch seine Bitten rettete, völlig niederbrennen, und an den dahin geflüchteten Heidelbergern eine unmenschliche Rache nehmen. Zu gleicher Zeit war die Stadt Ladenburg geplündert worden, und am ersten Februar sollte es der Stadt Weinheim gelten; die dort gelegenen Reichstruppen aber trieben den Feind mit großem Verluste zurück. Dieser rächte sich hierauf an Schriesheim, Neuenheim und Dossenheim, wo er das Beste aufpackte und alles Uebrige barbarisch verwüstete.

So verfuhren die Franzosen zunächst um Heidelberg. „In der Stadt selbst, fährt die Chronik fort (*), plagten sie die Einwohner dermaßen, daß selbst die wohlhabenden Bürger dasjenige erbetteln mußten, was sie ihren Plagegeistern aufzustellen hatten, welche beinahe stündlich so viel verschwelgten, wie man sonst in Wochen verzehrte. Als ihnen aber die tapfern Deutschen je länger je näher auf den Hals kamen, sie ausser der Stadt öfters tüchtig abklopften, und ihren längern Aufenthalt unmöglich machten, so nahmen sie endlich einen grausamen Abschied. Früh Morgens am sechszehnten Februar wurde das Schloß bis auf wenige Gemächer in die Luft gesprengt. Diesem folgte die Neckar-Brücke. Alsdann wurden die Kanzlei, der Marstall, das Rathhaus und eine Reihe anderer Gebäude angesteckt. Während des Brandes stund Melak auf dem Marktplaze und äußerte lächelnd sein Vergnügen an dem grausen Schauspiel. Obwohl bei vierhundert Soldaten kommandirt waren, die ganze Stadt einzuäschern, so hatten doch einige Offiziere noch Mitleiden mit den armen Bewohnern und deuteten ihnen an, durch angezündetes Stroh einen Rauch in ihren Häusern zu machen, damit es den Anschein habe, als wären sie angesteckt, wodurch dann einige Theile glücklich gerettet wurden. Andern Offizieren, besonders dem General de Tesse, preßte das Jammergeschrei der armen Heidelberger Thränen aus dem Auge; aber als der Bürgermeister vor ihm auf die Kniee sank und um Erhaltung der noch übrigen Stadttheile bat, erwiderte er: „Euer

(*) Vergl. Teutschmuths französischer Attila, S. 440.

Unglück thut mir leid, allein der strenge Befehl des Königs gestattet keine Schonung" (5).

Der Verwüstung Heidelbergs folgte unmittelbar die völlige Demolirung von Mannheim. Man begann mit Einreissen der Häuser am fünften März, und in kurzer Zeit lagen Stadt und Festung so völlig

---

(5) Merians Theatrum Europaeum, die Hauptquelle für diese Kriegsgeschichte enthält (XIII, 679) folgendes Schreiben, welches der Kurfürst Philipp Wilhelm während der Heidelberger Affairen an den Kaiser richtete.

"Obwohln Ew. kais. Majestät mit meinen Lamentationen billig verschonen sollte, so finde mich doch Pflichten und Gewissens halber obligirt, den elenden Zustand der kurpfälzischen Lande gehorsamst zu berichten, welcher darin besteht, daß die französischen Wüthrich, nachdem sie kurz vorhero eine große Anzahl der schönsten Flecken und Dorfschaften um Heidelberg auf allerhand Weise tyrannisirt, selbige alsdann ausgeplündert, und Alles niedergehauen, sie hernach ihre abscheuliche Grausamkeiten auch diesseits des Neckars barbarisch fortgesetzt haben, und zwar insonderheit in Handschuhsheim, woselbsten über 150 Menschen begraben worden; gestalten nicht weniger auch in diesem wie noch andern Orten, ehe sie dieselben eingeäschert, mit denen jungen Mägdlein und Weibern auf freien Straßen, in Gegenwart der Aeltern und Ehemänner, mit gewaltthätiger Bestialität bis auf den Tod verfahren, und was das Grausamste ist — sogar den schwangern Weibern, als sie ihre viehische Gewalt an ihnen verübt, die Leiber aufgeschnitten und die unschuldige Frucht herausgerissen. Und weilen diese antichristischen Barbaren mit obigen Prozeduren nicht ersättiget, haben sie zu Heidelberg all' meine noch zurückgebliebene Mobilien, die ich doch von den orleanischen Allodialerben selbst erkauft und bezahlt, samt meinen Weinen weggeführt, auch viel meiner Bedienten-Bagage ausgeraubt, und die arme Bürgerschaft, deren kürzlich über 300 verlaufen, mit unerhörten Brandschazungen, Winterquartier- und Fourage-Geldern — Alles gegen die der Stadt und Universität aufgedrungene, vom Dauphin und seinem General selbst bekräftigte Kapitulation, durch mehr als türkisches Prügeln, Hauen und Stechen, bis auf das Mark ausgesogen; über dies Alles mein Residenzschloß, woran so viel' aus dem Kurhaus der Pfalz entsprossene Kaiser, Könige und Fürsten kostbarlich gebauet haben, gesprengt und durch Feuersflammen zu einem Aschen- und Steinhaufen gemacht; meinen schönen Marstall, dergleichen wenig im Reich sein werden, völlig abgebrannt, die gedeckte und künstlich in lauter Gehängwerk eingerichtete Neckarbrücke, welche anfänglich die Römer gebaut, mitsamt ihren aus dem Grunde des Neckars heraus gemauerten Jochpfeilern und den beiderseitigen starken Thürmen gesprengt; in der Stadt, nach vorherigem Mord und Raub, das Rathhaus mit vielen Privathäusern eingeäschert und die Stadtmauern mit denen Thoren theils zerlöchert, theils ganz niedergeworfen. Und weilen dergleichen unmenschliche Thaten gleichwohl von Türken und Heiden nicht dergestalt verübt worden, so müßen sie auch nicht von Menschen, sondern von dem leidigen Satan herrühren".

zerstört, daß sie einem großen Schutthaufen glichen, woran von der frühern Gestalt keine Spur mehr zu erkennen war. Und während nun die kaiserliche Hauptarmee immer näher rückte, beeilten sich die königlichen Mordbrenner noch allenthalben vor ihrem Abzuge die Gräuel der Verwüstung zu verbreiten. Schonungslos wurden nicht nur die pfälzischen Städte Frankenthal, Oppenheim, Kreuznach, Alzei, Ingelheim, Bacharach, Wachenheim und Neustadt niedergebrannt, sondern auch die Bischofsitze Speier und Worms, alsdann die kraichgauischen Hauptorte Bruchsal und Bretten, wie die ortenauischen und badischen Städte Offenburg, Gengenbach, Lichtenau, Oberkirch, Durlach, Ettlingen, Rastadt, Steinbach, Kuppenheim, Baden und Pforzheim (6). Denn jener Louvois, nicht gesättigt durch die bisherigen Opfer, hatte an den Marschall Düras die Ordre erlassen: „Es ist der Wille Seiner Majestät, daß kein einziger Ort, dies- oder jenseits des Rheins, welcher dem Feinde zum Vortheil oder uns zum Nachtheil dienen könnte, übrig bleibe. Ich ertheile Euch also den Befehl und die Vollmacht zu der gänzlichen Zerstörung solcher Orte, und erwarte eine genaue Erfüllung des königlichen Willens“.

Düras war aber nicht im Stande, eine so höllische That allein zu vollführen. Er wendete sich an Melak, und nur mit Hilfe dieses bewährten Mordbrenners gelang ihm während der Sommermonate jene kannibalische Verheerung des ganzen Rheinthals von Mainz bis hinauf über Straßburg. Was der Schwedenkrieg, bei all' seinem politischen und religiösen Fanatismus, eine volle Generation hindurch nicht verwüstet hatte, das that die französische Invasion in wenig Monaten — ohne Noth und ohne Vortheil, blos als Maßregel der Rache einer verlezten Eitelkeit (7).

Und dieses Werk der empörendsten Barbarei — die himmelschreiendste Verlezung des Menschen- und Völkerrechts, die tiefste Erniedrigung Deutschlands durch eine heroische Nachbarnation, durch einen christlichen

(6) Vergl. Sachs, bad. Gesch. V, 21.

(7) Die Verwerfung des Kardinals von Fürstenberg, jenes königlichen Günstlings, bei der kölnischen Bischofswahl, hatte den ehrgeizigen, sich allmächtig dünkenden Ludwig so in Harnisch gebracht, daß man die pfälzische Verwüstung als eine Rache ansah, und die Schuld des ganzen Unglücks auf den Kardinal schob, dessen Treulosigkeit an der vaterländischen Sache dadurch noch mehr gebrandmarkt werden sollte. Hatte die Invasion auch andere Gründe, so war allerdings diese Wahlgeschichte eine besondere Veranlassung der ausgesucht barbarischen Art, womit Ludwig das Rheinthal verheeren ließ.

König, geschah offen und unverholen vor den Augen von ganz Europa! Aber die Hofpolitik, die Diplomatie, diese Kunst der Künste, entschuldigte und rechtfertigte sogar, was von allen menschlich Gesinnten als ein ewiger Schandfleck der Humanität und Civilisation des Jahrhunderts verabscheut wurde.

So ist unter Völkern und Fürsten auch bei allem Glanze einer geistigen Kultur das Abscheulichste möglich, wenn gute Verfassungen fehlen, diese einzig wahren und dauernden Schranken der menschlichen Herrschsucht und Niedertracht (8).

---

(8) In welche Betrachtungen verliert sich hier der Geist? Es eröffnet sich ein weites Feld der Hoffnung und Furcht. Aber dürfte man seine Befürchtungen laut werden lassen, dürfte man aussprechen, was uns neuerdings droht? Oder wäre es erlaubt zu sagen, welche Kräfte sich regen? Wie tief die geistige Gährung dringe, deren Erzeugniß ein neues, kräftiges Nationalgefühl zu werden verspreche? Ein Nationalgefühl, welches feindliche Invasionen, wie die französische in der Pfalz, welches die Schmach und Erniedrigung, die wir so oft erlitten, für fernerhin unmöglich machte? Dürfte man laut dem Zuge des Herzens folgen und die tröstenden Bilder einer großen Hoffnung für die Zukunft Deutschlands, dieser Heimath des treuesten Bürgersinnes, der Feder anvertrauen? Dürfte man dies, ohne misverstanden oder misdeutet zu werden? Der redliche Patriot muß oft irre werden und verstummen, wenn man Gift in Worten findet, welche nichts als ein unschuldiger Erguß seiner Gefühle für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes sind.

Hatto,

Bischof zu Basel, Abt zu Reichenau.

Der Ursprung der bischöflichen Kirche zu Basel ist durchaus dunkel. Nach den Sagen und Legenden hätte sie schon im dritten Jahrhunderte unter dem Hirtenstabe des heiligen Pantalus geblüht; die Geschichte nennet den Bischof Walanus, einen Zeitgenossen Karl Martells, als ersten Vorsteher. Seine nächsten Nachfolger hießen Baldebert, Haicho und Waldo. Als der Leztere im Jahre achthundert und eins verschied, erhob Karl der Große den Meister Hatto von Reichenau in die erledigte Würde (1). Dieser Hatto stammte aus dem Geschlechte der Ahnen des gräflichen Hauses von Zollern. Schon als fünfjähriger Knabe war er in die adelige Schule nach Reichenau gekommen, wo man bald ein ungewöhnliches Talent in ihm entdeckte. Seine Liebe für die Wissenschaft war entschieden, und er mochte sich gerne entschließen, die glänzendere Laufbahn seiner ritterlichen Brüder mit dem stillen Wirkungskreise eines Lehrers zu vertauschen. Hatto nahm den Orden, wurde Priester und bald hernach Vorsteher der reichenawischen Schule.

Nachdem er hier eine Reihe ausgezeichneter junger Männer im Dienste der Musen herangezogen, traf ihn jene Berufung an das Bisthum Basel. Karl der Große schäzte nichts höher als die geistige Bildung. Er hatte sein Zeitalter erkannt, und fühlte die Pflicht, welche ihm als Vater der Völker oblag. Die größten Hindernisse des Fortgangs der damaligen Gesellschaft waren Rohheit und Unwissenheit. Mit Betrübniß sahe dies der Kaiser. Seine gewaltige Faust konnte das Schwert wohl siegreich führen; aber es stund kein Heil zu erwarten ohne die Gründung der geistigen und sittlichen Kultur. Da gebot Karl die Anlegung von Schulen in allen Klöstern, Chorherren- und Domstiften. Ueberall beförderte er die Aufnahme der Wissenschaft und Kunst, jeder tüchtige Geistliche und Gelehrte durfte seines Schuzes gewärtig seyn; um sich selbst hatte er einen Kranz der ausgezeichnetsten Talente versammelt.

Jene Verordnung und dies Beispiel führten auch zum schönsten Er-

---

(1) Vergl. Ochs, Gesch. v. Basel, I, 73, 150.

folge. In vielen Klöstern erzeugte sich bald ein lebhafter Eifer im Anbaue des Geistes. Die Abtei **Reichenau** besonders that sich hervor. Längst war die Sorge des Abts die Errichtung einer Bibliothek gewesen, denn es galt der Grundsaz: »Vita spiritualium sine libris nihil est«. Das Geschenk eines seltenen Buches schäzte man so hoch als eine Vergabung an Gütern oder Zinsen, und es wurde zur gewohnten Sitte, daß Niemand zu Reichenau in den Orden trat, ohne das Kloster mit irgend einer Schrift zu bereichern.

Abt **Waldo**, der eigentliche Begründer des Ruhmes von Reichenau als einer **gelehrten Anstalt**, hatte mit Mühe und Kosten einen Schaz verschiedener Werke erworben und eine große Anzahl bei befreundeten Klöstern durch seine Mönche abschreiben lassen. Man besaß eine ungemeine Uebung in der Schreibkunst, denn sie wurde mit besonderm Fleiße erlernt und so hoch gehalten, daß selbst viele Prälaten sich damit befaßten, und es für kein geringes Verdienst ansahen, schöne Buchstaben zu malen. Die damalige Schriftsprache war bekanntlich die lateinische. Dieses Latein aber modelte sich nach deutschen Begriffen, nach deutscher Art und Weise, und erscheint als eine eigene Sprache, die man unbillig für so barbarisch ausgiebt. Einige Gelehrte haben es indeß auch damals schon versucht, das Deutsche niederzuschreiben, und es wird in alten Zeitbüchern erwähnt, daß der reichenauische Mönch Edelfried, ein geborner Sachse, mehrere Bücher in seiner Landesmundart abgefaßt habe.

Waldo's eifrige Sorgfalt dauerte unter seinen Nachfolgern noch einige Zeit gleich lebhaft fort, und als Walafried der Schieler, der ausgezeichnetste von allen reichenauischen Gelehrten, um die Mitte des neunten Jahrhunderts Abt war, zählte die Klosterbibliothek schon gegen tausend Bände, eine für damals nicht geringe Sammlung; weiland des großen Kaisers eigene hatte nur fünfzig gezählt! Es waren darunter die sämmtlichen Werke der Kirchenväter, die Legenden der Märtyrer, alsdann die besten Grammatiken und eine Menge aszetischer Schriften, aber nichts destoweniger auch alterthümlich klassische Werke, ein Cäsar, Plinius, Virgil, ein Vitruv, Flavius Josefus und andere, gleichwie einige Geschichtschreiber aus der merovingischen Zeit, ferner die römischen und deutschen Gesezbücher mit den Kapitularien der fränkischen Könige, und ein Volumen deutscher Gedichte (2).

(2) Vergl. den **Katalog** der reichenauischen Bibliothek aus dem 9ten Jahrhundert bei **Neugart**, episc. const. I, 536. Man denke sich deutsche Gedichte aus der Zeit Karls des Großen — welch ein kostbarer Schaz müßte das für unsere National-Literatur seyn! Aber das den Deutschen fast in

Die Schriftsteller zeigten eine große Vorliebe der weltlichen Wissenschaften, ohne das Studium und die Bearbeitung der heiligen Schriften zu vernachläßigen; selbst in der Dichtkunst haben sich einige nicht unglücklich versucht. Ihr gewöhnlicher Fehler ist ein überflüssiger Wortaufwand, der aus falscher Nachahmung der Psalmen entsprang, einer Lieblingslektüre der damaligen schönen Geister. Wie fleißig übrigens gelehrt und geschrieben wurde, hievon ist das sprechendste Zeugniß, daß man innerhalb eines Jahrhunderts von wenigstens zehn ausgezeichneten Gelehrten noch gegen fünfzig Werke besitzt, und wie viele mögen im Sturm der Jahrhunderte zu Grunde gegangen seyn!

Diesen Anfang nahm die Wissenschaft in Deutschland. Es sind seitdem tausend Jahre vorübergegangen, und wir besitzen jezt den Ruhm des gelehrtesten Volkes der Erde. Auf so lang und in solcher Ausdehnung kann die Wirkung der Einrichtungen guter Fürsten seyn! Man mag an Karl dem Großen Mancherlei billig tadeln; er aber hat aus dem Chaos der Völker einen Staat erhoben und den Anbau des Geistes gegründet; er war ein Eroberer, aber er ehrte die nationalen Geseze, Sitten und Sprachen — die deutsche, dem herrschenden Latein gegenüber, kultivirte er selbst. Wenn man bedenkt, welcher wichtige, entscheidende Zeitpunkt es war, als er den Thron der größten europäischen Monarchie bestieg, so darf man ohne Uebertreibung sagen, wir verdanken ihm zuerst das Beste dessen, was wir geworden sind.

Nachdem Karl vierzig Jahre hindurch in beinahe steter Kriegführung gelebt, legte er das Schwert endlich nieder und widmete den Abend seines Lebens der Herstellung des Friedens. Sein Sohn Pipin hatte früher einen Theil des Venetianischen gegen den griechischen Kaiser erobert. Um sich nun auch mit dem byzantinischen Hofe auszusöhnen, opferte er gerne jene Eroberung auf. Zur Unterhandlung fand Karl keinen geschicktern Mann, als den Bischof von Basel, seinen Rath und vertrauten Freund. Hatto unternahm die Gesandtschaft mit seinem Schüler Erlbald, in Begleitung der Grafen von Tours und Frejus. Es war im Jahre achthundert und eilf, als er von Achen nach Konstantinopel reiste. Der lange Weg zu Land und Meer bot mancherlei Schwierigkeiten und Gefahren dar (3); doch lohnte der Erfolg reichlich alle ge-

---

allen nationalen Interessen so misgünstige Geschick hat uns auch dieses Denkmal der Vorzeit entrissen.

(3) Wie Walafried singt: — regali munere fultus
Dirigiturque maris trans aequora fasta profundi
Graecorum ad proceres, scopulisque allisa carina

habte Mühe und Noth. Der gewünschte Friede ward zu Stande gebracht und bald auf's feierlichste bestätigt (4). Ueber die Ereignisse dieser Sendung und Reise schrieb Hatto nach seiner Heimkunft ein ausführliches Memoire, welches leider verloren gegangen ist (5).

In Verwaltung seines Hirtenamtes gehörte Bischof Hatto zu den eifrigsten Prälaten damaliger Zeit. Das Bisthum Basel verdankte ihm gleichsam die zweite Stiftung, die eigentliche Belebung; von seinen Vorwesern weiß man nichts, als ihre Namen. Und für Reichenau, wo er seit Waldo's Versezung nach Sainte Denis das Vorsteheramt versah, sorgte Hatto ganz im Geiste dieses vortrefflichen Abts. Denn nicht nur verdankte ihm das Gotteshaus eine Reihe wichtiger Erwerbungen und die Bezähmung der gewaltthätigen Kastvögte, sondern auch die Pflege und Hebung seines geistigen Flors. So schickte er seine vormaligen Schüler Grimald und Tatto nach Italien, um die Regel des heiligen Benedikt aus erster Quelle zu erlernen, den Erlbald und Wetin aber zu dem berühmten Skotus, damit sie sich in den sieben freien Künsten vervollkommneten. So mahnte er seine Mönche nicht nur mündlich, sondern auch durch eigene Schriften, wie durch sein vorleuchtendes Beispiel von ihren Verirrungen und Lastern ab (6).

Fundit onus, cunctumque virum; sed praesul ab undis
Seque suosque manum domino praebente recepit.

(4) Vergl. *Perz*, monum. German. histor. I, 49, 198, 355.

(5) »Dolendum maxime, ejus *Hodoeporicum* seu relationem de itinere Constantinopolim suscepto intercidisse, unde absque dubio multa suppeterunt, non solum ad auctoris vitam, sed ipsam etiam historiam ejus aevi illustrandam«. *Neugart*.

(6) Zu diesem Zwecke schrieb Hatto unter anderm eine Erscheinung nieder, welche der Mönch Wetin drei Tage vor seinem Tode gehabt hatte. Diese Schrift, worüber Walafried später ein Gedicht verfaßte; ist bei Mabillon, acta sanct. I, 265 gedruckt. Folgende Stelle daraus diene zur Schilderung des damaligen Mönchswesens und zugleich als Beispiel der Schreibart Hatto's: »In coenobiis monachorum admonendum est, ut vitiorum radicibus arefactis virtutum possint germina pullulare, quia majoris numeri frequentia reperitur eorum, qui mundanis necessitatibus se conferunt. Certandum est totis viribus, ne multitudine carnalium tepescat vita spiritualium. Caveatur avaritia, qua dominante ad paupertatem spiritus non descenditur. Ciborum et potus ingluvies vertatur in vix sufficientem victus necessitatem. Superbiae tumor mutandus est in humilitatem non fictam, in quibusdam enim videtur cervicum inflexio, sed non deponitur in eis cordis erectio. In hoc enim maxime vita apostolici ordinis confunditur, quod virtutes vitiis fuscantur, et dum culpa, quae sub specie pie-

Als Bischof aber, um die gesunkene Geistlichkeit seines Sprengels zu reformiren, verfaßte er eine genaue Vorschrift ihres Berufs und ihrer Lebensweise. Diese Sazungen sind ein sehr merkwürdiges Aktenstück aus dem neunten Jahrhundert, und werfen das hellste Licht auf die Bildungsstufe der damaligen Landgeistlichkeit. „Jeder Priester, heißt es darin, soll das Vaterunser und den christlichen Glauben lateinisch und deutsch auswendig wissen. Er soll wissen, was das Sakrament der Taufe, Firmung und des heiligen Abendmahles sey; ferner wie und wann man taufe. Kein Geistlicher darf fremde Weibsleute bei sich beherbergen, und keiner ein Wirthshaus besuchen, weder daheim noch auf der Reise. Keinem ist es erlaubt, auf die Jagd zu gehen, oder öffentlichen Lustbarkeiten beizuwohnen. Jeder wisse, daß auf das Erkaufen geistlicher Aemter die Exkommunikation gelegt sey. Keiner soll einen herumziehenden Priester aufnehmen und die Messe lesen lassen ohne unser Vorwissen. Wer die Messe an ungeweihten und unschicklichen Orten liest, soll seines Amtes entsezt werden. Jeder sorge dafür, daß keine Weibsleute am Altare ministriren, selbst die Nonnen nicht einmal (7). Kein Pfarrer soll unnöthiger Weise seine Gemeinde verlassen, um Besuche zu machen, oder um zu wallfahrten. Keiner soll in seiner Kirche etwas Anderes lesen oder singen, als was die katholische Kirche vorschreibt; keiner in der Bußauflegung nach Haß oder Gunst verfahren. Das Volk soll der Priester durch Beispiele aus der Natur und aus dem Leben zur Erkenntniß Gottes führen; er soll zeigen, was zum ewigen Leben und zur ewigen Verdammniß führe. Ueberhaupt aber möge jeder bemühet seyn, als die Zierde seiner Kirche zu erscheinen" (8).

In diesem Sinne arbeitete **Hatto** für die Emporhebung der Wissenschaft, der Religiosität und Sittlichkeit. Endlich erbaute er sowohl auf der Reichenau, als zu Basel ein neues Münster, größer und würdiger, wie das alte. Walafried durfte in damaligem Style billig singen:

«Maxima Hattonis nituerunt facta per orbem».

---

tatis intrauit, in usu retinetur, jam quasi pro lege recte vivendi defenditur; ideoque in multis regionibus Germaniae et Galliae istius ordinis homines ut ad veram Christi humilitatem et voluntariam paupertatem informentur admonendi sunt, ne à janua vitae repellantur».

(7) Seine Sorgfalt hierin gieng so weit, daß er diesem Paragraphen beifügte: «Quod si pallae altaris lauandae sunt, a *clericis* abstrahantur, et ad *cancellos* feminis tradantur et ibidem repetantur. Similiter et a presbyteris, cum oblata ab eisdem mulieribus offeruntur, ibidem accipiantur et ad altare deferentur».

(8) Vergl. **Hottinger**, helv. Kirchengesch. I. 864.

Nach einem so thätigen Wirken wurde der greise Vorsteher durch eine Krankheit genöthigt, seine beiden Würden niederzulegen; er wohnte von dem an als schlichter Mönch in einer Zelle zu Reichenau. Ruhig verfloß ihm der Abend seines gesegneten Lebens; das ganze Kloster verehrte ihn als einen Vater; Erlbald, der neue Abt, that nichts ohne seinen Rath (9). Hatto starb im Jahre achthundert sechs und dreißig, im vier und siebzigsten seines Alters.

Dies ist das Leben eines Mannes, dessen Name zum Symbol der unter Karl dem Großen in Deutschland zuerst aufblühenden Geisteskultur dienen kann. Die Historie scheint oft ungerecht; sie spricht von Eroberern, von Tyrannen, von glücklichen Betrügern, während das stille Wirken vieler Wohlthäter ihrer Zeit durch halbvermoderte Pergamente aus dem Grabe der Archive kaum endlich an den Tag kommt.

---

(9) Vortrefflich besingt Walafried den Charakter Hatto's in folgenden schönen Versen:

»Pastor ovile tenens, cujus pars magna profanis
Actibus insistens, Christi de valle viavit.
Provida quippe Dei talem sapientia patrem
Constituit, qui cuncta sacris sub legibus arcens
Rurctenus destructa novat, geminamque ruinam
Elevat, inque Dei varium transmutat honorem,
Interiora medens, atque exteriora reformans.
Cujus ad ingenium nullus mihi sermo redundat
Narrandum, quando specialis in orbe refulget
Doctus, in incultis jacens sacra semina sulcis.
Largus in auxilio, vita probus, aptus amori,
Justus in arbitrio, arte sagax, perfectior actu.
Quid moror ista canens? Cum possim jure fateri,
Me nescire alium, qui compensetur ad istum«.

Statistische Abtheilung.

„Die Statistik ist eine bei dem jezigen Stande der Staats- und Volksverhältnisse für Gesezgebung und Verwaltung unentbehrliche Wissenschaft geworden."

M.

National-Vermögen

des

Großherzogthums Baden.

Es ist für die Statistik des Großherzogthums eine besondere Abtheilung der Badenia bestimmt worden, um darin das Wissenswertheste aus der badischen Staats- und Volkskunde in abgesonderten Aufsäzen und tabellarischen Uebersichten zu deponiren. Die Statistik, als Grundlage der Gesetzgebung, als Werkzeug tieferer Kenntniß des menschlichen Lebens und Treibens, soll auf einer sicheren Basis beruhen. Sie soll sich fußen auf gründliche und genaue Berechnungen, und soll Resultate liefern, welche keine oberflächlichen Raisonnements erlauben, sondern zu einer gediegenen Beurtheilung des jeweiligen Zustandes der Volks- und Staatswohlfahrt führen.

Die meisten Staaten haben die Wichtigkeit dieser umfassenden Wissenschaft längst erkannt, und solches durch Errichtung und Pflege statistischer Bureaus kund gegeben. Einige wenige, welche noch keine besizen, unter diesen Einer, der zu den ausgezeichnetsten des deutschen Vaterlandes gehört, haben wenigstens die Benuzung offizieller Quellen gestattet, und so treten auch diese an das Tageslicht. Demungeachtet muß der Statistiker bedauren, daß seine Quellen manchmal an Unvollständigkeit leiden, und er nur durch mühsames Studium und glückliche Vergleichung mit guten Quellen anderer Staaten ein Medium der Wahrheit erzielen kann. Vollkommen ist ja aber nichts unter der Sonne, und dem billigen Leser wird es genügen, vorerst Dasjenige zu erhalten, was ein redliches Bestreben nach möglichster Vollkommenheit zu leisten im Stande ist. Um der Beurtheilung mehr Raum zu geben, und künftige Vergleichungen zu erleichtern, beginnen wir mit der Grundlage des Landes, und versuchen es, das Nationalvermögen unseres Großherzogthums zu beschreiben.

Die Größe des **Volksreichthums** eines Landes, oder die Masse der im Besiz der Bürger eines Staates vorhandenen, sowohl sinnlichen als geistigen Güter zu berechnen und darzustellen, ist eine jener schwierigen Aufgaben, die vollständig zu lösen ebenso unmöglich bleibt, als die Ergründung aller Elemente unseres Erdkörpers. Dennoch müssen bei diesem wichtigen und umfassenden Gegenstände auch nur **annähernde** Zahlen eine stets wünschenswerthe Sache seyn. Wir besizen von ganz großen Staaten, insbesondere von **Frankreich** und **England**, derartige Berechnungen, deren Werth allgemein anerkannt ist; auch haben die Beschreibungen von **Wirtemberg** und von **Baden** [1] statistische Darstellungen gegeben, die nicht ohne Beifall aufgenommen wurden. Es sey nun hier unsere Aufgabe, diese Leztere zu vervollständigen und sie den neueren Ansichten und Erfahrungen anzupassen.

Das sämmtliche Landes- oder Volksvermögen des Großherzogthums **Baden** besteht im **Grundbesiz**, im **Viehstand**, in **Bergwerken** und **Salinen**, **Steinbrüchen**, **Steinkohlen-** und **Torflagern**, in **Gebäuden**, **Straßen**, **Flüssen** und **Seen**, **Brücken** und **Häfen**, in **Gewerben**, **Fabriken** und **Kapitalien**. Wir bringen diese verschiedenen Bestandtheile unter ihre Hauptrubriken und geben in soweit ihre speziellen Berechnungen, als es die Bogenzahl dieser Blätter erlaubt.

I. Landwirthschaft.

A. Grundeigenthum.

Das Großherzogthum **Baden** besizt nach Angabe des Controlbureau der Großherzoglichen Steuerdirection vom 13. Dezember 1832 [2] an angebautem Boden, an Wäldern und ödem Lande eine Morgenzahl [3] von 3,532,746, was mit Einrechnung des Raumes, welchen die Gebäude, Straßen, See'n und Flüsse einnehmen, im Ganzen als **Größe des Landes** eine Summe von 275 $^{17}/_{24}$ □Meilen beträgt; seine Bevölkerung aber besteht nach der Zählung vom Jahr 1837 in 2,46215 Familien oder 1,264,482 Seelen. Nach den vier Regierungskreisen betrachtet, ergiebt sich hieraus folgende Tabelle:

---

(1) **Hennisch**, geographisch-statistisch-topographische Beschreibung des Großherzogthums **Baden**. Heidelberg, 1833. Alsdann: das Großherzogthum **Baden** (als erstes Heft des „Erdball's"). Stuttgart, 1836.

(2) Amtliche Ausgabe der Uebersicht der Strafrechtspflege im Großherzogthum Baden. 1832.

(3) 25 Morgen N. B. Maas = 9 Hectaren französ. Maas. Eine geographische Quadratmeile = 15240 Morgen.

	See-Kreis.	Ober-	Mittel-	Unter-	Summa.
		Rheinkreis.			
Volkszahl 1837 . .	181,409	336,074	424,467	322,532	1,264,482
Familienzahl " . .	32,655	62,833	82,996	67,731	246,215
Stärke einer Familie	5, 55	5, 34	5, 12	4, 76	5, 19
oder 100 Familien	555	534	512	476	519
Getraute Paare . .	1,455	2,431	3,644	2,711	10,241
Menschen auf 1 Q.Meile	2,950	4,490	5,684	4,976	4,590
Verhältniß nach 100 Theil.	52 2/5	80 1/5	108 3/4	108 1/4	100
Grundeigenthum.					
1) Angebautes Land.					
Hausgärten Morgen	3,982	3,948	3,875	2,431	14,236
Gartenländereien "	6,660	5,355	3,309	7,947	23,271
Akerfeld . . . . "	358,523	260,993	320,395	423,256	1,363,167
Wiesen . . . . "	112,751	130,731	99,241	63,890	406,613
Weinberge . . . "	7,580	19,638	18,111	22,735	68,064
Waiden . . . . "	88,480	127,440	7,284	2,555	225,759
Brach- od. Reutfeld "	1,540	62,875	47,668	1,376	113,459
Kastanienwald "	—	—	573	217	790
:·	579,516	610,980	500,456	524,407	2,215,359
2) Wald . . . . . "	261,494	346,444	382,395	305,738	1,296,071
3) Steinbrüche, Kies- u. Lehmgruben "	—	20	82	—	102
4) Oedes Land . "	3,512	10,554	998	6,150	21,214
:·	844,522	967,998	883,931	836,295	3,532,746
beträgt in Q. Meilen	55 4/12	63 8/12	58	54 7/8	231 7/8
5) Gebäude, Straßen, Flüße, See'n . .	6 2/12	11 2/12	16 8/12	9 10/12	43 10/12
Summa des Landes :·	61 6/12	74 10/12	74 8/12	64 17/24	275 17/24
Das Verhältniß der Morgenzahl (angebauter Boden, Wald und ödes Land) ist in den verschiedenen Kreisen berechnet, nach 1000 Theilen, folgende:					Durchschnitt.
1) Angebautes Land.					
Hausgärten . . .	4, 715	4, 078	3, 745	2, 906	3, 861
Gartenländereien . .	7, 886	5, 532	3, 744	9, 502	6, 666
Ackerfeld	424, 527	269, 414	362, 466	506, 108	390, 629
Wiesen	133, 508	135, 053	112, 272	76, 396	114, 307
Weinberge	8, 976	20, 287	20, 489	27, 186	19, 234
Waiden	104, 770	131, 894	8, 240	3, 058	61, 990
Reutfeld	1, 824	64, 922	53, 928	1, 645	30, 580
Kastanienwald . . .	—	—	0, 648	0, 259	0, 227
:·	686, 206	631, 180	565, 532	627, 060	627, 494
2) Wald	309, 635	357, 898	432, 607	365, 586	366, 431
3) Steinbrüche, Kies- und Lehmgruben	—	0, 020	0, 093	—	0, 029
4) Oedes Land . .	4, 159	10, 902	1, 768	7, 354	6, 046
:·	1000	1000	1000	1000	1000

Vertheilt man die Gesammt-Morgenzahl des Landes auf die Familien- und Kopfzahl der Bevölkerung, und nimmt an, jede Familie, jeder Kopf habe ein gleiches Recht an dem Gesammt-Grundbesitze, so vertheilt sich derselbe wie folgt:

	See-Kreis.	Ober-	Mittel-	Unter-	Durchschnitt.
		Rheinkreis.			
1) **Angebautes Land.**					
Hausgärten, Gartenländereien, Ackerfeld. Morgen	11, 305	4, 302	3, 947	6, 402	5, 689
Wiesen . . . . "	3, 453	2, 080	1, 196	0, 943	1, 651
Weinberge . . . "	0, 235	0, 312	0, 218	0, 335	0, 276
Waiden . . . . "	2, 709	2, 028	0, 087	0, 038	6, 917
Reutfeld . . . "	0, 047	1, 001	0, 574	0, 020	0, 500
Kastanienwald . "	—	—	0, 007	0, 003	0, 003
:	17, 746	9, 723	6, 029	7, 741	9, 036
2) **Wald** . . . . "	8, 008	5, 514 $^2/_3$	4, 607	4, 514	5, 224
3) **Steinbrüche, Kies- und Lehmgruben** "	—	0, 000 $^1/_3$	0, 001	—	0, 000 $^1/_3$
4) **Oedes Land** "	0, 108	0, 168	0, 013	0, 092	0, 088
Summa auf eine Familie	25, 862	15, 406	10, 650	12, 347	14, 348
Auf einen Kopf der Bevölkerung . . "	4, 655	2, 880	2, 082	2, 592	2, 793

Dieß Verhältniß dürfte wohl ein schönes genannt werden, und vor Uebervölkerung uns noch nicht bange seyn, um so weniger, als in der volkreichsten Zeit des alten Rom einer Familie nur 2 Jugura Feldes zu ihrer Erhaltung zugetheilt waren. Zwei Jugura waren = 1 $^1/_2$ N. B. Morgen [4], und das Lycinische Gesez verbot den Besiz von mehr als 7 Jugura.

Nehmen wir 4 badische Morgen cultivirtes Land für eine Familie an, so würden bei 2,215,359 Morgen (die Waldungen ꝛc. abgerechnet) sich 553,840 Familien, weit über das Doppelte der jezigen Bevölkerung bei größerer Cultivirung des Bodens recht gut im Großherzogthume ernähren können. Diese Zahl kann nach 150 bis 160 Jahren vorhanden seyn, da nach 23jährigem Durchschnitt in Baden der Ueberschuß der Gebornen zu den Verstorbenen und der Eingewanderten zu den Ausgewanderten jährlich 10,600 Menschen beträgt [5].

(4) Das Jugurum hatte 28,800 römische Quadratfuß, der römische Fuß verhalt sich zum rheinlandischen wie 993 : 1075, also hatte ein Jugurum 31,796 rheinische Q. Schuh oder 136 Ruthen, etwa 3 Viertel Morgen N. B. Maaßes (298 Quad. Ruthen) also 2 Jugura = 1 $^1/_2$ Morgen.

(5) Heunisch, das Großherzogthum Baden, S. 58.

Die Ungleichheit des Grundbesizes und der Vertheilung der Volkszahl verändert hier die Sache freilich etwas; es müssen aber die großen Grundbesizer die Güter theils verleihen, und beim Selbstbau den Naturalertrag verkaufen, wodurch sich immer wieder ein Gleichgewicht herstellt.

B. Viehstand.

Ueber den Viehstand des Großherzogthums bestehen in neuerer Zeit keine Zählungen; diese Berechnung, welche wir in der folgenden Tabelle aufstellen, gründet sich daher auf die früher öffentlich bekannt gemachten Zählungen.

	Seekreis.	Ober-	Mittel-	Unter-	Summa.
		Rheinkreis.			
1) **Rindvieh** (1).					
Kühe	36,825	52,071	80,389	55,685	224,970
Säugkälber . . .	16,260	22,531	33,522	25,855	98,168
Kälber	9,414	8,696	18,295	15,531	51,936
Jungochsen	9,808	7,604	8,771	9,851	36,034
Mastochsen	663	2,496	623	1,225	5,007
Zugochsen	18,621	16,515	9,348	8,449	52,933
Farren	777	9063	920	596	11,556
—:·	92,368	118,976	151,868	117,192	480,404
2) **Pferde** (2) . . .	15,858	15401	28,630	11,294	71,183
Luxuspferde . . .	50	80	170	100	400
Militair-, Offizier- und Dienstpferde . . .	—	—	1,019	358	1,377
—:·	15,908	15,481	29,819	11,752	72,960
3) **Schaafe** (3).					
Spanische	2,470	2,339	4,441	7,606	16,856
veredelte	9,683	9,075	23,815	67,484	110,057
engl. langwollige (4)	38	38	38	38	152
Landschafe	16,523	11,918	8,695	24,657	61,793
—:·	28,714	23,370	36,989	99,785	188,858
4) **Ziegen** (5) . . .	4,300	4,670	4,200	8,877	22,047
5) **Schweine** (6) . .	40,000	79,000	100,000	81,000	300,000
6) **Esel** (7)	120	260	210	110	700
Summa Viehstgnd —:·	181,410	241,757	323,086	318,716	1,064.969
Es kommen vom Viehstand im Durchschnit auf eine Familie: 1) Rindvieh	2,82	1,89	1,82	1,73	2,07
2) Pferde	0,46	0,22	0,35	0,17	0,30
3) Schaafe	0,86	0,37	0,43	1,46	0,78
4) Ziegen	0,13	0,08	0,05	0,14	0,10
5) Schweine	1,22	1,25	1.20	1,21	1,22
Summa :·	5,49	3,81	3,85	4,71	4,47

(1) Die Zählung ist vom Jahr 1823, da die Kreise seit dieser Zeit von 5 auf nur 4 reducirt worden sind, und der Kinzigkreis zu 1 Sechstel dem Ober- zu 5 Sechstel dem Mittel-Rheinkreis zugetheilt worden ist, so hat man auch den Viehstand in demselben Verhältniß vertheilt.

(2) Zählungen von 1830. (3) Zählung von 1832. (4) 1834 Die Vertheilung auf die Kreise ist nur approximativ angenommen. (5) 1811/12 im Verhaltniß der Schaafe auf die Kreise vertheilt. (6) Vertheilt auf die Familienzahl.

(7) Nach dem Vergland vertheilt.

II. Mineralien.

An Gold liefert das Großherzogthum jährlich (Mittelrhein-Kreis 2800, U.R.Kreis 200) 3000 Kronen, an Silber (O.R.Kreis 300, M.R.Kreis 300) 600 Mark, an Kupfer (M.R.Kreis) 900, an Eisen aber (Seekreis 88000, O.R.Kreis 108000, M.R.Kreis 26000, U.R. Kreis 8000) 230000 Zentner; alsdann liefert es (M.R.Kreis) an Kobald 145, an Braunstein (Seekreis) 500, an Bleiglätte (O.R. Kreis 600, M.R.Kreis 600) 1200, an Schwerspath (M.R.Kreis 4000, U.R.Kreis 2500) 6500, an Thon (O.R.Kreis 4000, M.R.Kreis 8000, U.R.Kreis 4000) 16000, an Steinkohlen (M.R.Kreis 30000, und endlich an Kochsalz (M.R.Kreis 140,000, U.R.Kreis 160000) 300000 Zentner, an Torfboden aber, welche oben unter das Waid- und Oedland eingerechnet wurde, besizt es nach den Berichten des landwirthschaftlichen Wochenblattes von 1837 (Seekreis 5597, O.R.Kreis 237, M.R.Kreis 1012, U.R.Kreis 975) 7821 Morgen.

III. Gebäude.

Die Anzahl der verschiedenen Gebäulichkeiten in Städten und auf dem Lande ist nicht bekannt, ihr Geldwerth wird sich aber unten aus dem Steuerkapital der Brandassekuranz berechnen lassen.

IV. Land- und Wasserwege.

Die Stundenzahl der Staatsstraßen im Großherzogthum beläuft sich (Seekreis 148, O.R.Kreis 119, M.R.Kreis 160, U.R.Kreis 89) auf 516, während diejenige der Vizinalwege ohngefähr das Doppelte hievon beträgt. Schiffbare Wasser sind ausser dem Rhein, welcher alle vier Kreise berührt, im Seekreis der Bodensee, im O.R.Kreis die Elz, im M.R.Kreis die Kinzig und Murg, und im U.R.Kreis die Tauber, der Main und Neckar.

Von den Brücken bemerken wir hier nur die Schiffbrücken bei Kehl, Knielingen und Mannheim. Häfen besizt das Land zu Konstanz, Ueberlingen, Ludwigshafen, Freistätt, Kehl, Leopoldshafen und Mannheim.

Diese Uebersicht dürfte das Materielle des Landes darstellen.

Den Geldwerth zu berechnen, und den Handel und die Gewerbe als Grundstockvermögen darzustellen ist nun die Aufgabe, welche Sachkenner leicht höher oder niederer schätzen mögen.

Geldberechnung.

	Seekreis.		Ober- Rheinkreis.		Mittel- Rheinkreis.		Unter- Rheinkreis.		Summa.	
I. Landwirthschaft. Grundeigenthum.	fl.		fl.		fl.		fl.		fl.	
Das Grund- und Gefäll-Steuerkapital mit Ausschluß sämmtlicher Steuer-Capitalien der landesherrlichen Verrechnungen beträgt nach Angabe des Großherzogl. Controlbureaus am 13. März 1838 (vid. Uebersicht der Strafrechtspflege von Baden 1837) (1)	68,906,543		126,184,059		146,248,590		119,130,722		460,469,914	
Die Morgenzahl des gesammten Grundeigenthums besteht wie oben berechnet in	844,522		967,998		883,931		836,295		3,532,746	
Der Morgen hat demnach einen Durchschnittswerth	81 fl.	36 kr.	130	22	165	27	142	27	130	21
Es verhält sich demnach der Werth eines Morgens der verschiedenen Kreise nach 1000 Theilen berechnet	629		1003		1272		1096		1000	
oder der Morgen der im Durchschnitt des Landes zu 100 fl. geschäzt wird, hat einen Werth . . .	62	54	100	18	127	12	109	41	100	
Differenz gegen den Durchschnitt pr Morgen . .	—37	6	×	18	× 27	12	× 9	41	—	

Der Werth der cultivirten Güter ist nach der Ansicht der verschiedenen Kreise sehr verschieden. Er geht mit der Population fast gleichen Schrittes, was wohl natürlich genannt werden kann, da eine höhere Population die Concurrenz verhältnißmäßig erhöht, auch auf die Cultivirung der Güter bessern Ertrages wegen gewirkt werden muß.

100 fl. Durchschnittswerth des Landes hat

	fl.	kr.	Auf 100 Menschen im Durchschnitt des Landes kommen:
im Seekreis	62 fl.	54 kr.	52
„ O.Rheinkr.	100	18	80
„ M.Rh.Kr.	127	12	123
„ Unt.Rh.Kr.	109	41	108

Der Durchschnittswerth des Morgen Landes wird nun folgendermaßen angenommen:

Mittlerer Schäzungswerth.

Der Morgen Hausgärten zu 300 fl. thut in runder Zahl auf die verschiedenen Kreise im Verhältniß repartirt	188	300	381	331	300

(1) Die Grundsteuer wird von unbeweglichen Gegenständen entrichtet. Sie ist nicht auf die ängstliche Berechnung des reinen Ertrags eines Feldes bestimmt, vielmehr ist hier, wenn die ganze Summe angenommen ist, der Ausschlag den Lokalstellen so überlassen, daß in den Ansäzen jener Spielraum stattfindet, nach welchem die Aufbesserung des Guts, oder ein geringerer Ertrag für einige Jahre kein zu großes Mißverhältniß erzeugt. Die Grundgefalle sollen einen verhältnißmaßigen Ansaz zur Grundsteuer haben.

Landwirthschaft.	Seekreis.	Ober- Rheinkreis.	Mittel- Rheinkreis.	Unter- Rheinkreis.	Summa.
Grundeigenthum. Der Morgen thut:	fl.	fl.	fl.	fl.	fl.
Gartenländereien à 280 fl.	176	280	356	308	280
Ackerland . . . = 150 =	94	150	190	166	150
Wiesen . . . . = 240 =	151	240	305	264	240
Weinberge . . = 350 =	220	350	445	385	350
Waiden u. Reutfeld 80 =	50	80	100	90	80
Kastanienwald . = 500 =	—	—	500	500	500
Wald . . . . = 120 =	76	120	152	132	120
Steinbrüche rc. = 100 =	—	100	100	—	100
Oedes Land . = 10 =	10	10	10	10	10
Hiernach berechnet sich nun die Gesammt-Morgenzahl der Kreise und des Landes.					
1) Angebautes Land. Morgen					
14,236 Hausgärten . .	748,616	1,184,400	1,476,375	804,661	4,270,800
23,271 Gartenländereien	1,172,160	1,499,400	1,178,004	2,447,676	6,515,880
1,363,167 Ackerfeld . . .	33,701,162	39,148,950	60,875,050	70,250,496	204,475,050
406,613 Wiesen . . .	17,025,401	31,375.540	30,268,505	16,866,960	97,587,120
68,064 Weinberge . .	1,667,600	6,873,300	8,059,395	8,752,975	23,822,400
225,759 Waiden . . .	4,424,000	10,195,200	728,400	229,950	18,060,720
113,459 Reutfeld . . .	77,000	5,030,000	4,766,800	123,840	9,076,720
790 Kastanienwald .	—	—	286,500	108,500	395,000
:	58,815,939	95,306,690	107,639,029	99,585,058	364,203,690
2) Wald. 1,296,071 Morgen . .	19,873,544	41,573,280	58,124,040	40,357,416	155,528,520
3) Steinbrüche rc. 102 Morgen . .	—	2,000	8,200	—	10,200
4) Oedes Land. 21,214 Morgen . .	35,120	105,540	9,980	61,500	212,140
Summa :	78,724,603	136,987,510	165,781,249	140,003,974	519,954,550 (*)
Das Grund- und Gefäll-steuer-Kapital beträgt	68,906,543	126,184,059	146,248,590	119,130,722	460,469,914
Differenz weniger	9,818,060	10,803,451	19,532,659	20,873,252	59,484,636
oder der wirkliche Werth der Güter ist um diese Summe höher; nach Procenten	12 1/2	8	12	14	11 2/5

(*) Es ist hier zu bemerken, daß die Hauptsummen mit den einzelnen Summen der Kreise nicht in voller Harmonie stehen können, weil diese eine verschiedene Morgenzahl und verschiedene Preise repräsentiren. Nur bei einer verhältnißmäßig gleichen Zahl müßte eine Kreuzprobe sich ergeben.

Viehstand.	Seekreis.	Ober-	Mittel-	Unter-	Summa.
		Rheinkreis.			
	fl.	fl.	fl.	fl.	fl.
Stück.					
480,404 Rindvieh à 40 fl.	3,694,720	4,759,040	6,074,720	4,687,680	19,216,160
72,960 Pferde " 70 "	1,113,560	1,083,670	2,087,330	822,640	5,107,200
188,858 Schaafe " 10 "	287,140	233,700	369,890	997,850	1,888,580
22,047 Ziegen " 8 "	34,400	37,360	33,600	71,016	176,376
300,000 Schweine " 12 "	480,000	948,000	1,200,000	972,000	3,600,0000
700 Esel " 13 "	1,560	3,380	2,730	1,430	9,100
Geflügel, Bienenstöcke, Jagd u. Fischerei. Werth	221,800	270,000	270,000	238,200	(1) 1,000,000
Summa :-	5,833,180	7,335,150	10,038,270	7,790,816	30,997,416
Hiezu Werth des Grund und Bodens	78,724,603	136,987,510	165,781,249	140,003,974	519,954,550
Hauptsumme für die Landwirthschaft (2) . . .	84,557,783	144,322,650	175,819,519	147,794,790	550,951,966
II. Werth der Mineralien und Kochsalz.					
3000 Kron. Gold (69 1/3 Kr. gleich ein Mark = 390 fl.)	—	—	15,750	1,125	16,875
600 Mark Silber à 24 fl.	—	7,200	7,200	—	14,400
900 Ctr. Kupfer à 92 fl. 48 kr.	—	—	83,520	—	83,520
145 Ctr. Kobalt (709 Pfd. à 63 fl. 48 kr.)	—	—	1,320	—	1,320
500 " Braunstein à 3 fl. 20	1666 2/3	—	—	—	1,666 2/3
1200 " Bleiglätte, 700 " Bleiglasurerz } à 9 fl.	—	8,550	8,550	—	17,100
230,000 Ctr. Eisen à 5 fl.	440,000	540,000	130,000	40,000	1,150,000
6500 Ctr. Schwerspat à 30 kr.	—	—	2,000	1,250	3,250
16000 Ctr. Thon	—	450	900	450	1,800
30,000 Cent. Steinkohlen à 48 kr.	—	—	24,000	—	24,000
7821 Morgen Torf (Ertrag 30 fl. pr Morgen)	167,910	7,110	30,360	29,250	234,630
300,000 Ctr. Salz à 1 fl 30 kr.	—	—	210,000	240,000	450,000
Summa :-	609,576 2/3	563,310	513,600	312,075	1,998,561 2/3
mit 5 pCt. capitalisirt erscheint ein Werth . . .	12.191,520	11.266,200	10,272,000	6,241,500	39.971240
III. Gebäude.					
Sie liegen in der Brand-Assekuranzkasse 1838/39	39,506,200	51,874,200	63,727,950	48,768,300	203,876,650
Hiezu 20 p.Ct. Mehrwerth	7,901,240	10,374,840	12,745,590	9,753,660	40,775,330
—:-	47,407,440	62,249,040	76,473,540	58,521,960	244,651,980
Das Häusersteuer-Kapital (3) beträgt . .	19,461,425	38,955,100	56,920,475	44,168,025	159,505,025
Differenz weniger oder der wirkliche Werth der Gebäude ist größer . . .	27,946,015	23,293,940	19,553,065	14,353,935	85,146,955
nach Procenten . .	59	37	25	24 1/3	35

(1) Vertheilt auf die Quadratmeilen-Zahl der Kreise.
(2) Die Landwirthschaft treiben 101792 Familien, wovon 12756 den Rebbau.
(3) Die Häusersteuer besteht in bestimmten Procenten des geschätzten Kapitals.

IV. Straßen, Brücken, Flüße, Häfen.	Seekreis.	Ober- Rheinkreis.	Mittel-	Unter-	Summa.
1) Straßen u. Brücken.	fl.	fl.	fl.	fl.	fl.
a. Staatsstraßen à 25,000 fl. pr Stunde	3,700,000	2,975,000	4,000,000	2,225,000	12,900,000
b. Vicinalstraßen à 5000 fl. pr "	1,480,000	1,190,000	1,600.000	890,000	5,160,000
—:·	5,180,000	4,165,000	5,600,000	3,115,000	18,060,000
Verhältniß nach Procenten	92,50	70,43	100	55,62	—
2) See, Flüsse, Häfen und Schiffbrücken. Die Wasser-Zölle betragen durchschnittlich im Jahr 150,000 fl., diese geben einen Capitalwerth zu 4 pCt. capitalisirt. . .	937,500	937,500	937,500	937,500	3,750,000
3) Eisenbahnen (zur Zeit im Bau). Hiezu der Durchgangszoll der Waare, welcher 160,000 fl. jährl. beträgt zu 4 pCt. capitalisirt und nach der Länge der Staatsstraßen auf die Kreise vertheilt	1,147,280	922,480	1,240,200	690,040	4,000,000
—:·	7,264,780	6,024,980	7,777,700	4,742,540	25,810,000
V. Werth der Gewerbe. Capital im Handel und Gewerbe, Geräthschaften, Sammlungen, Vorräthe und in baarem Gelde (1).					
Diese Summen zu bestimmen, gehört zu den Unmöglichkeiten, wenn der Staat nicht nach bestimmten Grundsäzen der Billigkeit hier die Bahn gebrochen hätte. Man muß dieserhalb das Gewerbsteuerkapital als Grundlage erkennen, es betrug 1837 = 156,662,800 fl., worunter 24,600,000 fl. Gewerbsbetriebs-Capital; es vertheilt sich auf die verschiedenen Regier. Bezirke	20,737,600	39,063,350	52,145,175	44,716,675	156,662,800
Nach Prozenten erscheint folgendes Resultat: . .	40 %	75 %	100 %	86 %	—
Vergleicht man die Volkszahl nach Prozenten, wie sie in den verschiedenen Kreisen vertheilt ist . .	52	80	123	108	—
So erscheint eine Differenz, welche die höhere oder geringere Gewerbthätigkeit anzeigt	12	5	23	22	—

(1) Im Jahre 1829 hatte Baden 161 Fabrikanten, 8332 Handelsleute, 87131 Gewerbsleute mit 33269 Gesellen und einem Betriebskapital von 22,216,775 fl.

	Seekreis.	Ober-	Mittel-	Unter-	Summa.
		Rheinkreis.			
VI. Geldkapitalien,	fl.	fl.	fl.	fl.	fl.
nemlich im Auslande stehende, welche hier allein in Betracht kommen (1)	573,000	887,000	1,340,090	1,200,000	4,000,000
VII. Kapitalwerth auswärtiger Gefälle.					
nach Abzug der Gegenseitigen (2)	573,000	887,000	1,340,000	1,200,000	4,000,000
Rekapitulirt man nun alle diese Beträge, so erscheint ein Gesammt-Vermögen des Staates, wie folgt:					
1) Grundeigenthum . .	78,724,603	136,987,510	165,781,249	140,003,974	519,954,550
2) Viehstand	5,833,180	7,335,150	10,038,270	7,790,816	30,997,416
3) Mineralien und Kochsalz	12,191,520	11,266,200	10,272,000	6,241,500	39,971,240
4) Gebäude	47,407,440	62,249,040	76,473,540	58,521,960	244,651,980
5) Straßen, Brücken Flüsse rc.	7,264,780	6,024,980	7,777,000	4,742,540	25,810,000
6) Gewerbe, Handel rc.	20,738,600	39,063,350	42,145,175	44,716,675	156,662,800
7) Geldkapital im Ausland	573,000	887,000	1,340,000	1,200,000	4,000,000
8) Kapitalwerth auswärtiger Gefälle	573,000	887,000	1,340,000	1,200,000	4,000,000
Summa :.	173,305,123	264,700,230	325,167,934	264,417,465	1028,017,988 (3)
Hieraus folgt					
a) der Werth einer Quadr. Meile Landes . . .	2,818,000	3,537,300	4,354,600	4,086,200	3,566,300
Verhältniß dieses Werthes nach Procenten . . .	79	99	122	114 1/2	100
b) Auf Familien repartirt, erscheint pr Familie ein Betrag	5,307	4,212	3,918	3904	4,217
c) Auf 1 Kopf der Bevölkerung	955	788	766	819	811
Vergleicht man das Capital der Landwirthschaft . .	84,557,783	144,322,660	175,819,519	147,794,790	550,951,966
Nach Abzug des Werthes der Wälder	19,873,544	41,573,280	58,124,040	40,357,416	155,528,520
Rest :.	64,684,239	102,749,380	117,695,479	107,437,374	395,423,446
Mit dem Kapital des Handels und der Gewerbe .	20,737,600	39,063,350	52,145,175	44,716,675	156,662,800
so erscheint eine Differenz,	43,946,639	63,686,030	65,550,304	62,720,699	238,760,646
welche der Landwirthschaft angehört nach Procenten	68	62	56	59	60
und der Gewerbsbetrieb besteht in	32	38	44	41	40
—:.	100%	100%	100%	100%	100%

(1) Im Verhältniß wie Würtemberg sie berechnet und der Meilenzahl der Kreise repartirt.
(2) Desgleichen.
(3) Diese Summe wird sich noch durch das s. g. Fahrnißvermögen erhöhen; nur 250 fl. pr Familie angenommen, dürfte es gegen 62,000,000 Gulden betragen. Es ist dies aber kein rentables Vermögen, weshalb dasselbe auch hier nur in der Bemerkung einen Platz findet.

Man kann also annehmen, daß in den gesammten Badischen Landen $^3/_5$ der Kapitalien der Landwirthschaft und $^2/_5$ derselben den Gewerben und dem Handel angehören, während die Familienzahl, die sich der Landwirthschaft widmet, in 101792, die der Gewerbe in 95624 mit 33269 Gehülfen besteht. Uebrigens treibt der größere Theil der Gewerbsleute Badens zugleich die Landwirthschaft, wodurch obige Differenz sich ausgleichen dürfte.

Lehrreich dürfte es seyn, zu erfahren, wie das Volksvermögen aus einer Hand in die Andere übergeht. Das Großherzogthum Baden besizt zwar darüber keine vollständige Notizen. Um zu einer wahrscheinlichen Summe zu gelangen, müssen wir unsern Blick auf Frankreich wenden, wo durch das s. g. Enregistrement vollständige Uebersichten zur Kenntniß kamen.

Nach den Erhebungen des Jahres 1835 betrug der Wechsel des Vermögens in Frankreich:

—:. 3,724,614,999 Francs

und zwar:

	Vermögen:		
	bewegliches.	unbewegliches.	Summa.
1) Durch Erbschaft	559,572,591 Frcs.	989,953,683 Frcs.	1,549,526,274 Frcs.
2) „ Schenkung	283,755,053 „	235,333,999 „	519,039,052 „
3) „ Kauf u. Cession	407,159,763 „	1,248,889,910 „	1,656,049,673 „
—:.	1,250,487,407 „	2,474,177,592 „	3,724,614,999 „

oder auf 100 Einwohner (20 Familien) in rheinischen Gulden:

1) Durch Erbschaft	771 fl. 27 kr.	1364 fl. 51 kr.	2136 fl. 18 kr.
2) „ Schenkung	391 fl. 16 kr.	324 fl. 41 kr.	715 fl. 57 kr.
3) „ Kauf und Cession ..	561 fl. 28 kr.	1721 fl. 53 kr.	2283 fl. 21 kr.
—:.	1724 fl. 11 kr.	3411 fl. 25 kr.	5135 fl. 36 kr.

Verhältniß nach Procenten.

1) Durch Erbschaft	16.	26.	42. (1)
2) „ Schenkung	7.	6.	13.
3) „ Kauf und Cession ..	11.	34.	45.
—:.	34.	66.	100.

Wendet man diese Verhältnisse auf die Volkszahl Badens an — obige Berechnung gründet sich auf die Bevölkerung Frankreichs, welche 1836 —:. 33,540,910 betragen hat — so würden bei 1,264,482 Einwohner Badens folgende Summen aus einer Hand in die andere übergehen:

1) Durch Erbschaft	10,390,080 fl.	16,883,880 fl.	27,273,960 fl.
2) „ Schenkung	4,545,660 „	3,896,280 „	8,441,940 „
3) „ Kauf und Cession .	7,143,180 „	22,078,920 „	29,222,100 „
—:.	22,078,920 „	42,859,080 „	64,938,000 „

Wurde angenommen, das gesammte Staatsvermögen von 1026 Millionen Gulden sey Privatvermögen, so wäre der 16te Theil desselben in steter Bewegung. Wenn man aber das Vermögen des Staates, der Corporationen, der Gemeinden 2c. 2c. in Abzug bringt, so wird man annehmen können, daß jährlich der 10te Theil von einer Hand in die andere übergeht.

(1) Es stirbt in Baden einer von 39.

Baden's

sittliches und geistiges Vermögen.

Das Nationalvermögen eines Staates ist nicht allein ein materielles, in Grundbesiz, Gewerb, Handel und Kapitalien bestehendes, sondern auch ein moralisches und intellektuelles. Wir verstehen hierunter sowohl den Grad der Sittlichkeit und Bildung, den Grad der Kultur des Kopfes und Herzens bei den verschiedenen Volksklassen und Ständen eines Landes, als den Besiz von Anstalten und Stiftungen, welche diese Kultur unterhalten und fördern. Das geistige und sittliche Vermögen tritt billig neben das materielle, und wo beide in zeitgemäßem Fortschritte sich die Wage halten, da ist gewiß der Staat ein blühender, glücklicher!

Welchen Gefahren jene Staaten ausgesezt sind, deren überwiegender Besiz ein blos materieller ist, davon haben wir Beispiele genug, um ihr Glück nicht allzusehr zu beneiden; und der Zustand jener andern, wo die intellektuelle Bildung, die wissenschaftliche, künstlerische, politische, das materielle Fundament unverhältnißmäßig überragt — dürfte er wohl wünschenswerth für uns seyn? Die Ausführung dieses Themas würde zu den wichtigsten Zeitfragen, zu den interessantesten Betrachtungen führen. Wir beschränken uns aber auf unsern nächsten Vorwurf, auf den vaterländischen Staat, dessen materielles Vermögen der vorige Aufsaz behandelt hat. Was hier über das intellektuelle und moralische folgt, kann indeß nur eine Skizze seyn, nur ein Versuch, da der Gegenstand seine eigenen Schwierigkeiten darbietet und beinahe gar nicht vorgearbeitet ist.

Wir haben das Glück, einem Staate anzugehören, wo Reichthum des Landes und Bildung des Volkes im erfreulichsten Einklange stehen. Jeder gereiste Beobachter muß dieses anerkennen, und es ist auch hundertmal schon öffentlich anerkannt worden. Unsere wohlgelegenen, gesunden, fruchtbaren Gefilde nähren eine zahlreiche, körperlich und geistig gesunde Bevölkerung. Männlicher Ernst, umsichtige Thätigkeit und ausdauernder Fleiß im Arbeits- und Geschäftskreise, ungeheuchelte Munterkeit, Wiz und Laune im Kreise der Gesellschaft, Liebe und Sorgfalt im Kreise der Familie, Wohlthätigkeit bei sparsamer Häuslichkeit, Freimüthigkeit und Rechts-

gefühl bei ruhiger Achtung der öffentlichen Gewalt und treuer Anhänglichkeit an sein Fürstenhaus — das sind die Grundzüge, wornach sich der Charakter des **Badeners** mehr oder weniger modelt. Es liegt also ein Fond in ihm, welcher nur einer tüchtigen Erziehung und Bildung bedurfte, um der üppigen Ausstattung, dem Reiz und Reichthum der Natur des Landes auf's glänzendste zu entsprechen.

Für diese Erziehung und Bildung aber sind auch alle nöthigen und fördernden Mittel gegeben; denn wo wäre ein Land, welches dem unsrigen gleich käme an Reichthum der Erziehungs- und Bildungsanstalten? Wir besizen alle Gattungen derselben von den höchsten Instituten der Wissenschaft bis herab zu den untersten Dorfschulen. Wir besizen zwei Universitäten, eine politechnische Schule, ein katholisches Priester- und drei Schullehrer-Seminarien, eine Militär- und Veterinärschule, vier Lyceen, sechs Gymnasien und sieben Pädagogien, eine Reihe lateinischer, Gewerbs- und höherer Bürgerschulen, dreizehn weibliche Lehranstalten oder Töchterschulen, zahlreiche Privatinstitute, und endlich gegen neunzehnhundert Elementarschulen — also über zweitausend Erziehungs- und Bildungsanstalten auf dem Raume von weniger als zweihundert und achtzig Geviertmeilen!

Was aber dieses reiche Besizthum in seinem Werthe noch erhöht, sind die historischen Verhältnisse, die Schul- und Studienstiftungen. **Heidelberg** besizt die erste Hochschule und **Freiburg** eine der ältesten in Deutschland, die meisten unserer Mittelschulen bestehen seit Jahrhunderten, und die Einrichtung regelmäßiger Volksschulen begann schon unter **Maria Theresia**, unter **Josef** dem Zweiten und **Karl Friedrich**. Unsere Schul- und wissenschaftliche Bildung ist also nichts weniger als eine Treibhauspflanze, sie ist ein kräftiger Baum mit tiefgehenden Wurzeln und reichverzweigten Aesten, welcher genährt wurde von oben durch die Gunst der Fürsten, wie von unten durch die Sorgfalt der Korporationen und die Spenden einzelner Wohlthäter. Wenn uns daher jene Universitäts-Fundationen, jene Schulgeseze und Einrichtungen zum wärmsten Danke verpflichten, so sind wir denselben Dank auch den Gründern der vielen Stiftungen schuldig, durch welche es so manchem armen Jünglinge möglich ward, ein fähiger Diener oder ruhmgekrönter Held der Kunst und Wissenschaft zu werden!

Wir dürfen stolz seyn auf die Zahl der Landsmänner, deren Namen die Annalen der Gelehrsamkeit, der Kunst, der Kirche und des Staates schmücken. Wie jene Alten, **Reuchlin**, **Melanchthon** und viele ihrer Mitkämpfer für die gute Sache, bei uns das Licht der Welt erblickten und den Grund ihrer Größe legten, so sind auch in neuerer Zeit ein **Schöpf-**

lin, Dalberg, Posselt, Brauer, Hebel, Hug, Rotteck, Oken, bei uns geboren und erzogen. Und während viele Lehrer erster Größe aus der Fremde an unsere Schulen berufen wurden, um hier ihr segensreiches Wirken zu verbreiten, so ist auch keine unserer Landschaften und Städte ohne einen verdienten oder berühmten Mann geblieben, der nicht wenigstens seine Jugendbildung einer einheimischen Unterrichtsanstalt verdankte. Diese hervorragenden Beispiele aber wirkten unberechenbar auf die Masse der Bevölkerung, und unsere intellektuelle Bildung hatte den freudigen Fortgang, feierte den beiderseits ehrenden Triumph, daß sie in die öffentliche Achtung eingebürgert ist, daß sie sich ohne Scheu neben das Geburtsvorrecht stellen darf, wie neben den Grundbesitz und Geldreichthum.

Wirft man einen Blick auf die Literatur, welche das Ergebniß unserer gelehrten und künstlerischen Bildung ist, so entspricht sie auf eine erfreuliche Weise jenen soliden historischen Fundamenten. Bei weitem die meisten Werke und Arbeiten unserer Schriftsteller sind wissenschaftlicher Natur oder auf's Praktische berechnet, und wir haben bisher noch den geringsten Antheil an jener Fluth seichter und verderblicher Federprodukte, womit Deutschland überschüttet ist. Dieser Umstand wirkte abermals höchst wohlthätig auf die Bevölkerung zurück, die sich zwar vielfältig auch von Klauren'schen und französischen Syrenen verlocken läßt, aber noch immer einen gesunden Sinn für das Ernste, Unterrichtende, Erbauende, für das Historische und Vaterländische bewahrt hat.

Wenn die badische Wissenschaft und Literatur ihrem angebornen Geiste getreu, in zeitgemäßem Fortschritte sich immer mehr innerlich stärkt und äußerlich entfaltet, so kann sie unter Verhältnissen, welche durch eine günstigere Gestaltung der deutschen Nationalzustände bedingt sind — einen Schwung gewinnen, dessen Berechnung jezt nicht möglich ist. Schlechten Interessen, fremden Tendenzen, das hoffen wir zu Gott, wird sie niemals dienen.

Zur Aufklärung unserer Begriffe namentlich in religiöser und kirchlicher Beziehung hat noch ein anderes historisches Moment beigetragen — die Reformation der baden-durlachischen Lande, welche sich durch den mittlern und obern Theil des jezigen Großherzogthums hinzogen. Wenn man bedenkt, was durch die Jesuiten in der Pfalz geschah, und welche spanische Glaubensrichtung das Haus Oestreich auch in den Vorlanden verfolgte, so wird man nicht zweifeln können, daß die Nachbarschaft des durlachischen Protestantismus unsere katholische Bevölkerung vielfach vor jenem Abweg bewahrte, welcher andern Orts zu so traurigen Folgen geführt hat. Sicherlich ist die reinere Auffassung des Christenthums, die freiere Bewegung innerhalb der Glaubensformen und die edlere Sittlichkeit, die man dem badischen

Volke im Vergleich zu einigen seiner Nachbarn nicht bestreiten kann, großentheils das Ergebniß unserer konfessionellen Mischung und Zustände.

Wie sich aber der christliche Sinn der Badener bethätigt, das lehret der Geist der religiösen Duldung, welcher Protestanten und Katholiken wie die Söhne einer Familie brüderlich zusammen leben läßt; das lehren die vielen freiwilligen Kollekten bei Unglücksfällen, denen der Landesfürst stets mit so schönem Beispiele vorangeht; lehren die fortlaufenden Stiftungen für religiöse, fromme, wohlthätige Zwecke, die Vereine für Gefangene, für verwahrloste Kinder, für treue Dienstboten; lehrt endlich die Sorgfalt der Regierung für Institute der Wittwen und Waisen, der Arbeit- und Heimathlosen, der Blinden und Taubstummen, der Irren und Kranken. Unser altes Stiftungsvermögen beträgt über zwei und achtzig Millionen — und man hat berechnet, daß noch fortwährend fünfzig bis sechzig tausend Gulden alljährlich verstiftet werden (*).

Unser Vermögen und Besitzthum hinsichtlich der Kunst steht dem wissenschaftlichen zwar nach, und wir haben darin verhältnißmäßig noch lange nicht geleistet, was andere deutsche Länder; doch liegt die Ursache hievon mehr in äußeren Verhältnissen, als in einem innern Mangel. Denn daß wir Talente besizen für jede Branche der Kunst, würde schon ein oberflächliches Namensverzeichniß unserer Künstler beweisen, und daß unserem Volke im allgemeinen Sinn und Liebe für künstlerische Erzeugnisse reichlich zugetheilt sind, bestätigen die Tageserscheinungen hundertfältig. Sind die Theater zu Mannheim, Karlsruhe, Baden, Freiburg und Konstanz nicht genug für das kleine Land? Deuten unsere Kirchenmusiken, unsere Gesangvereine und Musikfeste nicht auf ein Fundament hin, welches nur großartigerer Verhältnisse bedarf, um die schönsten Erfolge zu bringen? Und ferner, ist durch die öffentliche Unterstützung aufkeimender Talente, wie durch die Gründung des herrlichen Akademiegebäudes in der Residenz nicht von Fürst und Ständen gleichsam die feierliche Erklärung gegeben, daß Baden auch in den Interessen der Kunst keinem deutschen Staate nachstehen wolle?

Der religiösen, wissenschaftlichen und Kunstbildung zur Seite tritt endlich die politische. In wiefern das badische Volk eine solche besize, geht auf's sprechendste aus dem Geiste seiner Verfassung, seiner Regierung und Kammern hervor. Wie klein und wie abhängig von größern Verhältnissen unser Staat auch sey — haben wir in irgend einer wichtigen Frage

(*) Dieser allgemeine Sinn für milde Stiftungen ist eine der löblichsten Seiten des badischen Volkscharakters, und überrascht wirklich in seinen Resultaten. Wir werden die Uebersicht der seit 20 Jahren verstifteten Summen zum Gegenstand unseres nächsten Aufsazes machen.

die Sache des allgemeinen Vaterlandes, die Sache der Freiheit und des Fortschritts gleichgiltig oder feig verlassen? Wie viel Umsicht und Mäßigung die Regierung, wie viel Intelligenz und Thätigkeit die Stände, wie viel Theilnahme das Volk bisher in steigendem Maße bewiesen — welcher billige Beobachter kann es läugnen? Hieran knüpfen sich schöne Hoffnungen, und wenn einst der Himmel über das Schicksal Deutschlands entscheidet, so wird die Stimme Badens vielleicht von ungeahnter Wichtigkeit seyn. Es hätte dann seinen Beruf erfüllt und sein Name wäre für bleibend in die Tafeln der Nationalgeschichte eingegraben!

Unsere bisherige Schilderung ist jedoch nur im Allgemeinen wahr, und die Schale, welche der moralische und intellektuelle Werth des badischen Volkes so tief herabdrückte, wird leider durch die Ausnahmen im Einzelnen, welche wir als Gegengewicht in die andere legen, wieder sehr hinaufgezogen. Doch fällt wohl nur ein Theil dieser Ausnahmen den Badenern, ihrem Charakter, ihren Anstalten, ihrem Staats- und ihrem Gesellschaftswesen zur Last — das Uebrige muß man mit den Uebeln der Zeit entschuldigen, denen alle Völker und Staaten ausgesezt sind.

Da wir kein anderes Interesse kennen, als die heilige Sache des Vaterlandes, so darf es uns erlaubt seyn, jene Ausnahmen, welche die Schattenseite unserer moralischen und geistigen Kultur bilden, mit demjenigen Freimuth zu besprechen, worin stets die Sprache eines Patrioten bestehen muß. Beginnen wir mit dem, was das Erste und Höchste bleibt, mit der Religion. Der aufrichtige, von den Vätern ererbte religiöse Sinn, welchen wir im Ganzen noch immer wahrnehmen, an wie manchem Orte wird er vergeblich gesucht, und an wie manch' anderm ist er sichtbar im Zerfall! Diese Erscheinung ist eine der traurigsten; denn ohne wahre Religiosität in der Masse des Volkes ist aller Glanz und Reichthum der Kultur nur eine trügerische Seifenblase. Wir haben Familien, Gemeinden, Gegenden, wo Gleichgültigkeit oder Heuchelei an die Stelle des Glaubens und der Frömmigkeit getreten sind; wir haben Obrigkeiten, Priester und Lehrer, denen das Wort Religion ein hohler Schall ist; wir haben Aeltern, welche ihre Kinder nie ein Gebet, nie einen Spruch der Bibel lehren, und daher öfters eine Jugend, welche sich mit Unglauben brüstet, ja sich gegen religiöse Dinge sogar Spott und Hohn erlaubt!

Schwer und beengend fällt uns hier die Frage auf das Herz: wird dieser Zerfall des Glaubens und der Frömmigkeit mit der Zukunft sich vermehren? Wird, was gegenwärtig noch das Gift einzelner Familien, Gemeinden und Gegenden ist, einstens die Krankheit der ganzen Bevölkerung seyn? Eine solche Zukunft würde das Grab ihrer Ehre, ihres Glückes werden. Trösten wir uns indessen mit dem gesunden Gemüthe des Gan-

zen, mit unsern Instituten der Erziehung und mit dem edlen Eifer einer Reihe von Männern, deren äusserer und innerer Beruf es ist, dem Volke durch Unterricht, durch Beispiel, durch Auferbauung und Opfer eine mehr und mehr patriotische und christliche Richtung zu geben.

Neben der Religion erscheinen Wissenschaft und Kunst als die heiligsten Güter eines freien, civilisirten Volkes. Wir haben gesehen, wie rühmlich das kleine Baden auch hierin mit andern Staaten wetteifert, was es geleistet hat, und zu welchen Hoffnungen es berechtigt. Aber ein garstiger Mackel erscheint auch in diesem Felde unseres geistigen Besizthums. Ich meine nicht den Pedantismus — er ist so ziemlich von den Lehrkanzeln und aus der Literatur verscheucht; ich meine auch nicht jene einseitigen Richtungen, wohin die Wissenschaft von politischen oder kirchlichen Tendenzen und Einflüssen oft verleitet wird — sie sind darum nicht so gefährlich, weil durch ihre Conflikte die wahre Wissenschaftlichkeit nur gewinnen kann! Aber jene eitle Sucht der Viel- und jene intollerante Anmaßung der Halb-Wisserei meine ich, welche Hand in Hand sich täglich mehr unseres Mittelstandes bemächtigen. Dieses unglückliche Zwillingspaar liefert als Produkte seiner Zeitverschwendungen meist nur Misverständnisse und Absurditäten, und es ist ein eben so großes Haupthinderniß für die Begründung tüchtiger Gesinnungen und richtiger Einsichten, wie es der Pedantismus auf andere Weise war.

Um Vieles ganz zu wissen, bedarf es der fortgesezten Studien und Erfahrung eines Menschenlebens; das oberflächliche Abschlürfen der Tagesliteratur kann nur zu einem faden Bellmel führen, und ein laienhaftes Auffassen gelehrter Dinge nur zu einem sinnlosen Conglomerat von Namen und Begriffsbezeichnungen. Man besuche unsere Gesellschaften, wie oft hört man Leute über Werke der Wissenschaft und Kunst ganz geläufig aburtheilen, denen auch jeder Blick für ein richtiges Urtheil mangelt; man durchgehe unsere vaterländische Literatur — auf welche Erscheinungen der Halbheit und Verkehrtheit wird man stoßen!

Doch könnte man dieses Alles bei einem gerechten Vertrauen auf die siegreiche Kraft gründlicher Gelehrsamkeit, ächter Wissenschaft und Kunst, getrost seinem Gange überlassen, wenn die Viel- und Halbwisserei sich nur nicht gerade in einen Stand besonders eingedrängt hätte, wo sie wirklich große und daher gefährliche Folgen zu bringen droht. Freimüthig sey es bekannt — unsere Mittel- und Volksschulen sind mit Lehrgegenständen überladen, unsere Lehrer überschäzen häufig ihre Stellung, wagen sich auf das Gebiet von Wissenschaften, deren Verständniß ihnen schon wegen des Mangels an gelehrtem Materiale versagt ist,

versteigen sich auf die Höhen der lezten Fragen über Kirche und Staat, über Politik und Religion!

Freilich wäre es anmaßlich und thöricht, dem Lehrer-Stande das freie Forschen und Denken zu verargen, wo er ein natürliches Recht dazu hat, wie ein jeder andere, — ja, er soll sogar überall forschen und denken; aber sich alsdann bescheiden auf seine Mittel, seinen Standpunkt, seinen nächsten Beruf, das heißt, er soll nicht lehren und reformiren wollen, wo sein Wissen nicht durchzudringen im Stande ist, und sich auf keine Bahn der Literatur begeben, wo er nur zum Gespötte wird! Jeder Beruf hat sein abgestecktes Feld, und innerhalb dieser Pfähle ist so Vieles zu ergründen, wenn man in die Tiefe gehen will, daß man wahrlich keine Zeit übrig hat, auch benachbarte Felder zu durchwühlen. Die Achtung und Werthschäzung, welche man dem Lehrer-Stande bei uns zollt, beruhet auch keineswegs auf dem Glauben, daß er vielwissend seyn müsse, und nichts wäre im Stande, ihn eher um sein wohlbegründetes Ansehen zu bringen, als wenn er selbst diesen Glauben hegte (*).

Ein drittes häßliches Unkraut im Garten unseres geistigen und sittlichen Besizthums ist das eitle Streben nach Vornehmheit, das Buhlen mit glänzendem Schein, das Steigern des Luxus, welches an einigen Orten, besonders in einigen unserer Städte so sehr einreißt. Wie dadurch aller Adel der Seele, alle Tüchtigkeit des Charakters, alle Solidität der Verhältnisse vergiftet und untergraben wird, wie alle Tugend und Ehrbarkeit dabei abstirbt, und alles wahre Glück zerfällt — diesen traurigen Prozeß wollen wir ausführlicher nicht schildern; wir deuten nur auf die misrathenen Söhne und Töchter, auf die ruinirten Familien und Gesellschaften, welche einst die Helden solcher Schauspiele waren.

Irreligiosität, Oberflächlichkeit und Luxus sind also die drei Giftpflanzen, welche unser geistiges und sittliches Besizthum gefährden, unsere Ehre und unser Glück bedrohen. Sie gehen Hand in Hand und unterstüzen sich wechselseitig in Verbreitung ihres verderbenschwangern Einflusses auf den öffentlichen und Privatcharakter aller Stände und Klassen des Volkes. Noch können sie ausgerottet werden — durch ein vereintes Bestreben in der Schul- und Religions-Erziehung.

(*) Vielleicht ist in keinem andern Staate der Beruf des Volksschullehrers so sehr gewürdigt werden, wie bei uns, und schwerlich giebt es einen, wo die Volksschulen regelmäßiger eingeführt und organisirt wären. Dieses wird für die Zukunft von unermeßlicher Wirkung seyn. Hierdurch ist aber die moralische und bürgerliche Stellung des Volksschullehrers so gesichert, daß er den Tadel eingeschlichener Misbräuche und Extravaganzen wohl ertragen kann.

Dieses aber ist vorerst bedingt durch die Anstalten, aus welchen die Schul- und Religionslehrer hervorgehen. Wenn dort ein System geltend wäre, wobei der Mühe- und Zeitaufwand eines encyklopädistischen Wissens die Gründlichkeit und praktische Anwendung gerade der nothwendigsten Scienzen unmöglich machte, und hier eine mehr auf die Menschensazungen beschränkte, als nach dem ächten Geiste des Christenthums strebende Richtung vorherrschte — wie dürfte da in der Schul- und Religionserziehung ein Radikalmittel gegen jenes schleichende Gift der Gesellschaft zu erwarten seyn? Unverantwortlich wäre es, wenn man bei so tüchtigen Kräften des Kopfes und Herzens, bei so reichen und trefflichen Instituten, wie wir sie besizen, Maximen und Rücksichten hegte, wobei die Erziehung und Bildung unserer Jugend auf die Bahn religiöser und politischer Partei-Interessen gezogen werden könnte, und der Hauptzweck — Erhaltung und Verbreitung wahrer Religiosität, gesunder Sittlichkeit und gründlicher Kenntnisse, mehr und mehr verloren gienge.



